J. J. David

Gesammelte Werke 2

Die Wiedergeborenen

Hagars Sohn • Blut

München und Leipzig • R. Piper & Co.

J. J. David
Gesammelte Werke
Zweiter Band

Gesammelte We

Herausgegeben von
Ernst Heilborn und Erich Schmidt

Zweiter Band



J. J. David

Die Wiedergeborenen

Hagars Sohn * Blut



München und Leipzig
R. Piper u. Co.
1908



Die Wiedergeborenen

Heinrich Natter und seinem Hause
Ein Gastgeschenk



Petre, quo vadis?

An jenem Tage, da sie den Bruder Donald aufnahmen in das Stift der Brüder der Regel des heiligen Benediktus, das da der Verehrung und dem Dienste unserer lieben Frauen geweiht ist, war eine helle und warme Maiensonne. Ueber der ganzen Stadt flutete sie und durchdrang ihre heimlichsten Heimlichkeiten und verklärte und übergoldete zumal das alte Kloster. In allen Gängen schimmerte es hell, wie es sich ziemt, wenn die Osterzeit vorüber ist und die heilige Pfingstwoche auf sachten Füßen und über neugeblümte Pfade näherschreiten will. Es war so hold, daß auch ein Betrübter froh werden mußte darüber.

Nur dem Donald selbst war in jenen Stunden gar übel zu Mute und gar nicht wie einem, der just das Ziel erreichen durfte, danach er lange streben und dafür er sich ernsthaft vorbereiten mußte. Ihn verfolgte das Licht, und es war ihm leidig. Es trieb ihn durch das gar weite und räumige Haus der Schotten; in den Garten floh er, ob ihn schattende Bäume verbärgen. Dorten aber war es erst recht traurig, und dann bangte ihm, weil es darinnen so einödig war. Denn niemand weilte allda, als der wahnwitzige Bruder Petrus. Der zeichnete mit einem

Stabe wirre Umrisse in den Sand, wie er das zu tun pflegte, und sah den Nahenden mit so großen, traurigen, verstörten Augen an, daß der erschrak und sich eilends von hinnen wandte. Und wie er nun durch die Laubengänge eilte, die Kutte geschürzt, da ward ihm erst recht weh. Denn er mußte der Zeiten gedenken, da er, ein frecher Goliarde, über die grünende Heide gesprungen war, jene Weisen ersinnend, welche die Genossen dieser Zunft annoch anstimmen, wenn sie ins Weite fahren wollen, und in ihm war's wie in einem wilden Schwan, wenn es herbstelt, die Luft mild geht und hoch oben seine Gesellen weiße Schwingen schlagen und hell trompeten. Ihm aber haben die Menschen die Fittiche gebrochen.

Auch war dem Donald das Bild Peter Burenbachs, des tollen Bruders Petrus, an jenem Sabbat in fremder und ängstiger Weise allüberall lebendig. Es setzte sich mit ihm zum Tische in seiner stillen Zelle; des Augustinus Buch von der Stadt Gottes lag offen darauf, und er sollte es miniieren und mit zierlichen Bildern ausschmücken. Sonst konnte er das wohl, damals aber geriet ihm nichts, denn er mußte verzagen, daß er jemals jenen Fluß der Linien, jene Anmut der Engelsgestalten und der wundersamen Kreaturen erreichen werde, wie es dem Petrus in den Zeiten gelungen war, als er zuerst dies heilige und von tiefen Geheimnissen erfüllte Buch durch seine Kunst verherrlicht hatte. So warf er denn Silberstift — die Umrisse damit zu ziehen — und Pinsel beiseite und floh in die Kirche, ob ihm Gebet und Buße Ruhe brächten.

Auch das Haus Gottes war von farbigem Lichte durchflossen. Geheimnisvoll blinkten in diesem Scheinen

die Heiligenbilder an den Wänden; vom goldenen Grunde hoben sie sich ab und erwiesen alle, wasmaßen schön vierkantig Gott die menschliche Gestalt geschaffen habe. Manches unter ihnen trug einen schier rührenden Ausdruck hilfloser Innigkeit im länglichen Antlitz; er sah nicht darauf hin, er wußte, daß ihn dorten ein P mit einem B verschlungen, das Malerzeichen Petri, grüßen werde. Zu einem recht verborgenen Seitenaltare trat er; ein Madonnenbildnis hing darüber, und er erhob seine Augen dazu, versenkte sich in die süße Anmut ihres Angesichts und staunte, wie die Gebenedeite mit langen, gesenkten Wimpern dasaß, die Hände also gelegt, daß man wohl sah, sie hätte ein Jesuskindlein dazwischen halten sollen. Und wie er noch sann, warum ihr der Maler wohl das vorenthalten hätte, und ein weniges zurücktrat, da fuhr er zusammen: ein Sonnenstrahl huschte darüber, und ihm war plötzlich, als hätte sie die Schleier ihrer Blicke gehoben und schaue ihn an. Aber nicht die stillen, frommen Augen der Mutter des Heilands standen ihr unter den ernsten Brauen; eine heiße, weltfrohe Lohe schien ihm daraus entgegenzuschlagen. So mochte die andere Maria in die Welt gesehen haben in den Tagen, da sie noch liebend über die Erde ging.

Fortab schritt Donald wie ein Verlorener durch das Stift. Zu keiner Arbeit war er nütze. Ein Rätsel schienen ihm jene Augen, zugleich aber auch die Lösung eines andern, größeren: der Urgründe des Wahnwitzes Petri, über den die Brüder wohl dieses und jenes raunten, ohne daß doch einer sicheren Bescheid hätte geben können. Er aber horchte auf alles und drang selbst in den Abt mit klugen Fragen; was er aber also erlauscht hatte, das

verknüpfte er in raschem Geiste. Denn eine lebendige Gestaltungskraft war in ihm rege; gerne sann er ob Liedern; dem Künstler, denn niemand der Brüder konnte sich ihm in der Malerei vergleichen, war das Schicksal des größeren Genossen wichtig und bedeutsam. Dennnoch blieb ihm lange vieles dunkel und ernsthafter Fragen voll.

Er hätte wohl noch lange vergeblich suchen und sinnen mögen, wäre ihm nicht der Zufall freundlich und hilfreich geworden. Denn der Abt vernahm und ersah, in was für arge Wirrnisse das jüngste Glied des heiligen Hauses gefallen sei. So ließ ihn denn Benediktus Chelidonius, der schon damals mit den Gebrechen heimgesucht war, denen er über ein kurzes zur Betrübnis aller erliegen sollte, zu sich bescheiden; niemand hat es nämlich jemals ernster mit den Pflichten seines Amtes genommen, als er. Ob er ihm aber gleich milde zusprach und sich mühte, sein Gewissen zu erforschen, Donald hörte kaum. Seine Sinne waren von einem Bildnisse gefangen. Es war nur ein Umriß, aber er erkannte dennoch Petrus darauf, zugeneigt einem Weibe, das Antlitz und Augen der Gebenedeiten ob jenem Altare hatte. Es war wohl das Letzte, was der Unselige versucht, eh ihn der Geist verlassen hatte, während der Leib noch lebte, und F und P standen geeint darunter. Fatum Petri, so las es Donald und meinte nunmehr alles zu wissen, und erwog es in raschem Geiste, während er mit demütig geneigtem Haupte den Worten Benedikti zu horchen schien.

Desselben Tages, im Abenddämmern, trat er bei dem einzigen Freunde ein, den der Ungesellige, Verschlossene besaß. An dem Tische Bruder Bertholds saß er und stützte

die Stirne in die Hand und schwieg lange, ehe er scheu und in Flüsterlauten sprach: „Ich weiß alles."

„Was denn?" erwiderte jener, der nicht zu ahnen vermochte, was den Jüngeren also beschäftigte.

Da fuhr Donald auf: „Was denn? Alles. Wie es kam, daß die Madonna des Bruders Petrus mit Blicken der irdischen Liebe in die Welt sieht, daß ihr das Jesuskindlein versagt blieb, daß ihr Schöpfer selbst irre ward in der Seele. Horch' auf!"

Und dieses ist die Geschichte der Madonna des Bruders Petrus, wie sie Donald erkannt, wie er sie Berthold dem Bayern mitgeteilt, wie sie sich dieser aufgezeichnet hatte, da sie ihm nicht lange danach gewichtig und fast vorahnend für ein anderes Geschick erscheinen mußte; geschehen aber war sie, kaum daß Benediktus Chelidonius den Stuhl der Schottenäbte bestiegen.

*
* *

Von allen jenen, welche dazumal im Hause der Schottischen Mönche lebten, war dem Abte wie den Konventualen niemand werter als Petrus Burenbach. Ob er gleich groß und stark von Leibe war, meinten doch alle ihn lieben und hegen zu müssen wie ein Kind, denn er war weltfremd wie ein solches. Von frühester Jugend ab war er im Kloster erwachsen, und mit banger Scheu hatte er immer auf das hingeblickt, was jenseits der geweihten Mauern war oder getan ward.

Auch hatte ihn der Herr mit vielen Gaben begabt, daran sich die Menschen erfreuen mochten. Er war schön von Gestalt, still und sanft von Gemüt, nur daß man doch immer die Ahnung hatte, als schliefe geheime Glut

in seinen blauen Augen. So war auch seine Andacht seltsam und gar übergroß. Sprach er auf der Kanzel, dann flammte manchmal ein rätselhafter Geist aus seinen Worten, der ergriff die Hörer und riß sie mit fort. Wieder kamen dann Tage, da er keines Gedankens mächtig werden konnte und nur stotternd und beschämt seine Rede spann. Viele meinten auch, die große Anbetung der Gebenedeiten, über deren Wunder er mit ehrfürchtigem Schauern und fast unablässig sann, das strenge Kasteien, darin er sich wohlgefiel, möchten diese jähen Wandlungen in Art und Wesen begründen, zumal er niemals müßig sein konnte und seinem Geiste keinerlei Ruhe gönnte. Wenn ihn die Pflichten der Seelsorge nicht drückten, dann hantierte er mit Pinsel und Palette, war beflissen, die Bilder der Heiligen zu gestalten, wie er's gelernt hatte und vermochte. Und die Malerei war ihm eine Lust, mehr als eine Arbeit, also daß er oft selbst des Zeichens für das Refektorium darüber nicht achtete.

Benediktus Chelidonius erfreute sich wohl zumeist seines Treibens. Ein kluger Mann, ein Freund des großen und kunstreichen Malers Dürer, ahnte er wohl, welcher Geist in der jungen Seele unbewußte Schwingen rege. Er selbst besaß manches kostbare Blatt von der Hand des Nürnbergers, und als ihm eines Tages ein wandernder Venediger Mönch ein treffliches Gemälde zutrug, das einer jener Meister geschaffen, die in jenen Tagen in Italien eine neue Kunstübung gegründet, erstand er es und hing es in seiner Zelle auf. Nachdem er sich selbst an der Schönheit dieser Madonna des Gian Bellini genugsam erfreut, verhüllte er sie also, daß mit einem Zuge an einer Schnur die ganze Künstlichkeit und

Anmut der Schilderei offenbar wurde; denn er gedachte seinem stillen Liebling eine überraschende Freude zu machen. So ging er denn und rief den Petrus zu sich und offenbarte ihm dann mit jähem Rucke das Verborgene und ergötzte sich an dem Erstaunen des Jünglings. Dieses war nämlich übergroß. Im Antlitze des Mönches kamen die Farben und gingen, seine Brust flog, in seinen Augen war ein fremdes Licht. Er trat vorwärts und rückwärts, er neigte das Haupt nach dieser und nach jener Seite, als könne er sich des Anblicks nicht ersättigen. Und dabei schwieg er immer.

„Dies ist die neue Kunst, Petrus," sagte Benediktus endlich. Der aber blieb immer noch stumm.

„Dies ist die neue Kunst," wiederholte der Abt. Da schrak Petrus auf, wie ein jählings geweckter Schläfer. „Die neue? Herr," schrie er, „dies ist die Kunst! Und jene allein sollten sie besitzen?"

Ein ganz Verwandelter erschien Petrus von jener Stunde ab allen. Oft ging er durch das Kloster wie einer, der im Wachen träumt, und sah den mit erstaunten Blicken an, der ihn ansprach. Eine neue Welt, ein neues farbiges Kunstblühen war in seine Seele eingebrochen. Eine Sonne war in ihm aufgeflammt, neue Wege und Ziele sah er vor sich, der sich's bisher daran hatte genügen lassen, die Pfade zu gehen, welche ihm gewiesen waren, auf den ewig gleichen Goldgrund immer wieder dieselben Köpfe zu setzen, mit einem Streben höchstens nach mehr Ausdruck, als anderen erreichbar war. Und doch schien ihm, als könnte er auch, was jenem gelungen war, der seine tiefste Brust in solchen Aufruhr gebracht, als müsse

er wenigstens versuchen, ein Gleiches zu schaffen — Gott und seiner heiligsten Mutter zu Ehren.

Auch glaubte er bald zu wissen, woran es ihm in der Kunst gebräche. Dürer, nach den Zeichnungen, welche Benediktus besaß, wie Gian Bellini hatten offenbar eine Lehrmeisterin: die Natur. Diese aber, und zumal das Schönste, das sie hervorgebracht, der menschliche Körper, waren ihm ein völliges Geheimnis. So bespähte er denn die Brüder, beobachtete ihre Bewegungen und warf doch die Blätter, kaum daß er sie gefüllt hatte, mißmutig wieder fort. Denn das Herrlichste konnte er doch nimmer erreichen, so lange ihm nicht die Schönheit des Weibes offenbar geworden. Und so wuchs sein Sehnen danach ins Unbezwingliche.

Petri Verhängnis wollte es aber, daß sich unter seinen Beichtkindern eines fand, das überaus reich an Schönheit war. Sonst hatte er nie an Magdalenen gedacht, nun kam sie ihm plötzlich zu Sinne. Nur wenn er Gottes Wort verkündete, erschien Magdalena in der Kirche; der Tür zunächst saß sie dann, immer auf den Boden blickend. Ihm allein beichtete sie auch; die Letzte huschte sie durch die Reihen der Bänke, kniete nieder, gestand, was sie gesündigt, worin sie sich vergangen. Er aber war ihr ein milder Richter. Sünden bekannte sie zumeist, die er nicht recht begriff, die ihm aber doch die Pulse schlagen ließen. Und eines Tages, da er, nur seinen Plan im Herzen, wieder ihren Worten lauschte, da seine Blicke niederwärts glitten, die schlanke Biegung des Halses verfolgten, darauf braune, feine Härchen flimmerten, da stieg ihm die Glut eines Entschlusses zu Häupten. Denn wie sie so vor ihm auf den Knieen lag, schien sie

ihm das holdseligste Bild demütiger, selbstbewußter Anmut.

„Vernimm, Magdalena," sprach er, „Du hast, däucht mich, gesündigt durch deine Schönheit. Willst du entsühnt werden dadurch?"

„Ich verstehe nicht, Hochwürdiger," war ihre Antwort.

„Willst du deine Züge leihen für ein Bild, wie ich's im Sinne trage?"

Ein schalkisch Lächeln spielte um ihren Mund. Er sah es nicht, denn ihr Haupt war gesenkt, wie eine reife Aehre, die den Boden sucht; hätt's auch nicht verstanden, so wenig, wie den tieferen Sinn ihrer Worte: „So du sie für tauglich hältst, Herr!?"

„Dann steh auf und sei entsündigt."

Sie erhob sich. Noch einen scheuen Blick warf sie auf den Priester, der ihrer kaum mehr achtete, dann, behende und zierlich, raschelte sie von dannen. Er aber ging zum Abte. Wohl hätte er das auch heimlich tun können, wozu ihn das gewaltige Sehnen seines Herzens trieb. Doch wäre ihm dieses seiner, wär' ihm unwert des Gewandes erschienen, das er trug. So drang er mit Bitten in Benediktus, die Züge des Mädchens für ein Bildnis der Madonna nutzen zu dürfen. Umsonst widerriet der Abt, kundiger der Welt, der Frauen, als es Petrus war. Der aber hörte nichts, der schrie auf: „Herr, Du selber hast mir den Weg gewiesen. Laß mich ihn beschreiten!"

„Es ist aber ein übler Pfad, Petrus! Leicht mag er zur Hölle führen!"

Da flammte der Jüngling in edler Glut: „Nimmer, Herr! Und hast du mir nicht selbst in stillen Stunden

von Malern Bericht gewußt, die da gleich Heiligen lebten? Diesen nach möcht' ich wandeln. In den Dienst des Höchsten stelle ich meine Kunst — wie vermöchte der Böse etwas darüber?"

Noch sperrte sich Chelidonius. Doch dann, erwägend, wie arg die Ketzerei und ihr Unwesen um sich gegriffen hätten, besorgend, er müsse, den er zu halten versuchte, erst recht verlieren, fügte er sich. Hart an der Bastei lag ein einsames Gemach, seine Fenster sahen nach Mitternacht, und es war kühl und geruhig darin. Niemand der Brüder mußte erkunden, was sich allda begab; dort also sollte Petrus versuchen, was er vermochte. Dorthin trug er seine Staffelei, dort erharrte er die, welche ihre irdischen Züge dem Himmlischen leihen sollte.

Es waren gar stille Tage, die fortab den beiden Einsamen anbrachen. Kein Wort ward zwischen ihnen gewechselt, es sei denn das des notdürftigen Grußes; noch wäre es dem Petrus Sünde erschienen, mit einem Weibe müßiger Rede zu pflegen. Bei der Pforte empfing er Magdalenen, geleitete sie zu dem Stühlchen, darauf sie sitzen sollte, richtete das Tüchlein, damit ihre gelösten Haare — sie flimmerten im Sonnenlichte wie eitel Gold — bedeckt wurden, und ging an sein Werk und freute sich, wie das immer fröhlicher und heller von Farben erblühte. Wenn aber sein Blick auf die Sitzende fiel, Abbild und Urbild vergleichend und zweifelvoll, ob es ihm je gelingen werde, die volle Schönheit dieses schmalen ernsthaften Gesichtchens einzufangen und festzuhalten, dann durchrieselte es das Mädchen wie Glut. Denn der Priester, wie er da vor ihr stand und sich bewegte in seiner blonden Kraft, wie er Töne prüfend suchte und

versuchte, gefiel ihr gar wohl. Sein heiliger Ernst fesselte und reizte das bewegliche Kind der Welt. Dennoch wagte sie nicht, ihm das zu zeigen; noch banden ihr Scheu und Ehrfurcht vor dem Geweihten, vor ihrem Beichtiger die Zunge. Nur nach dem Abgekehrten sendete sie den raschen Pfeil ihrer Blicke; sich bespäht glaubend, ließ sie die Wimper sinken, schaute züchtig zu Boden, nach dem schwanken Schatten des Laubwerkes etwa, der darüber hinhuschte. Aber geheimes Aergernis schuf es ihr dennoch, daß sie Petrus über seiner Arbeit sogar vergaß. Er aber empfand in jenen Tagen wachsende Seligkeit; kaum vermochte er es mehr, sich Marien anders zu denken, als er sie schaffen wollte; schon peinigte ihn der Gedanke, was er beginnen wolle, wenn diese Tafel beendet und ganz gefertigt sei. Und dennoch hatte er niemalen mehr oder andächtiger gebetet, als gerade zu jener Zeit.

Nun geschah es, daß Petrus eines Morgens abermals vor der Staffelei stand und sich plötzlich wendete. Da gewahrte er, wie ihn Magdalena voll und ruhig ansah. Er erschrak schier; eine solche Glut loderte braun und feucht in jenen Augensternen, daß er erbebte. Langsam senkten sich die Lider wiederum; aber wie Nachglanz eines spöttischen Lächelns lag es immer noch um Magdalenens Mund. Unsicher war seine Hand, und als er seinem Gaste Urlaub bieten wollte, da weigerte sich ihm die Stimme.

Des nächsten Tages harrte Petrus vergeblich auf Magdalenen. Er ängstigte sich, er sann über die Gründe, er dachte das Mädchen aufzusuchen. Noch zwei Tage verrannen so in zwecklosestem, peinvollstem Harren. Er aber erkannte darin, wie vieles ihm fehlen würde,

säße ihm das Weib einmal nicht mehr gegenüber; den heimlichen Schauer beschwor er sich wieder, wenn er ihre Hand in der seinen gehalten, ihren Arm so gelegt hatte, wie er ihn brauchte. In der bittersüßen Pein jener Stunden kamen ihm die ersten Zweifel, ob sein Eifer wirklich und alleinig bloß dem gegolten hätte, was er begonnen.

Erst den sechsten Tag erschien sie abermals. Petrus erharrte sie schon vor der Pforte. Zum erstenmale überschritt er die Grenzen des Klosters — wollte sie schelten und konnte es doch nicht, und zwang nur mühsam seine Freude. Sie sah das alles; und während er nur mühselig zwecklose Striche tat und sie mit Fragen bestürmte, ihren Einwand, das Bild sei ja schier vollendet und sie nicht mehr so notwendig, mühselig widerlegte, verschränkte sie die Arme plötzlich und sah ihm ruhig und fordernd ins Gesicht, wie damals. In ihm erhob sich alles. „Was tust du?" raunte er. Und da sie keine Antwort gab, da neigte er sich ihr zu: „Was tust du, Magdalena?" Sie aber hielt sich still wie vorher und erwiderte nichts. Und zum drittenmale tat er die Frage, suchte ihre Hand an die rechte Stelle zu tun, fühlte ein junges, pochendes Atmen darunter und ein heißes geflüstertes: „Du Tor, Du lieber Tor" wehte über seine Schläfen dahin. Da riß er das Weib an sich und empfand weiche Arme um seinen Nacken geschlungen, und ein Jauchzen war in beiden. Das in Petri Brust war wohl stärker, neuer und reiner.

Dies aber war der Grund, daß Magdalenens Tüchlein in jener einsamen Zelle gefunden ward, denn es war ihr von den Locken gefallen, und sie hatte sein

nicht mehr geachtet, daß das Bild des Bruders Petrus unvollendet blieb, daß beim nächsten Kirchgang zweie des Konventes fehlten.

Denn ein heimliches Glück stand nicht nach Petri Sinn, und ein gebrochenes Gelübde ließ ihm keine Ruhe. So beschloß er die Flucht. Benediktus aber konnte in jener Nacht keinen Schlummer finden. Als es dann dämmern wollte, vernahm er leise und schleichende Tritte. Rasch erhob er sich und sah Petrus, wie er den Kreuzgang durcheilen wollte. Am Gewande ergriff er den Flüchtigen mit der angstvollen Frage: „Wohin gehst Du, Petrus?“ Der aber sah ihn mit traurigen Augen an: „Laß mich, Herr!“ Und als Benedikt ihn doch nicht von hinnen lassen wollte, da raunte er ihm zu: „Ich bin dieses Hauses unwert, denn meine Eide sind zerstoben!“ und wollte nicht weilen. Benediktus aber rief nicht nach Hilfe, daß kein Aergernis entstünde, hielt ihn nur fest am Saume des Habits, strebte mit greisenhaften Kräften den Flüchtigen zu halten, daß ein Ringen entstand und der Junge den Schwachen niederzwang. Als er dies aber getan, warf er sich neben ihm nieder, küßte, um Gnade und Vergebung flehend, seine Hände, stützte ihn, da er sich mühselig erhob, und verriet in wirren Worten vieles. Benediktus aber kehrte sich seiner Zelle zu, die er dann durch Tage nicht verließ, in denen er unablässig klagte und sich selbst hart beschuldigte, und sprach nur: „So geh denn. Aus dem Frieden Gottes geb' ich Dich in seine Hände . . .“

Da man die Klosterpforten am Tage Mariä Geburt auftat, da entschlüpfte ihnen als erster ein verstörter Mensch. Geneigten Hauptes durchmaß er die

Straßen, die ihm fremd waren, deren Lärmen, wie es sich erhob und gemach anschwoll, ihn betäubte. Die Nebel rannen um ihn — denn es war ein früher Herbst gekommen — und verschlangen den Unseligen.

Durch Monate blieb er so den Brüdern verschollen. Niemand vernahm den Herbst, den Winter durch etwas vom Petrus. Da es aber Mariä Lichtmeß zuging, fand Benediktus in einer Nacht abermals keinen Schlummer. Ihm war es, als drängen leise Klagelaute kaum verhaltenen Schluchzens mühsam zu ihm, und er mußte des Petrus gedenken und wollte schon spähen, ob ihm der nahe sei. Doch es war unwirsches Wetter, und er blieb; denn nur zu oft stand der Flüchtige ihm vor der Seele, die so an ihm gehangen. Als es aber getagt, die Mönche, den Abt vorauf, zur Frühmette zogen, siehe, da lag ein Mann am Eingange der Kirche. Seine Arme waren weit ausgreifend gespreizt, daß er einem Gekreuzigten glich, und nicht ein Zucken bewegte die Gestalt. Benediktus aber erkannte ihn ahnend; seine Schulter rührte er:

„Woher, Petrus? Was begehrst Du, Petrus?"

Da erhob der ein totenbleiches Antlitz, darin verstörte Augen wie in geheimem Wahnwitz unheimlich brannten: „Mich zum andernmale kreuzigen zu lassen, Herr!" und ließ das Haupt sinken, daß die Stirne hart und laut wider die Fliesen des Estrichs schlug.

Und dieses waren die letzten Worte, welche sein Mund seither gesprochen. Es sei denn, man rechne auch jenes Stöhnen, da sie ihn vor dem Angesichte der Gebenedeiten geißelten, wie es seiner Sünde geziemte. In gleichem Takte mit den Rutenhieben schlug er nämlich damals seine Brust und: „Magdalena, Magdalena,

Magdalena!" rief er dabei. Die Brüder verwunderten sich alle darob, denn nicht die andere, Maria war es ja, die seine Strafe schaute . . .

*
* *

Dieses also war es, was dem Donald jenes Bildnis zu erzählen schien, was er erhorcht, erraten, vielleicht gar erträumt hatte. Je mehr er aber die Madonna des Bruders Petrus besah, desto glaubhafter wurde ihm dieses alles, und wann immer er konnte, stand er davor, daß es den Brüdern schon verwunderlich war. Und eines Tages, da Donald wieder davor sann und grübelte, trat Berthold, den seine Verstörung bekümmerte, hinter ihn und fragte ihn eingedenk dessen, was ihm der Genosse von jenem wundersamen Bilde berichtet: „Nun, Donald, wie behagt Dir annoch die Madonna Petri?" Der aber sah nicht um, andächtiger hub er die Augen, und dumpfer Stimme kam es zurück: „Wie das Schönste, das ich je erschaut; wie etwas, das dessen wohl wert ist, was jener darum erlitten hat . . ."

Ruth

So viele waren zu St. Johannis Mette gekommen, daß der enge Raum der kleinen Kirche ihrem Andrange nicht mehr genügte. Auf dem freien Platze davor mußten sie sich also reihen; die buntere Gewandung des Landvolkes mischte sich mit dem ehrbaren Tuchrocke des Bürgers, und alle horchten einträchtig und in der Seele bewegt dem Worte des Herrn, das ihnen ein fahrender Bruder Dominikaner von der obersten der Stufen herab, die zum Gotteshause führen, mit lauter und mächtiger Stimme verkündigte. Gewaltig klang seine Predigt durch die sommerliche Stille, und als er der Not der Zeiten gedachte, da zog ein großes Schluchzen über den Raum. Denn die war arg und schier unerträglich. Vom Zorne Gottes sprach er und seiner Geißel, die nah und drohend über ihren Häuptern schwebe. Da schlug sich mancher an die Brust und schrie auf — denn sie wußten alle, daß der wilde Jiskra Kravar mit einem Gewalthaufen Hussiten des Weges nach Schlesien zöge, und es mußte ihnen so bedünken, als sähen sie die Fluren der Heimat, welche von der Kirchenhöhe aus so fein und anmutig vor ihnen gebreitet lagen, zum letztenmale so, ehe alle Greuel des entsetzlichsten Krieges über sie dahingebraust wären. Und als er endlich, be-

schließend, ausrief: „Darum tuet Buße und reiniget euch von dem, was unrein ist in eurer Mitte," durchzog eine leise und sachte Bewegung die Reihen der Städterinnen, also daß eine ganz unversehens einsam dastand. So erkannte denn Brigitta Wöberin, daß ihr Urteil gefällt sei.

Noch desselben Nachmittags traten die Herren vom Rat zusammen und erwogen, welches wohl die Frevel sein möchten, die den Zorn des Höchsten über ihre Häupter beschworen hätten. Sie fanden keinen, denn es erging ihnen allzusammt so übel, daß einer nicht einmal den anderen beneiden konnte. So wurde denn die Austreibung derjenigen beschlossen, welche in üblem Geruche standen: zweier Vaganten, die gerade in den Mauern der Stadt Unterschlupf gefunden, der alten Wöberin, als einer, die wohl ein Kind, aber keinen Vater dafür ihr eigen nennen könne, endlich Brigittens, der Folge und des Zeugnisses des sündhaften Lebenswandels ihrer Mutter. Geziemend und zur Erbauung aller wurde das durch den Boten der Gemeinde kundgetan; und nun erst berichtete Brigitte, die ihre Sorgen und Kümmernisse, so lange es irgend anging, für sich allein in starker Seele tragen gewollt, dem siechen, längst gelähmten Weiblein, in dessen Ohr nur noch die Worte der Tochter Eingang fanden, daß sie wandern und heimlos werden müßten. Erstaunt, mit runden Eulenaugen und nickendem Haupte vernahm das die Alte und mochte das nicht glauben, bis Brigitte klagte: „Um unserer Sünden willen müssen wir das leiden, Mutter!" Da lächelte sie wiederum — und wie mit einem Abglanz von Jugend übergoß das ihr Antlitz: „Und dennoch wa-

ren die süß, und ihre Frucht ist mir lieb." Darüber wollte sich die Tochter fast erzürnen; denn sie war demütig und ergebenen Sinnes, wie es einer geziemt, die wohl weiß, daß sie in Unehren empfangen und in Schande geboren worden ist. Aber sie bezwang sich und schwieg, nur daß ihr jene Nacht sehr traurig und lang war. Wohl hatte sie nach ihrer Art alles still und bedacht für die Flucht gerüstet; aber wohin sie sich kehren sollte, das ahnte sie nicht einmal. Und als sich zu Mitternacht in den Gassen ein Aufruhr und ein Getöse erhob, alle zu ihren Toren stürzten, als stünde der wilde Jiskra schon davor, nur weil die beiden Fahrenden im Abziehen das Lied der Kelchner: „Für den heiligen Kelch, für die reine Lehr'" angestimmt hatten, da mußte sie tief erseufzen. Das waren Wandervögel, die leicht fanden, wo sie nisten mochten; die konnten ihre Bedränger leicht mit tollen Possen ängstigen. Sie aber war an die Scholle gebunden, denn den ganzen Gau bedrohte ein gemeinsames Schicksal, an weiterer Wanderschaft aber hinderte sie die, der sie das Leben dankte und von deren Los sie ihr eigenes nimmer zu trennen gedachte. So fand sie denn der Morgen noch wachend und ratlos, und schon wollte die Frist, die ihr zum Bleiben gesetzt war, verstreichen, als es hart an ihre Tür pochte. Sie tat ängstlich auf, denn alles schien ihr bedrohlich. Ein Jägersmann, schon grau von Haar, stand vor ihr. „Du hier, Ohm?" rief sie freudig.

„Du siehst es. Sie haben Dich ausgetrieben, Brigitte? Wohin wirst du dich wenden?"

„Der Herr allein weiß es," seufzte sie tiefbetrübt.

Er lachte. „Das ist des Herrn Sorge nicht. Aber

ich will dir helfen. Ich mag dich leiden, denn du bist ein tapferes Mädel und trägst es wacker, daß dich das dumme Volk um Sünden meidet, die nicht die deinen sind und an denen sie sich mitgefreut haben. Hoch im Gebirge hab' ich mir einen Fuchsbau gemacht. Niemand mag ihn finden, ein Zufall verriete ihm denn die Pfade. Nur der starke Prokop weiß Bescheid. Soll ich dir den senden? Willst du dort harren, bis sich das Wetter verzogen hat?"

„Ich danke dir, Ohm. Aber —", und sie zögerte wiederum — „du gehst meinetwillen in Gefahr?"

„Ich tu's nicht deinetwillen. Sonst mag ich das Gesindel nicht, das Leinen webt und Litaneien haspelt. Aber wenn sie raufen, dann weiß ich, wie wir dennoch eines Blutes sind und eines Stammes. Ich muß ihnen beispringen. Und dann ist bei den anderen einer, mit dem ich noch auf gleich kommen will. Er war ein Bube und ich der Knecht seines Vaters, und als ich ihm einmal den Steigbügel hielt, da strauchelte sein Roß, daß er zur Erde fiel. Er aber schlug mich mit der flachen Hand ins Gesicht. Damals mußt' ich's leiden, denn ich stand im Eide seines Hauses. Nun ist er Hussite; ich bin meines Bandes ledig, und ich will versuchen, ob mir Arm und Auge noch sicher sind, wenn es dem wilden Jiskra gilt."

Eine Glut verjährten und niedergezwungenen Hasses brach aus seinen Worten.

„So lange trägst du nach, Rachsüchtiger?" rief sie entsetzt.

„Wer einmal im Leben geschlagen wurde, der vergißt den nicht, der es ihm angetan, und der Wald macht

gedenksam. Aber das schiert dich nichts, du Ringeltäubchen. Nun aber sprich, willst du mein Obdach versuchen?"

„Ich will es."

Zur Vesperzeit verließ Brigitte Wöberin die Heimat. Gesenkten Hauptes durchschritt sie das enge Gemach, das so lange ihr armes Glück beherbergt, dessen geringer Hausrat ihr so viel von Armut und Entbehrung zu berichten wußte, und als sie die Tür verschloß und den Schlüssel — sie wollte ihn erst an die gewohnte Stätte unter der Schwelle tun, wie sonst wohl, wenn sie auf kurze Weile fortgegangen — zu sich nahm, da wurde ihr arg weh, und ihr bestes Herz blieb dort zurück, wo ihres Bleibens nun nicht mehr sein durfte. Die Stirne gehoben, durchmaß sie dann die Gassen, in denen sie erwachsen und erblüht war; ein hämisches Gezischel gab ihr das Geleite und machte sie stark. Denn die Weiber waren der Stolzen alle feind, sie aber wäre gestorben, ehe sie ihr Leid auf dem Markte gewiesen hätte. Neben ihr mit weiten, ungefügen Schritten, die nicht einmal die große Last zu kürzen vermochte, welche ihm aufgebürdet war, trottete der blöde Prokop und trug die Wöberin und was die beiden zur Notdurft des Lebens gebrauchten. Alle schwiegen, und das Mädchen holte erst recht Atem, als das Niedertor hinter ihnen lag, hinter ihnen die weiße Straße, auf deren Staub eine heiße Sonne die Augen blendete und verwirrte, geblieben war und sie die Schatten des Waldes aufnahmen, dessen vielverschlungene, kaum dem geübten Blicke kenntliche Stege Prokop sicher und mit gleichen Tritten verfolgte. Als er aber von einem Bühel, der die Stadt mit Tür-

men und Mauerwerk greifbar nahe wies, nach rückwärts deutete und, wie um seine betrübte Herrin zu erfreuen, mit heiserer Stimme raunte: „Die werden brennen, werden brennen, brennen“ — denn er haßte die Bürger, denen er dienen mußte — da überlief ein Schauer Brigittens schlanken Leib und zwang sie, ein wenig zu verziehen.

Sie stiegen höher und höher. Kuppen, die von der Heimat aus groß und ernst am Himmel der Wanderer gestanden, lagen unter ihnen; das heitere Grün und die ewige Bewegtheit des Laubwaldes waren in ihrem Rükken. An schlankeren Stämmen niederwärts glitten behende Lichter, sie huschten über die braunrote Rinde der Fichten, flammten auf weißen Birken auf, liefen hastig über den Boden dahin, der noch schlüpfrig war vom Mulm und den Nadeln vergangener Jahre. Scheu und blinzend, wie das Auge eines Kindes, das man jählings und unversehens aus dem Schlafe geschreckt, leuchtete der Abendstern einsam und schön im Blauen. Ein starkes Dunkel brach ein, und nur auf Wolkenrändern träumte noch ein letztes Rot, als Prokop Brigitten anstieß: „Da seid Ihr.“

Ein Felsblock lag auf dem Gipfel des Berges. Diesem zu hasttete er, denn er hatte noch einen weiten Weg heimwärts. Klug von Strauchwerk verhüllt, zeigte sich ihnen eine Tür; er stieß sie auf und betrat einen ganz kahlen und dämmerdüsteren Raum. Nur ein roher Tisch, eine Bank und ein Lager, notdürftig und kaum einem Müden gemäß, waren darinnen. Er bettete die Wöberin und zog dann grußlos von dannen, und Brigitte war allein mit der Siechen, allein im wilden Walde, dessen

Schauer ihr jenes Tages zuerst in die Seele rauschten, da die Bäume ihr rätselvolles und heimliches Schlummerlied erhoben; allein in der Oednis, die unzählige Johannisfeuerlein mit zaghaftem und ungewissem Scheinen durchirrten; allein mit ihren Gedanken, die so ängstig in das Dunkel der kommenden Tage tauchten. Dennoch — ein so tiefer Friede war um sie, daß er auch in ihr Herz hinüberwehen wollte . . .

Da erhob sich draußen, ferne im Gau, den sie ganz zu übersehen vermochte, ein seltsames Leuchten. Auflodernd und wieder in sich zusammensinkend, stand es doch immer an derselben Stelle. Brigitte erbebte: so verkündeten die Ketzer ihr Nahen — nur ein volkreicher Flecken konnte so brennen.

Den kommenden Tag konnte sie nicht auslugen; die wüste Unordnung um sich her vertrug die Tochter der deutschen Stadt nicht. Sie fegte und säuberte; ein Marienbildnis, das sie mitgebracht, befestigte sie an der Wand, entzündete ein kleines Lämpchen davor und umkränzte es dann mit Farnkraut und mit Blumen, die auf jener Höhe so wundersam blau blühten, wie sie es noch nie gesehen zu haben glaubte. So vergingen ihr die Stunden bis zum Abend, dann aber stand wiederum eine Flamme im Dunkeln, nur näher, viel näher. Des nächsten Morgens schwebte eine graue Wolke träg und häßlich über dem Lande; sie wich nicht, so helles Licht auch sonst allenthalben war. Dann, ein andermal, eilten Flüchtlinge in wirrer Hast über die Straße, hinter ihnen, kaum durch Stunden von den letzten getrennt, folgte ein großer Zug, der sich in streng geschlossenen Rotten bewegte. Ihnen vorauf wehte ein Banner; die

Luft war so rein, daß Brigitta alles wohl ausnehmen konnte. Dumpf und zerrissen klang das Lied: „Für den heiligen Kelch, für die reine Lehr'" in ihre Einsamkeit, da die Krieger das Joch des Berges überstiegen. Gewaltig rasselnd bewegte sich die Wagenburg durch das Tal, und zu Nacht umgürtete ein glühender Kreis eng und auf allen Seiten die bedrängte Stadt. Das waren die Lagerfeuer der Hussiten.

Von ihrer Hochwart herab konnte Brigitte den ersten, leidenschaftlichen Ansturm verfolgen, gewahren, wie der in erbitterter Gegenwehr abgewiesen wurde. Kein neuer Angriff erfolgte mehr; es schien, als wollten die Kelchner sich den Hunger zum Bundesgenossen nehmen. Weithin schwärmten ihre Scharen sengend aus, und zurückgekehrt, umschlossen sie die Veste immer enger. Eine unsägliche Betrübnis erfüllte dabei die Seele Brigittens, und nicht einmal die Kraft zum rechten Gebete verblieb ihr mehr. Wohl rief sie immer noch die Fürbitte der Mittlerin im Himmel an; aber ihr schien es, als gelte ihr Flehen nicht allein dem allgemeinen Schicksale der Bedrohten, nein, nur dem des Häuschens, das die Mutter und sie in harter Arbeit und Hellerlein zu Hellerlein legend sich erkargt hatten. Sie schalt sich schlecht und selbstisch und wußte sich dennoch vor sich selber keinen Rat; betete, sie, die Sünderin vom Mutterschoße ab, möchte die alleinige Buße für alle tragen, und widerrief ihr Flehen doch wieder, kaum daß sie es ausgesprochen hatte.

So verrannen die Tage. Einer glich dem andern, und Brigitte glaubte immer fester, hier oben ganz sicher vor jeder Fährlichkeit für sich selbst zu sein. Einmal

war sie in der Mittagsglut ausgegangen, Wasser zu holen. Es war sehr still um sie; der Tag schlief, selbst der Wald schwieg; das Harz der Bäume troff, und es zog wie leiser Weihrauchsduft durch die Welt. Da fand sie die Stapfen eines schweren Männertrittes im Moose. Sie folgte ihnen ahnend und beklommen; sie führten in weitem Bogen zu ihrem Versteck. Entsetzt stand sie an der Schwelle; die Pforte war offen, und ein Geharnischter saß am Tische. Den ganzen Raum erfüllte die Gegenwart des Gewaltigen, und mit harter und des Befehlens gewohnter Stimme und in slavischen Lauten sprach er: „Wer bist du? Was hausest du hier? Wie kommst du hierher?“

Sie wagte nicht, ihm die Antwort zu weigern: „Brigitta Wöberin bin ich, eine arme Magd, Herr, und aus der Heimat ausgetrieben.“

„Aus jener Stadt, die wir brennen und die sich hier so gut bespähen läßt, wie sonst nirgends?“

„Ja, Herr.“

Seine Hand strählte den wirren und fahlen Bart: „Mag sein, daß sie selbst bald heimlos sind und die Füchse ihnen im Tore bellen. Gib mir zu trinken, Brigitte, mich dürstet.“

Sie tat's. Mit schöngebogenem Arme reichte sie ihm ein Krüglein; von der offenen Tür her huschte dabei ein schmales Licht über ihr Haupt und flammte in den Flechten ihres Haares, die sie aufgebunden trug. Er versuchte ungeschickt zu scherzen und lächelte: „Eine arme Magd heißt du dich und trägst eine Krone?“

„Ach, Herr,“ entgegnete sie schamhaft, „sie schmähten mich genug darum, daß es rot sei.“

„So meint' ich's nicht," erwiderte der Fremde und erhob sich. „Aber sie werden im Lager meiner harren. Was ich sehen gewollt, das sah ich. Hab Dank und leb' wohl, Brigitte."

„Lebt wohl, Herr!" kam es leise zurück.

Von der Schwelle aus wendete er noch einmal seine prüfenden Blicke nach rückwärts. Wie ein Kapellchen schien ihm das dunkle Gemach mit dem roten Lichte des Lämpchens, das matt vor dem Bildnisse der Gebenedeiten glühte, dem zierlichen Schmucke an Blumen, dem stillen Mädchen in der Mitte, das ihm mit ernsthaften Augen nachsah. „Du hast es hübsch hier, Brigitte," rief er ihr noch zu.

Sie seufzte: „Ach Herr! in unserm Häuschen daheim war es schöner."

„Du bangst darum?"

„Sehr."

Und dennoch steht geschrieben: „Hänge dein Herz nicht an die Güter dieser Erde."

„Sind das auch Güter? Vier Mauern und ein Dach? Aber ahnet Ihr, wie viele Mühe daran hängt, bis man es erworben hat?"

Er erwiderte nichts mehr und ging. Mit steifen Knieen, wie nur ein Sohn der Ebene in den Bergen schreiten wird, stieg er niederwärts. Brigitte aber, die sich hätte ängstigen sollen, daß ihr Unterschlupf verraten sei, empfand keinerlei Besorgnis. Und als er ihr des nächsten Tages wieder gegenübersaß — schon band er diesmal sein Schwert ab — da war ihr, als müsse dem so sein. Schweigend saß sie ihm fortab oft gegenüber; eine wenig störende Zeugin war die alte Wöberin,

die fast immer in halber Bewußtlosigkeit dämmerte und nur selten ein abgerissenes, unbeachtetes Wort sprach. Still horchte Brigitte, wenn er von Kriegesfahrten und Stürmen erzählte und dabei mit seinem Dolchmesser den Kelch, das Sinnbild seines Glaubens, in die Tischplatte schnitt. Auch das Wort Gottes, wie es Johannes Huß seinem Volke in der heimischen Sprache vermittelt, deutete er ihr aus, wie man es ihm gelehrt und wie er's im Gedächtnisse trug. Sie horchte still, und ihre Augen sahen ihn dann fragend an, wie die eines Kindes. Aber eine sachte Ruhe überkam ihn in ihrer Nähe und wenn er, ihr Gast, das dürftige Mahl teilte, das sie aus dem Vorrate des Ohms — er ging zu Ende — bereitet hatte und auftrug. Sie war friedsam, und sie machte andere stillgemut. Oft war ihm, als seien der Zwist und der Hader der Zeit hinter ihm versunken, und als sie ihn einmal fragte, was seine Genossen doch so im Lande wüteten, da mußte er sich erst besinnen, ehe ihm die gewohnte Antwort beifiel: „Wir sind das Volk Gottes. Eine Feuersäule bei Nacht, eine Wolke Rauch bei Tag muß es verkünden, wenn wir ziehen."

So verwuchsen die beiden, er, der die Zerstörung der Stadt sann, sie, die mit neu erlangter Inbrunst um ihre Errettung betete, mehr und mehr miteinander. Längst hatte er vergessen, daß ihn doch nur die Absicht, Schwächen der belagerten Festung zu erkunden, in ihre Höhe geführt. Zur Gewohnheit war ihm die Wanderung geworden; er sehnte sich, das Mädchen zu sehen, dessen Lächeln so anmutig war, das seine Glieder so hübsch und gefällig zu bewegen wußte. Immer unlieber dachte er des Lagers und seines wüsten Lärmens, immer länger

weilte er oben. Brigitte aber wußte bald besseren Bescheid in ihrem Herzen. Denn einmal war sie zu Nacht von dem unruhigen Schlummer der alten Wöberin aufgeschreckt worden aus ihren Träumen, und wie sie sich nun härmte und sann, was mit ihr werden solle, wenn sie nun auch die Mutter verlieren müsse, da kam ihr plötzlich ihr Gast zu Sinne. Sie wußte nicht einmal seinen Namen; er schien ihr edelgeboren, und eine Frage hätte sie eine Unbescheidenheit zu sein bedünkt. Dennoch überkam sie beim Gedanken an ihn eine tiefe Ruhe. Er war so kraftvoll — sollte er sie nicht beschirmen können? Und war es nicht vielleicht schon sein Werk, daß niemand von all den streifenden Hussiten den Weg zu ihr gefunden hatte?

Als ihr der Kelchner nach jenem Nachtgesichte das erstemal wieder erschien, da war er sehr stille und verschlossen. Lange saßen sie sich schweigsam gegenüber; Brigitte wußte nichts zu beginnen, und nur ihre Finger rührten sich. Endlich erhob er sich vom Stuhle und nestelte das Schwert wieder um: „Fahr wohl, Brigitte," sprach er dabei; „mag sein für immer. Wir stürmen zu Nacht." Und als sie klagte: „Mein armes Häuschen, meine arme Heimat!" da rief er schier erzürnt: „Meine Heimat ist die Welt." Sie aber: „Sie haben mich gelehrt, wer keine andere hätte, als diese, der sei heimlos." Und rasch und bänglich: „Und Ihr stürmt mit, Herr?" Da hub er sich in den Hüften, da ließ er sein Schwert in der Scheide erklirren: „Es stünde dem Jiskra übel an, bliebe er dahinten, wenn seine Gesellen eine Stadt bezwingen." Sie schrie auf: „Ihr seid der Jiskra, Herr? Dann bleibt dahinten!" Er erschrak schier über ihre Er-

regung, denn er hatte sie nie anders gekannt, als ruhig und gelassen. „Und warum?“ forschte er und griff nach ihrer Hand. Sie aber wendete sich errötend: „Ich weiß einen,“ flüsterte sie, „der Euch den Tod geschworen hat.“ — „Und du ängstigst dich um mich, Brigitte?“ Sie sah ihn wieder voll und ruhig an: „Wie denn nicht, Herr? Weiß ich doch so wenige, um die ich's mich darf ...“

Herr Jiskra Kravar war ein toller Geselle gewesen, von Kindesbeinen auf. Ohne Elternzucht erwachsen, denn die Mutter war ihm früh weggestorben, während der Vater am glänzenden Hofe der Luxemburger vergnügte Tage spann, kannte er kein anderes Gesetz, als das seines Wollens. Ein weites Schloß war sein Aufenthalt; aber eine rechte Heimat, das behagliche Weilen inner der eigenen Pfähle, das hatte der Mutterlose niemals kennen gelernt, niemals erfahren, wie lind die Hände eines sorgenden Weibes sind. Nun aber, in dem stillen Walten Brigittens, in ihrer Sorge um die kranke Frau, in ihrer Kunst, auch das Armselige zu verschönen, war ihm das alles entgegengetreten, um ihn mit so stillem wie unentrinnlichem Banne zu bezwingen.

Dann, als er schon halb zum Manne erwachsen gewesen, hatte er, scheu wie ein Falke, den man kirren will, und abseits stehend seinen Vater und das zweite Weib seiner Wahl einreiten gesehen. Trotzig hielt er sich fortab den Seinen ferne, und mit starkem Grolle merkte er, wie nunmehr dort, wo er sich schon alleiniger Herr geglaubt hatte, der Befehl eines andern ausschließend galt. Dazu gohr ein unruhiger Drang nach Taten in ihm, die seiner Kraft und seinem Mute gemäß wären; zu den Büchern wollte man ihn zwingen, an denen

er keine Freude hatte und für die er schon zu schwer im Denken geworden war. Er meinte, dies geschehe, damit er dann ins Kloster müsse und seinen Stiefgeschwistern sein reiches Muttergut zufalle. Denn wie jeder Verwilderte war er mißtrauisch geworden. So gab es denn nichts als Zank und Hader daheim, bis er endlich entlief, sich einem Schwarme von Kelchnern gesellte, der das Land durchzog. Bei ihnen gefiel es ihm, mit ihnen durchstreifte er die Welt. Er lernte ihren Glauben; an ihren Gräueln nahm er Anteil. Aber nicht aus Freudigkeit daran; nur weil alle Untaten übten, weil er es niemals anders bei ihnen gesehen, erlaubte, mehr gebot er, Schlechtes. Niemals aber hatte er noch bedacht, wie vieles Elend er heraufbeschworen; gewohnt und verächtlich war ihm das Jammern Unglücklicher geworden. Nun erst ging ihm auf, wie manches Herz schwer und im Tiefsten durch das getroffen worden sein mußte, was er getan; die Liebe, mit der eine Seele ihre Fittiche um die gewohnte Heimat schlagen kann, trat ihm aus Brigittens Sorge um das arme Nest entgegen, das sie sich gebaut, und rührte ihn desto tiefer, weil ihm die wert war, die es ihn begreifen gelehrt. Und die Erinnerungen seiner Jugend an den rechten Glauben, in dem er erwachsen war, wurden ihm wieder lebendig, beschwor er sich Brigittens Gestalt und ihre Andacht vor dem Bildnisse der Gebenedeiten. Hatte nicht auch er einst die Hände so falten gekonnt? . . .

Solche Gedanken und Erinnerungen verfolgten ihn auf dem Wege von Berg zu Tal, aus dem Frieden ins Lager. Vom unruhigen Summen, das einer Entscheidung vorhergeht, war dieses erfüllt; man rüstete Sturm-

leitern, hämmerte an Waffen. Jiskra aber achtete nicht darauf; er hielt sich abseits, und mit großen Schritten und unruhig ging er auf und nieder. Es wollte dunkeln; Pechpfannen wurden entzündet und warfen rotes Licht durch die Nacht. Die Rotten begannen sich zu reihen. Jiskra aber sann immer noch, denn ihm schnitt fortwährend die Angst des Mädchens in die Seele. Und hatte sie nicht in der eigenen Not noch Zeit gefunden, um ihn zu sorgen? Wer hatte sich vor ihr jemals um sein Geschick gehärmt? Verdiente das nicht Lohn? . . .

Der alte Benesch, der schon unter beiden Prokopen gefochten hatte, trat zu ihm: „Es ist Zeit, Herr. Es ist Nacht."

Jiskra schrak auf: „Laß die Wagenburg abbrechen," sprach er leise.

„Du sagst? . . . ."

„Laß die Wagenburg abbrechen!", und die Stimme des Gebieters klang wiederum dröhnend wie Metall und über den ganzen Plan vernehmlich. „Wir ziehen nach Troppau."

Wenig fehlte, und die Kelchner hätten damals ihre Schwerter gegen einander gekehrt. Denn viele ergriff maßlose Wut über einen solchen Befehl. Andere aber standen zu ihrem Feldherrn. So erhob sich maßlose Verwirrung, und nur die Nähe des Feindes, der sie leicht zu einem Ausfalle nutzen konnte, hielt das Aeußerste ab. Aber schon waren die Waffen blank gewesen, schon hatte Benesch seinen Dolch nach dem Abtrünnigen geschleudert und ihn leicht an der Stirne geritzt. Da floh Jiskra. Einige wollten ihm nachsetzen, während seine Getreuen abwehrten. Und bald hatte ihn die tiefe Ruhe

der Bäume umfangen, wenn immer noch das Getöse der Hadernden nachklang.

Es war eine stille Mondnacht, durch die der Jiskra dahinschritt. Ein bleiches Leuchten lag über dem Walde; es rann durch die Kronen der Bäume, schuf tausend Pfade, wo sonst keine waren. Ihn beirrte das nicht, so wenig wie die Blutstropfen, die aus seiner Stirnwunde sickernd über seinen Harnisch niederrannen. . In Sturm und Braus waren seine jungen Jahre vergangen — nur erkannte er's. In Sturm und Saus waren sie auch versunken. Er verwunderte sich selbst, was ihn so lange an Wüstes, Trauriges und Häßliches fesseln gekonnt. Nichts war ihm daraus geblieben, als die grauen Haare, die sich schon herbstkündend durch sein Gelock zu ziehen begannen; als das starke Sehnen nach Ruhe, das ihm im Herzen pochte, als die Erkenntnis, an Wachtfeuern und in Schlachten gewonnen, wie einerlei Blut und einerlei Sinnesart Hoch- und Niedergeborenen gemein sei. Das mußte bleiben — das andere war verweht. Die Rückkehr in die Heimat stand ihm offen. Leicht mochte der Landherr in Mähren seinen Frieden mit seinem Herrn im Himmel und dem auf Erden machen, und Hochwald, sein mütterliches Allod, konnte ihm niemand nehmen. Aber er wollte nicht allein heimkehren, wollte fürder nicht mehr so einsam sein, wie er's nun sein ganzes Leben lang gewesen zu sein vermeinte, nicht mehr jenes anmutende Behagen missen, das nur eine von allen, die er je gekannt, um sich zu verbreiten wußte. In der Gefahr, die er um sie bestand, da er die Stadt verschonen wollte und gerettet hatte — denn er wußte, daß die Führerlosen abziehen mußten — war ihm erst

offenbar worden, wie lieb ihm Brigitte geworden. Aber er wollte sie versuchen, ob sie ihm auch reinen Herzens folge, denn er war immer noch voll Argwohn.

Noch glomm das Lämpchen in Brigittens Gemach, noch lag sie betend auf den Knien, als Jiskra an ihre Tür pochte. Sie tat auf, erschrak, preßte beide Hände vor die Brust, als sie ihn sah: „Ihr seid wund, Herr?"

„Es tut nichts, Brigitte. Du hast gebetet? Für wen?"

„Ich weiß es nicht, alles ist mir so wirr!" Sie strich mit der flachen Hand über die Stirn. Sie sah rührend aus, denn ein starkes Weib nach Gliedern und Antlitz, glich sie einem Kinde in ihrer inneren Hilflosigkeit.

„Für mich kaum. Es ist mir übel ergangen, Brigitte!"

Er mußte sich bezwingen zur Lüge: „Vor Stunden noch gebot ich Tausenden. Nun bin ich allein. Meine Gefährten haben mich ausgestoßen, weil ich Barmherzigkeit üben wollte — um deinetwillen. Nichts blieb mir, als mein Arm und mein Schwert. Willst du teilen, was die gewinnen? Willst du mein Geselle sein, Brigitte?"

Sie schwieg. Eine jähe Freudigkeit hatte sie überfallen und lähmte ihr die Zunge. Er aber fragte noch einmal: „Willst du mit mir in Not, in Sturm?" Keine Antwort. Nur die Wöberin, die, wach geworden, halbvernommene Worte begriffen, raunte: „Geh mit, es ist lustig im Krieg." Und das lähmte die Zunge des Mädchens; denn es fürchtete sehr, für leichtfertig gehalten zu werden, wie es die Mutter gewesen. Da wendete sich Jiskra kummervoll; es war ihm aber, als folge

ein leichter, scheuer Schritt dem seinen, gleichmäßig und bedacht, in die Spuren zu treten, die er gemacht. Jählings kehrte er sich; ihm gegenüber stand Brigitte. „Was willst du? Was folgst du mir?" Sie aber faltete die Hände, und der Herr legte die Worte der Ruth in ihr Herz und auf ihre Zunge: „Mein Fuß soll nicht wanken von dem Deinen, noch weichen. Deine Heimat sei meine Heimat, und dein Gott sei mein Gott!"

Etwa ein Jahr später durchschritt ein starker Waidmann die Wälder, welche Hochwald und die Burg der Kravar umrauschen. Es war zu stiller Stunde, und nur ein Specht schlug ferne an die Tannen. Da zog an ihm ein adelig Paar vorüber; er mächtig und gewaltig von Gliedern, sie hoch von Wuchs und mild von Angesicht. Ihr Haupt war ein wenig geneigt, als müsse es den geheimen Stimmen um sie lauschen, oder als drücke die Last einer unsichtbaren Krone, eines Glückes etwa, das ihr Nacken kaum zu tragen vermochte, darauf. Da beugte sich der wilde Geselle tief, tiefer, als er es je vor einer Fürstin getan hatte. Verjährte Rachegedanken hatten ihn hergeführt, eine alte Zeche wollte er tilgen — er vermochte es nicht. Denn zu ihm sprachen die Schauer des Höchsten, der an diesen seine Macht und die Wunder seiner Sprüche erwiesen hatte. Der Stein, den die Bauleute verworfen hatten, er war in ihr zum Eckstein geworden, und die Heimatlose hatte ihre Heimat gerettet. . . .

Der neue Glaube

Die Stube war so enge und niedrig, und es roch nicht gar gut darin, nach lauwarmem Wasser, nach gewürzigen Heiltränken und allem Zubehör eines Wöchnerinnenzimmers. Ein Stück schlechte Leinwand war vor das Fenster getan worden, damit die Sonne keinen Zugang zu dem frühverblühten und verhärmten Frauenangesicht finde, das müde und bleich auf buntgestreiften Kissen lag. Neben dem Bette stand ein Kinderwäglein, und darüber beugte sich Herr Johannes Sommermeyer und vergaß im seligen Anschauen des Neugeborenen alles, was die kleine Wohnung noch unwirtlicher erscheinen ließ, als sie sonst schon war.

„Es ist ein schönes Kind, Johanne," begann er endlich, nachdem er sich am Anblicke des kleinen Wunders genugsam ersättigt hatte, um auch Worte für sein Glück finden zu können. „Es hat lange auf sich warten lassen; aber es ist ein schönes Kind und hat braune Augen. Und ich denke, wir geben ihm einen recht ansehnlichen Namen, der auch dann noch paßt, wenn es zu etwas gekommen ist in der Welt. Glaubst du nicht auch, Johanne?"

„Das stünde ihm wohl an, aber man könnte es uns leicht wie Hoffart auslegen," flüsterte das blasse Weib.

„Du solltest vielleicht doch lieber nicht sprechen, Johanne," unterbrach sie der Mann. „Auch brauchen ja gerade armer Leute Kinder einen mächtigen Fürsprech im Himmel. Wir wollen ihn Andreas taufen. Das ist ein gar vornehmer Heiliger gewesen; man hat selbst Könige nach ihm genannt, und sogar unser Herr Bürgermeister heißt so. Am Ende, wenn ich ihn nämlich recht bitte, steht er mir vielleicht zu Pate; er kann mich wohl leiden und hat erst gestern meine saubere Handschrift über die Maßen gelobt. Glaubst du nicht auch, er tut's, Johanne?"

„Du dienst ihm lange genug, daß du dir eine Freude bei ihm verdient haben könntest," entgegnete sein Weib.

„Sie redet mir schon wieder," seufzte der Schreiber bekümmert. „Du sollst es doch lieber lassen; schon dem Kleinen zuliebe. Der soll mir was Rechtes werden! Wir werden ihn zum Studium geben, und müßten wir's uns abknappen — ich weiß freilich nicht, wo? Aber wenn er brav ist und der Herr Bürgermeister will sich seiner annehmen, dann kann er's schon vorwärts bringen. Freilich, geistlich darf er mir nicht werden. Sonst könnte er ja nicht heiraten — und das soll er doch, was, Johanne?"

„Das auch sonst nicht, so viel an mir liegt. Man spricht nicht gar zu gut von ihnen," entschied die junge Mutter.

Herr Sommermeyer sah sich ängstlich um. „Red' nichts, davon schon gar nichts. Aber er darf uns auch nicht Arzt werden. Wir haben nur zu oft ein großes Sterben im Lande. Er soll ein Rechtsgelehrter sein. Und wenn er es dann recht hoch gebracht hat, und ich bin sein

Schreiber — und er ist ein gutes Kind und wird mich nicht hart anlassen, wenn ich etwas nicht so mache, wie ich sollte — und die Leute ziehen auf der Gasse den Hut vor ihm, dann wollen wir Gott lobpreisen und alles vergessen, was in unserem Leben nicht just so war, wie es sein gesollt hätte. Gelt, Johanne?"

„Vielleicht nimmt er uns gar zu sich. Warum sollst du dich dein Lebenlang plagen müssen?" meinte die mutigere Frau.

„Daß die Weiber einmal nicht schweigen können! Oder nicht doch wenigstens klüger reden! Als ob das nur so ginge! Er wird doch ein Weib nehmen, und ein reiches und schönes noch dazu. Paßten wir ihm denn nachher noch? Das geht durchaus nicht, das mußt du ja einsehen. Oder begreifst du nicht einmal das, Johanne?"

„Wir wollen's nehmen, wie Gott es schickt," hauchte sie. Beide versanken in Betrachtung. Und während sie so angesichts der Wiege träumten, da drang ein behender Sonnenstrahl durch einen Riß des Vorhanges. Etwas wie Licht kam mit ihm in die Armseligkeit des engen Raumes — ihnen beiden aber wurde, als weiteten sich die engen Mauern und eine Zukunft voll Glanz bräche herein für sie, zumeist aber für dieses Kind ihres Alters . . .

*
* *

An einem stillen Spätsommertage, an dem die Blätter so leise und sacht durch die unbewegte Luft herniederfielen, als sehnten sie sich, alles Grünens und Blühens müde, nach der endlichen Winterruhe, führte Herr Andreas Aestuarius das Weib seines Herzens in das Heim,

das er sich und ihr zubereitet hatte. Es lag nahe dem Marktplatze der ansehnlichen Stadt, zu deren Richter er kaum ernannt worden war. Von ihren Fenstern aus konnten die Jungvermählten die Burg des Landesherrn sehen, sie hatten die Leute vor Augen, die zur Kirche gingen, und alles war geräumig und wohlbestellt. Während er aber Frau Reginen mit Stolz durch die Gemächer geleitete, die wohl wert waren, der Tochter eines adeligen Geschlechtes zum dauernden Aufenthalte zu dienen, schwellte ein starkes Gefühl der Selbstzufriedenheit seine Brust, und ihm wurde, als wäre das dumpfe Leid seiner Knabenjahre ganz und für immer versunken. Verweht die Entbehrungen, die der Sohn der armen Schreibersleute auf der lateinischen Schule bei den Patres Jesuiten durchgemacht, wo die Eltern — sie bedeckte der Boden, sie waren ihm weggestorben so still und rasch, fast als dürfe nichts übrig bleiben, was ihn der traurigen Vergangenheit und jener Kreise gemahne, aus denen er aufgestiegen — auf den Zehen umgeschlichen waren, um ihn nicht zu stören, während er über den Büchern saß; die Sorgen auf den hohen Schulen von Wien — deren Glanz damals durch die Gährung der Zeiten allerdings arg gemindert war — und von Ingolstadt. Ein Zeichen seiner Siege war ihm das Weib, dessen Hand man ihm so lange verweigert. Bei einer Schulkomödie, wie die ehrwürdigen Väter den Bürgern der Stadt alljährlich eine von den besten Schülern vorspielen ließen, hatte er das Herz Reginens von Paumann gewonnen. Sie war ihm getreu geblieben, sie hatte jenen Eid gehalten, den sie ihm in der Abschiedsstunde unter den heimlichen Bäumen in ihrem

elterlichen Garten geleistet, während er sie umschlang und zum ersten- und für lange Zeit auch zum letztenmale ihre Lippen küßte. Kein Widerspruch des Vaters, nicht die heimlichen Quälereien der Verwandten vermochten etwas über sie; sie blieb fest dabei, sich dem Himmel zu verloben, wenn sie dem Manne ihrer Wahl nicht angehören könne. Nun war sie die Seine. Ingolstadt hatte ihn mit dem Doktorhute des gemeinen wie des heiligen Rechtes geschmückt; sein Wollen und sein nimmermüdes Streben, die Fürsprache seiner Lehrer, die ihm immer gewogen geblieben waren, nicht zuletzt aber auch das geheime Fürwort seines Paten, des Vaters Reginens, hatten ihn in raschem Fluge emporgehoben, und die Verlobte hatte er — so meinte er mindestens, und auch sie war seines Glaubens — ungewandelt wiedergefunden. Nun mochten sie glücklich werden.

Sie wurden es auch, soweit das Menschen irgend möglich ist. Ein feines, anmutiges Mädchen war ihnen bald beschieden, das freilich das einzige Kind blieb. Er wollte es Regina genannt wissen, sie bestand auf Maria, der Himmelskönigin zu Ehren. Sie einigten sich auf Maria Regina. Und wenn sein Weib fortab noch eifriger, noch inbrünstiger zur Herrin der Himmelsscharen rief, als sie es schon früher gepflegt, dann lächelte Herr Aestuarius, so selten er das sonst tun mochte, weil es einem Richter nicht recht ansteht. Das Gebet konnte ja auch seinem Töchterlein gelten. Er teilte nämlich die schwärmerische Frömmigkeit seiner Gattin keineswegs, wenn er gleich verstand, wie sie in der jahrelangen Vereinsamung, in der steten Sorge um ihn und um ihr Glück groß und fast übermächtig in der Seele Reginens

geworden war. Dawider konnte er auch nichts haben; es schmeichelte ihm sogar, daß man seinetwillen die Fürbitte aller Himmlischen angerufen, und der andächtige Geruch, in dem sein Weib stand, konnte ihm bei den Mächtigen im Lande nur förderlich sein. Zu der Erkenntnis aber, daß sie denn doch nicht so ganz sein eigen wäre, so lange ihnen beiden ein Tiefstes, Heiligstes nicht gemeinsam sei, zu der Erkenntnis erschwang sich Andreas Aestuarius nicht; und wenn er, der Amtspflichten ledig, daheim saß und etwa von dem berichtete, was ihm der Tag gebracht, und Frau Regina hörte ihm ernst und sinnend zu — sie sprach nämlich selten und nie ungefragt — während sich die Kleine enge und schmeichlerisch an ihn schmiegte, dann glaubte er manches Jahr hindurch, ihm bleibe nichts mehr zu wünschen.

Das Kind erwuchs und blieb hold. Es war blond und sehr zart von Gliedern, dabei von aufmerkender Klugheit und am liebsten still für sich oder beim Vater, an dem es sehr hing. Auch Aestuarius liebt die Kleine zärtlich; freilich entwuchs sie ihm gemach, konnte ihm nicht mehr das Spielzeug, das allerliebste Püppchen bleiben, das sie ihm in ihrer ersten Jugend gewesen, während sie doch wieder noch nicht alt genug war, um seiner zur Pflege und Entwicklung ihres Geistes zu bedürfen. Zudem blieb sie die einzige; mit der Hoffnung, sich jemals eines Sohnes zu erfreuen, schwand dem Manne ein Teil der Freude am Besitze seines Weibes, selbst des Ansehens und der Würden, die er sich hart genug erworben. Es gab niemanden, der seinen Namen zu höheren Ehren bringen, der auf halbgebahnten Wegen größeren Zielen zuschreiten konnte. Seine eigene

Laufbahn aber war zu Ende. Noch lebte die Kraft, die ihn so vieles erreichen lassen, in ihm; aber wozu sie gebrauchen? Das wußte er nicht mehr. Und das ist ein übel Ding; gefährlich ist dies tastende Suchen nach neuen Aufgaben, wie eine mitternächtige Wanderung auf ungebahnten Steigen. Er litt darunter und alle, die ihm nahe standen, mit ihm. Häufig machte er seinem Groll Luft in heftigen Worten. Sein Weib ertrug sie schweigend. Dann kamen wieder Tage, wo er erkannte, wie ungerecht gegen sein Geschick er sei. So wurden seine Stimmungen schwankend und fast unberechenbar, wenngleich er gegen sie nie zornig oder verletzend wurde. Sie aber suchte ihren Trost im Glauben, wenn er ihr einmal wehgetan; und in jener Frömmigkeit, die ihr in den schlimmen Tagen der Vergangenheit, in den Trübungen einer sonst durchaus glücklichen Ehe die einzige Stütze gewesen, erzog sie auch ihr Kind. Und wenn Aestuarius Sonntags nicht zur Kirche gehen wollte, weil ihm der Zwang dazu unerträglich war; wenn er sich über das Späherwesen der Stadt, in der niemand dem Nachbar trauen durfte, erbittert ausließ, dann schickte sie Maria Regina um ihn. Sah er sie in ihrem hübschen Staat an der Schwelle, licht und zierlich, dann verschwand sein Unmut. Und wenn sie dann selig an seiner Seite trippelte, sich umsah, ob man ihr kleines Figürchen auch beachte, und alles grüßte und neigte sich vor ihnen, dann wurde er ganz fröhlich.

Bei einem solchen Kirchgange nun ereignete sich etwas, das dem ganzen Orte schon damals viel zu reden gab und das in der Folge ganz besonders für Herrn Aestuarius und sein Haus wichtig werden sollte. Wäh-

rend nämlich die Glocken langsam und feierlich ausschwingend ihren Sang beendeten, während sich die Andächtigen, nachdem sie der Sorge um das Heil ihrer Seelen genügt, noch ein wenig lustwandelnd auf dem Platze vor dem Dome ergingen, sprang ein befremdlich aussehender Mann — er war hager, bleich und trug das Haar ganz kurzgeschoren — auf das Fußgestell einer Mariensäule, die sich dort erhebt, und begann mit starker Stimme angesichts der Menge eine Rede. Fast augenblicklich verlief sich das Volk, sei es nun im Glauben, für einen Sonntag sei es an einer Predigt genug, sei es durch das Verfängliche des Gegenstandes vertrieben; denn der Prädikant sprach voll Eifer über die Verderbnis der Christenheit und der römischen Kirche. Es störte ihn nicht, daß er keine anderen Zuhörer hatte, als die Magd des Stadtrichters — sie hieß Ursula und war wohl stark im Glauben, aber nicht an Verstand — und einen Büttel namens Matthias, der ihn seinen Sermon ruhig beenden ließ, dabei aber doch seine Augen spähend nach jedem Fenster gehen ließ, das offen stand und hinter dem er Horchende vermutete. Als der Fremde aber endlich fertig war und sich zum Gehen anschicken wollte, da griff ihn der Matthias, küßte ihm, wie er's Geistlichen gegenüber gewohnt war, die Hand und sagte, während Ursula immer noch andächtig und ganz verzückt dastand: „Verlaub, Hochwürden! Ich habe Euch ausreden lassen, weil Ihr auch eine Freude haben wollet und weil Ihr kaum mehr sobald dazu kommen werdet. Aber jetzt müßt Ihr mit mir, denn mir scheint, Ihr habet nicht gar katholisch gesprochen." Und nachdem er so seiner Pflicht wie seinem guten Herzen Ge-

nüge getan, das jedem das beste gönnte und ihn antrieb, sich selbst nach der scharfen Frage bei den Delinquenten zu entschuldigen, daß er ihnen einige Schmerzen bereitet, übergab er seinen Fang dem Kerker und ging hin, Herrn Aestuarius gebührlich von der wunderlichen Begebenheit Meldung zu tun.

Es war das erstemal während seiner Amtstätigkeit, daß der Stadtrichter sich gezwungen fand, den weltlichen Arm einem gegenüber anzuwenden, der verpönte Glaubensmeinungen verkündigte. Zur Zeit der großen Austreibung der Protestanten war er noch ferne der Heimat gewesen; seither hielten sich die, welche im Herzen vielleicht noch der neuen Lehre anhingen, ganz still und vermieden ängstlich alles, was nur irgend die Augen der Herrschenden auf sie lenken konnte. So war Andreas Aestuarius denn recht eigentlich begierig, einen jener Schwarmgeister kennen zu lernen, die in so vielen Ländern Verwirrung und Umsturz gestiftet hatten. Dabei empfand er doch wieder ein gewisses Mitleiden mit dem Manne, dem ohne allen Zweifel ein hartes Los bevorstand, und sprach beide Gefühle, die ihn bewegten, seinem Weibe gegenüber offen aus. Sie sah ihn nicht ohne Erstaunen an, denn er pflegte nur selten seine weicheren Regungen zu äußern; dann ließ sie die kleine Maria Regina ihre Tischgebetlein zu Ende sagen, schlang ihren Arm ganz unvermittelt um ihren Gatten und flüsterte: „Du bist gut.“ Und so blieben denn die drei geraume Weile ganz stumm beisammen, sie hart neben ihm, das Kind zwischen beiden und alle ganz glücklich, ohne daß sie doch wußten, warum. Vielleicht war es bloß die Aussicht, daß dieses Ereignis weitverzweigte

Wurzeln haben könne, was die Stimmung des Rechtsgelehrten so sehr erhöhte und dadurch allen einen friedenvollen Sonntag bereitete. Dann war ihm nämlich eine wechselvolle und seines Scharfsinnes würdige Tätigkeit für lange Zeit, im Falle eines Erfolges seiner Mühen sogar eine sichtbare Anerkennung dafür sicher.

Noch am gleichen Tage schlug er alle Verordnungen nach, die für solche Vergehungen galten. Sie waren sehr klar, aber auch sehr strenge, und er wurde fast zornig über den Verblendeten, der um ein ganz aussichtsloses Unternehmen das Leben aufs Spiel setzte; denn es konnte geschehen, daß er dafür am Brandpfahle endigen mußte. Aber eine starke Neugierde ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Welche Beweggründe hatten den Prädikanten nur hieher, in ein Land, das für seine Glaubensgenossen so ungastlich war, wie kein anderes deutscher Zunge, in die Stadt, unmittelbar unter die Augen eines eifervollen und gläubigen Herrn geführt, wo man seiner nicht einmal schonen konnte, wenn man's auch gewollt? Und so ließ er sich denn den Gefangenen schon am Montag vorführen.

Es mißfiel ihm sehr, daß sich der Prädikant jedes Zeichens der Ehrerbietung vor seinem Richter enthielt. Er war gewohnt, daß die Angeklagten ihm demütig nahten; dieser aber stand ihm aufrecht gegenüber und sah ihm voll und ruhig ins Gesicht. So begann er denn sein Verhör schärfer, als er es selbst beabsichtigt: „Du heißest? Was und woher bist Du?"

„Osias Olearius. Ich bin Diener am Worte und ein Genfer."

„Und was trieb Dich hieher?"

„Meine Pflicht und der Ruf Gottes."

„Sprich deutlicher. Hofftest Du, Seelen zu gewinnen für das, was Du den rechten Glauben nennst? Oder wolltest Du die Leute aufwiegeln gegen ihren Herrn?"

„Beides."

„Du sprichst Dich um den Hals, Olearius!" rief der Richter entsetzt.

„Und wenn? Es ist besser, ich sterbe, als daß ich den Jammer und das Elend der Gerechten länger mit ansehe. Ich bin durch das Land gezogen, und ich sah die Gezelte der Bedränger erhöht und die Hütten der Frommen erniedrigt. Ich sah, wie sie sich verbergen mußten und an die Diener ihrer Verfolger schimpflichen Zoll zahlen, damit man sie ihre Andacht auch nur im Geheimen verrichten lasse. Mein Herz empörte sich darob; der Zorn Gottes sprach in mir; und darum lenkte ich meine Schritte her, Anklage zu erheben, wie es einst Moses vor Pharao getan."

„Es leben also noch Ketzer im Lande?" rief Herr Aestuarius erfreut. „Wo sind sie?"

„Frage Deine Schergen, die mit ihrer Duldung Wucher treiben. Mein Mund bleibt stumm."

Der Stadtrichter ergrimmte: „Und wenn ich Dich peinlich befragen lasse?"

„Das ist mir nichts Fremdes mehr."

„Du hast also schon Ungemach erlitten um Deinen Glauben?"

„Vieles und großes! Sie haben mich in Paris verstümmelt; sieh her" — er wies nach seinem Haupte, dem die Ohren fehlten — „in London haben sie mich ge-

stäupt. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich am Schandpfahl Psalmen gesungen, wie oft sie mich zum Holzstoß verdammten. Immer hat mich mein Richter und Erlöser errettet; ist es sein heiliger Wille, dann wird er auch diesmal meine Füße befreien aus den Schlingen, in die sie die Bösen verstrickten."

Er sprach tonlos, gelassen, wie man das Gleichgültigste berichtet. Herr Aestuarius erschauderte. Ihm schien, als wüchse die Gestalt vor ihm ins Riesenhafte mit den Leiden, die sie um eines Gedankens willen auf sich genommen. Und wie in einem letzten Versuche, die Wünsche des Mannes von dem Ueberirdischen, dem allein sie noch anzugehören schienen, wieder der Erde zuzulenken, sprach er milde: „Und hattest Du niemanden, der Dir lieb war? an dem Dein Herz hing? dem Du leben wolltest und der Dich hielt?"

Ein leises Flüstern kam zurück: „Ich habe ein Weib und fünf Kinder. Und ich weiß nicht, ob sie noch leben. Aber sie waren mir teurer als das Licht meiner Augen."

„Und Du hast sie dennoch verlassen?"

„Ich mußte!" Die Stimme des Prädikanten sank zum geheimnisvollsten Raunen herab. „Ich mußte, denn der Herr hat mich gerufen. In der stärksten Stimme meines Innern sprach er zu mir. Ich hörte sie abends, wenn ich über seinem Worte saß und sann; denn darüber habe ich geforscht Tag und Nacht, wie er es gewollt und geboten hat. Sie erklang mir am Tage, wenn ich bei denen saß, denen meine Seele angehört. Sie wollte nicht verstummen, so oft ich auch betete: Herr! Nicht mich schicke, sende einen anderen. Und da zerriß ich, was mich hielt, wie Simson flächserne Stricke. Da ging ich hin

und nahm das Kreuz auf mich, das Er seit Ewigkeiten für mich vorherbestimmt: denn Er allein weiß, was Ihm und Seinem Reiche frommen kann."

„Und woher wußtest Du, daß es keine trügerische Verlockung war? Daß wirklich der Herr selbst zu Dir geredet?"

„Du wirst es erkennen, wie es jeder erkannt, dem es einmal in der Seele gesprochen."

„Ich? . . ." Herr Aestuarius sprang auf.

„Du!" Der Prädikant richtete sich voll auf, und der Richter sah nun erst, wie groß er von Gestalt sei und wie gebietend die Gluten seiner Augen loderten. „Du! Denn die Stimme in mir schreit, und ich weiß es: Du bist erlesen."

„Du bist ein Tor, und Du könntest auch andere anstecken mit Deiner Narrheit!" antwortete der Richter mühsam, nachdem er seine Fassung wiedergewonnen.

„Du höhnst — aber Deine Lippen zucken dabei, wie Dein Herz erzittert. Du hast Augen, und Du siehst, wie sie in Ueppigkeit prunken, die das reine Wort verkündigen sollten; siehst Unwürdige erhöhen, die Frommen gedrückt. Du hast Ohren — Du wirst sie nicht mehr dem Angstschrei der Gequälten verschließen können, nun ich ihn einmal vor Dich hingetragen habe. Du bist Richter — wie darfst Du nach Unrecht richten?"

Ein letzter Zorn flammte in Aestuarius auf: „Wer zwingt mich, Dein Gerede anzuhören?"

„Gott, seine Wahrheit und Deine Erkenntnis, daß Du für besseres bestimmt bist, als nun Dein Los ist."

„Und was gäbe es besseres, als mein Geschick?"

„Du wirst es erkennen," entgegnete der Prädikant.

„Es ist genug!“ Der Richter rief dem Matthias. Er war sehr blaß dabei, daß es selbst dem Büttel auffiel. Und so endete das erste Verhör, das er mit Osias Olearius angestellt.

In heftiger Gemütsbewegung kam Andreas Aestuarius heim und konnte sich doch nicht Rechenschaft darüber geben, was ihn eigentlich so sehr ergriffen. Sein Töchterlein kam ihm entgegengelaufen; er hob es zu sich empor, drückte es heftiger an sich, war wärmer und zärtlicher gegen sein Weib, als schon seit langem. Mit leuchtenden Augen sah er sich in den behaglichen Räumen um, die sein Glück bewahrten; die behagliche Stille im Hause tat ihm wohl, fast als rege sich ein Mahnen in ihm, auch ihm könne das alles verloren gehen, wie es sein Gefangener dahingegeben. Er sprach viel von ihm, von jener sonderbaren Unterredung, die er mit ihm gehabt, wie wenn er sich diese merkwürdige Gestalt klarer machen müßte. Aber seiner Weissagung erwähnte er nicht; wenn er sich ihrer erinnerte, dann kam ihm ein Bangen, wie es jeden überfällt, dem ein düsteres Prophetenwort Einblick in eine trauervolle Zukunft gegeben. Schon der Gedanke daran, die Besorgnis, es könne vielleicht doch in Erfüllung gehen, lähmt und beengt.

Immerhin, und das tröstete den Stadtrichter wieder, war es ja in seine Hand gelegt, dem ganzen Handel ein rasches Ende zu bereiten. Das Urteil, das er über Olearius zu sprechen hatte, war klar: auf dem, was er gewollt, stand der Tod. Kein Zweifel, daß er ohne alle Gnade über ihn verhängt würde, sowie erst ein rechtsgültiger Spruch dem Landesherrn unterbreitet war.

Schon fühlte er dunkel, daß ihm dieser Mann zum Verhängnisse werden könne, und mochte sich dennoch nicht entschließen, ihn seinem Verhängnisse zuzuführen. Auch sein Selbstbewußtsein sperrte sich dagegen; er erkannte gut, wie Richter und Angeklagter einander bei jener ersten Begegnung eigentlich in ganz umgekehrter Rolle gegenübergestanden wären, als es von rechtswegen hätte sein sollen. Das demütigte ihn; diese allererste Niederlage seines Lebens wollte er wettmachen. Und so beschloß er denn, alles daranzusetzen, diese Scharte auszutilgen.

Das gelang ihm nicht. Mit jedemmale sah er klar und klarer, wie keine Gewalt der Erde etwas über den Prädikanten vermöge; keine Drohung, keine Gefahr hatten ein Schrecknis für ihn. Und das erzwingt Achtung. Dem Weltkind, das nur nach Geltung in der Welt gestrebt, trat hier ein Mensch entgegen, dem alle Reiche und alle Herrlichkeiten dieser Erde nichts galten neben dem Reich Gottes, in dessen Dienst er sich gestellt. Das mußte er bestaunen. Eine große, tiefe Ueberzeugung lernte er hier kennen; sie riß ihn allmählich mit. Denn ein Gedanke mag sich neben dem andern behaupten; wer aber schwankend von Grundsätzen ist, nicht etwa ganz ohne sie, der wird sich der Macht eines freudigen Glaubens schwer entziehen können.

Zu alledem war der Prädikant kein roher Eiferer. Nur an den argen Schäden, die er allenthalben in Stadt und Land, in Kirche und Amtsstube gewahrte, entzündete sich die Glut seiner Worte, und Aestuarius war Menschenkenner genug, um sich ihn so denken zu können, wie er seiner eigenen Schilderung nach einmal gewesen sein

wollte: als stillen Gesellen, der nur den Forschungen lebte, die ihm wichtig erschienen, dem kleinen Kreise, der ihm das Beste der Welt bedeutete. Wie gewaltig mußte also das sein, was ihn so aufgerüttelt und verwandelt hatte! Die Wirkung seiner Beredsamkeit erhöhte der dunkle, biblische Stil, in dem er sich, wie alle sein Amtsbrüder, gefiel. Prophetensprüche flossen von seinen Lippen, und er selbst glich einem Seher. Herr Aestuarius fühlte bald, wie er vom Banne des Unheimlichen mehr und mehr umfangen wurde; sich gewaltsam davon zu befreien, war ihm schon sehr bald unmöglich. Er hatte das versucht, hatte begonnen, das Urteil über Olearius auszufertigen. Kaum daß er die üblichen Eingangsformeln niedergeschrieben, schob er es wieder von sich: starb dieser Mann, ehe es klar zwischen ihnen geworden, dann mußte ihn der Schatten des Toten verfolgen, dann — er machte sich selbst kein Hehl mehr daraus — war der Lebende seinem Zauber für ewiglich verfallen.

Nur noch ein Mittel, sich davon loszureißen, sah der Richter: er mußte das geheimnisvolle Buch, aus dem jener, den er haßte und an dem er doch wieder hing, wie es jedem mit Menschen ergeht, die einen von tiefgewurzelten Meinungen loslösen wollen, seine Erkenntnis schöpfte, mußte das Wort Gottes besitzen, um dessen Unkenntnis ihn der Diener am Worte so hart und oft gescholten. Wie er es aber erlangen könne, das wußte er nicht. Oftmals sann er darüber nach, und da kam es ihm einmal, daß der Prädikant ihm vorgeworfen: die Büttel der Gerechtigkeit bereicherten sich an den Abgaben, die sie den Bekennern des reinen Glaubens da-

für abpreßten, daß man sie im Lande dulde. Verhielt sich das so, dann mußte Matthias darum wissen. Er ließ ihn vor sich rufen und erkannte bald, daß Olearius wahr gesprochen. Denn anfangs sah der Fronvogt seinen Gebieter mißtrauisch an und brummte mürrisch: noch hätte kein Richter einen Anteil an diesem seinem Gewinne begehrt. Da war Andreas Aestuarius in jähen Zorn geraten. „Auch ich verlang' nichts von solchem Sündengeld!“ rief er. „Aber eine ihrer Bibeln muß ich haben.“ Da seufzte Matthias halb kläglich und halb erleichtert und meinte, das wäre ein saures Stück Arbeit, weil die Art Menschen sehr an dem Buche hänge. Aber noch vor Abend brachte er es, und als ihn sein Gebieter fragte, wie es ihm denn dabei ergangen, da zuckte er die Achseln. „Es war ein harter Weg. Sie sind arme Leute, und sie können nicht viel zahlen. Aber sie haben's arg genug getrieben. Sie haben geweint und geschrien und wollten sich mit Geld loskaufen. Das ist denn nun diesmal nicht gegangen; aber sie haben mich erbarmt, und sie sollen eine gute Weile Ruhe haben vor mir.“

Es war ein altes Buch, das der Matthias vor seinen Meister niedergelegt, und der Stadtrichter stand lange und in ernsthaftem Sinnen davor. Mit Drohungen war es denen abgezwungen worden, die eigentlich auch nicht das Recht hatten, es zu besitzen; es hatte armem Volke zugehört, das dennoch einen Teil seiner Habe hingeben wollte, nur um es weiter behalten zu dürfen. Es mußte eine große Gewalt darin beschlossen sein, würdig dessen, der es den Menschen gegeben. Wie wunderlich — niemand bestritt seinen göttlichen Ursprung: wie durfte

man also den verfolgen, der darin forschte? Und er hatte selber dazu geholfen — wie konnte er das? Herr Aestuarius verstand das in diesem Augenblicke kaum mehr . . .

Es war ein altes Buch. Sein Einband war abgerissen, an den Kanten war das Leder abgewetzt, daß das Holz des Deckels durchsah; die Spangen, welche es zusammenhalten sollten, schlossen nicht mehr. Er schlug er zögernd auf, als fürchte er die Geister, die darin schlummerten. Auf dem ersten Blatte stand der Name eines Besitzers: Martin Frohnleitner, Hübner von Peggau, hatte eine ungeübte Hand in ungeschlachten Zügen hingezeichnet. Er kannte die Peggauer Bauern fast alle, denn sie waren Streithänse und sie gaben ihm viel zu tun. Er wußte keinen darunter, der sich so nannte. Wo waren die Sprossen dieses Stammes sämtlich hingekommen? Waren sie ausgetrieben worden, weil sie zu arm waren, sich Duldung zu erkaufen? Oder weil sie zu trotzig gewesen, ihren Glauben öffentlich abzuschwören, um ihn insgeheim weiter zu üben? Wo irrten sie jetzt, heimatferne und im Elend? Ein stilles Grauen befiel ihn bei diesen Fragen.

Es war ein altes Buch. Seine Blätter waren stark zerlesen, das Papier war vergilbt, und dennoch sah er manchesmal einen rundlichen Flecken inmitten der Zeilen: das Zeichen von Tränen, die man darauf geweint. Geschlechter nach Geschlechtern mochten Trost und Erhebung darin gesucht und gefunden haben. Häufig begegnete ihm die Spur von Nadelstichen; man hatte es wohl oft nach Losungsworten für die Zukunft befragt. Was wollte es wohl ihm bringen und verkünden, der endlich mit klopfendem Herzen darin zu lesen begann?

Es war ganz dunkel geworden, und sein Weib stellte ein Licht auf seinen Tisch hin. Er sah nicht auf und erwiderte kaum ihren Gruß. Die Zeit zum Abendbrot kam; er dachte nicht daran. Sein Kind erschien, ihm den Gute-Nacht-Kuß zu bringen; er winkte nur ungeduldig ab und beachtete nicht, daß sich ein rosiges Mündchen weinerlich und schmollend verzog, wie langsam die trippelnden Schrittchen sich der Tür zuwendeten. Das Licht verglomm; in atemloser Hast entzündete er ein neues und kehrte wieder zu seinem Buche zurück. Die ganze Nacht saß er darüber, und ein Fieber trieb ihn von Blatt zu Blatt. Und allenthalben ersah er nur eine Gestalt; er kannte den gottergebenen Hiob, die Eiferer Jesaias und Samuel — sie trugen ihm alle dieselben Züge: die des Prädikanten. Ihm mußten sie geglichen haben, die voll heiliger Strenge die Reinheit des alten Bundes überwacht; ihm aber auch, die dann den Lehren des Welterlösers gelauscht und hingegangen waren, die mildere Botschaft des Heils allen Völkern zu verkünden. Von rätselhafter Faust fühlte er sein Tiefstes erfaßt, sich wechselnd erhoben und zernichtet. Jede dunkle Drohung gegen die, welche Bilder anbeten und ihre Kniee vor den Baalim beugen, bezog er auf sich und sein Haus, sein Weib und sein Kind. Jede Stelle, deren Sinn ihm unverständlich war, behielt er, damit sie der einzige, der darum Bescheid wissen mußte, auslege.

Es wurde licht, und er mußte zu Amte. Er erkannte selbst, daß er jenes Tages ein schlechter Richter war; heftig und achtlos auf das, darum es sich handelte. Er ersehnte die Stunde, in der er sich werde Or-

learius vorführen lassen können. Sie kam endlich, und der zu Gerichte hätten sitzen sollen, der war ein stiller, demütiger Schüler geworden, der unverwandt an den Lippen seines Meisters hing, jeder Deutung folgte und alles zu behalten versuchte, was ihm der vortrug. Und in jenen Stunden ist Andreas Aestuarius dem Banne des Calviners ganz und für immer verfallen. Noch rangen Zweifel in ihm; sie verstummten, und die neue Erkenntnis zerschnitt Messern gleich sein Innerstes. Aber als er endlich, gepeinigt von dem Gedanken, daß er ein ganzes Leben lang dem Falschen gedient haben sollte, dem immer stärker in ihm aufbrechenden Bewußtsein, wie alles um ihn schwanke und zu versinken drohe, aus der Angst seiner Seele aufschrie: „Du heißest Dich einen Mann Gottes — was suchst Du mich dann heim mit Bitternissen und machst mein Herz erbangen?" da lächelte der Prädikant traurig: „Nicht den Frieden bringe ich, sondern das Schwert. Durch die Schauer des Todes allein kannst Du zur Wiedergeburt eingehen. Das lerne begreifen, Aestuarius!" Und so sonderbar widersprachen einander der unbarmherzige Sinn der Worte und die Milde, mit welcher der Mann redete.

Ein finsterer Geist der Verstörung durchzog das Haus das Stadtrichters. Alle empfanden ihn und sein unheimliches Schreiten. Frau Regina erkannte leidenvoll, wie sich das Gemüt ihres Gatten mehr und mehr von ihr abwendete. Die kleinen Künste, die sie als ehrbare Frau nutzen konnte, ihn zu sich zurückzuführen, verfingen nicht mehr. Sie wagte kaum mehr zu beten, wenn sie ihn nahe wußte; er sah sie dann immer mit so fremden, fast feindseligen Blicken an, daß

sie erschrak, und das Geheimnisvolle der Gründe jener Wandlung peinigte sie. Maria Regina begann sich allgemach vor dem Vater zu fürchten. Sie hatte, wie das oft bei Mädchen geschieht, mehr an ihm als an der Mutter gehangen. Nun fand sie ihre harmlosen Zärtlichkeiten zurückgewiesen; ihre Gegenwart, sonst immer erwünscht, war nun häufig unwillkommen. Einmal drängte sie ihr Köpfchen schweigend an seine Kniee, während er über jenem Buche saß, das ihn so sehr fesselte. Er schob sie von sich, unsanft, finster, ohne ihr auch nur das linde, blonde Haar zu streicheln. Da überkam sie ein Schluchzen; er aber fuhr in jähem Zorne auf, daß sie verstummte, daß sie, die großen, ängstlichen, kummervoll fragenden Augen unverwandt auf ihn gerichtet, rücklings gehend die Stube verließ und nicht eher zu weinen wagte, als bis sie an der Brust ihrer Mutter lag. Die seufzte tief: „Wir wollen beten, Kind! Vielleicht erhört dich, der das Flehen der Waisen vernimmt.“ Und während der Kleinen — seltsam genug — nichts beifiel, als ein kurzes Sprüchlein, das sie in ihrer ersten Kinderzeit gelernt, und sie es, oft von Tränen dabei unterbrochen, herstammelte, tat die Frau, die sie geboren, die höchsten Gelübde zu allen Heiligen, wenn sie nur das Unwetter, das so drohend über ihrem späten Glücke aufgestiegen war, vorüberbrausen lassen wollten, ehe alles zernichtet und zugrunde gegangen sei.

Nur Herr Aestuarius selbst sah den Dämon nicht, der sich in seinem Heim eingenistet, dessen Flügel wie Fittiche eines ungeheuren Raben alles verdüsterten, was licht gewesen. Tagsüber hielten ihn die Aufgaben seines Amtes, das ihn gerade damals sehr in Anspruch nahm.

Denn die Kunde von fernen Kriegsereignissen durchlief die Welt, unruhiger bewegten sich die Geister, verlaufenes Volk zeigte sich im Lande und übte Gewalttat, die Bekenner der neuen Lehre erhoben trotziger die Häupter, nun der Erzherzog, durch größere Aufgaben ferngehalten, nicht mehr bedrohlich in ihrer unmittelbaren Nähe verweilte. Dann, sobald der Richter frei war, horchte der Neubekehrte den Worten seines Meisters. Einsam, übersann er sie. Und das finstere Bekenntnis, das jener verkündete, umspann ihn ganz und völlig. Er glaubte fest daran, daß alle Menschen verdammt und verworfen seien durch den Spruch eines Richters, der nach unerforschlichen Gesetzen richtet, dessen unendlicher Gnade allein sie es danken mußten, gab er sie nicht der ewigen wie der zeitlichen Pein dahin. Taten sie Gutes, dann war das sein Werk, und seine Barmherzigkeit allein lieh ihnen die Gabe dazu. Wie durften sie noch Lohn dafür begehren? Uebten sie Böses, dann war es ihnen so vorherbestimmt; man durfte urteilen, nicht aburteilen über sie.

Dieser Glaube war auch sein einziger Halt in dem schweren Zwiespalt von Pflichten, in den er geraten. Sein Verhängnis hatte es gewollt, daß sein häusliches Glück dahinschwand, die Achtung mehr und mehr verloren ging, die er sich hart genug errungen. Man munkelte nämlich in der Stadt allerhand über seinen geheimen Verkehr mit dem Prädikanten, klagte ihn ohne Hehl an, daß er das Recht beuge zu Gunsten der Reformierten. Der Büttel Matthias, der am meisten darum wußte, erlaubte sich manches dreiste Wort, manche unziemliche Vertraulichkeit seinem Gebieter gegenüber, der sich nicht

zu helfen wußte, sich an seine Stellung klammerte, weil sie ihm Gelegenheit gab, denen insgeheim beizustehen, mit denen er sich im Glauben eins wußte. Aber auch der letzte Rest von Besonnenheit schwand Andreas Aestuarius so; das ewige Denken, die rastlose Beschäftigung in der Gerichtsstube, dann mit dem Worte Gottes, diese unheimlichen Erwägungen zerrütteten die Klarheit seines Geistes. Jener Ruf, von dem Orlearius gesprochen, die Stimme des Höchsten, das Zeichen der Erwählung, wollte nämlich noch immer nicht in ihm erklingen — er war also wohl verloren und verworfen für alle Ewigkeit.

Ein geheimer, feiger Groll gegen sein Geschick fraß an ihm. Und dennoch konnte er nicht mehr umkehren, nur noch größere Opfer mußte er bringen, damit sich sein gestrenger Gott vielleicht doch seiner erbarme. Sein Stolz, sein Ehrgeiz trieben ihn weiter in jener Richtung, die ihm sein Lehrer gewiesen; selbst diesen mußte er zu überbieten trachten, wie er immer der erste unter seinesgleichen gewesen war. Aber jede Tatkraft für die Gegenwart schwand ihm über dem Sinnen von unerhörten Taten, die er in der Zukunft vollbringen wollte.

Ein Reskript des Hofes kam, das wegen eines Urteils in Sachen des Prädikanten drängte. Er zerknüllte es zornig und schleuderte es von sich. Frau Regina war dabei zugegen. Sie hob es auf, durchlas es und legte es dann abermals vor ihn hin. Die Gefahr, in der sie alle schwebten, die Erkenntnis, in was ihr Mann verstrickt sei, wurden ihr plötzlich offenbar; das lieh dem zagen Weibe Mut, der Schweigsamen Beredsamkeit. Sie sprach ihm herzlich zu. Er horchte ihr, versunken in

Brüten. Sie, die wohl fühlte, daß von dieser Stunde alles abhänge, ließ nicht ab, mit Bitten in ihn zu dringen, mahnte ihn dessen, was er den Seinen schulde, der unverbrüchlichen Treue, die sie einander einmal gelobt. Sie hätte die ihre gehalten — er aber . . .? Den Vorwurf und seine Berechtigung fühlte er sehr, aber er wurde nur noch grimmiger darüber. Und als sie ihn endlich anflehte, nicht einem Fremden zuliebe seine Nächsten, das Gute, das ihnen vom Herrn geworden, dahinzugeben, ihm errötend die Bilder vergangener Seligkeit heraufbeschwor, da sprang er auf, da wurde er fahl, da ballte sich seine Faust, da schrie er: „Herodias! begehrst du das Haupt des Täufers?"

Frau Regina zuckte zusammen. Dann erhob sie sich und verließ mit ihrem Kinde das Gemach. Sie erkannte nun, daß mindestens sie nicht mehr imstande war, das Geschick ihres Hauses zu wenden. Etwas von der Art des Löwen, der nur einmal zum Sprunge ansetzt, schlief bei allem Anscheine von Milde in ihr. Für ihr ehrliches Wollen war ihr ein unerhörtester Schimpf ins Angesicht geschleudert worden, und die Roheit, die dabei im Wesen ihres Gatten ausgebrochen, hatte sie unsäglich verletzt. Sie begriff nicht, wie sie so urplötzlich in ihm wach geworden; aber Ströme, die sonst still und schön durch die Gefilde schreiten und in ihren Fluten den Himmel widerspiegeln, werden trübe und zornig, wenn die Frühlingsstürme sie aufrühren. Es ist immer das Häßliche, das sonst in den Tiefen der Seele schlief, was in ihren Ungewittern zuerst an ihre Oberfläche kommt.

Am nächsten Tage war der Prädikant verschwunden. Die Stadt verlassen, wie es sein Wille war, hatte er

darum doch nicht. Andreas Aestuarius hielt ihn verborgen und bewog ihn zum Bleiben; denn der Genfer wollte sich nach Böhmen wenden, zu dessen König eben ihr Glaubensgenosse, der Pfälzer Friedrich, gewählt worden war. Feinde umdrängten seinen Thron; die Zeit des Wortes schien vorüber, die der Taten gekommen. Aestuarius gedachte sich ihm anzuschließen; vorher aber wollte er noch etwas vollbringen, das ihm nunmehr zumeist am Herzen lag, nachdem er erkennen gemußt, daß ihm ein Martyrium nicht beschieden sei. Er hatte es freilich darauf angelegt, mit den unbedachtesten Reden, aber man wollte einen immer noch angesehenen Mann schonen, um nicht böses Blut zu machen. Mit dem Werke, über dem der weiland Stadtrichter sann, gedachte er selbst sein Vorbild zu übertreffen: er wollte die Seele seines Kindes wider den Willen der Mutter dem Glauben zuführen, den er als den wahren befunden.

Es wurde ihm nicht schwer, Maria Regina wieder an sich zu ziehen. Sie war freilich nicht mehr, wie sie gewesen. Unter den Zwistigkeiten im Elternhause, die sie mitfühlte, die fröstelnd durch ihr warmes und liebegewohntes Herz zogen, litt sie sehr. Sie wagte nicht mehr zu lachen — und wie gerne, wie hell hatte sie's getan! — vor dem ewigen Ernste von Vater und Mutter. Sie konnte sich nicht mehr von einem zum andern wenden, denn sie waren immer getrennt. Nun rief sie der Vater; sie folgte ihm freudig. Vielleicht mußte sie in Hinkunft nicht mehr so viel beten wie jetzt, nicht mehr von Kirche zu Kirche gehen, bis ihr die Füße weh taten; vielleicht legte die Mutter das häßliche schwarze Kleid ab, das ihr so gar nicht gefiel, und sprach nicht mehr von

den Freuden derer, die sich allein dem ewigen Leben widmen. Sie wußte, das waren die Nonnen, und sie mochte keine werden. Vielleicht wurde sie die Brücke, über der sich Getrennte wiederfanden; vielleicht kamen die sonnigen, stillen Tage wieder, die ihr nun so ferne, so weltenferne schienen!

Es ist anders gekommen. In der Zeit, die er einsam verbracht, abgeschieden von den Seinen, preisgegeben finsteren Grübeleien, hatte Andreas Aestuarius verlernt, wie man mit einem Kinde betet, spricht, es erzieht. Eine Welt war teilweise in ihm in Trümmer gefallen, eine neue aus der Tiefe gestiegen; ihm war nichtig geworden, was er zuvor heiß begehrt, allein erstrebenswert, was er für nichts geachtet. Und sein Töchterlein sollte geblieben sein wie zuvor? So trug er ihr denn die Lehrsätze des Schweizer Kirchenreinigers vor, wie sein Lehrer sie ihm verkündigt. Er berichtete ihr, sie dürfe nicht mehr zu den Heiligen beten — aber gerade dazu hielt die Mutter sie fast unablässig an. „Auch zur Mutter Gottes nicht?" fragte sie ungläubig und wies auf ein Amulett, das Bild der Gnadenreichen von Mariazell, das sie, seit sie denken konnte, trug. Er entriß es ihr und zertrat es im jähen Grimme, ungeachtet ihrer Bitten. Er schmähte Mönche und Nonnen — sie aber wußte, daß ihre Mutter sie dem Kloster zugedacht, damit sie einmal fürbitten könne für ihre Eltern. Was dem einen heilig, das schalt der andere — wer hatte recht, wenn er den Gegenpart in Ewigkeit verloren hieß? Wohin sollte sie sich kehren? Sie wußte sich keinen Rat; aber sie siechte hin über so unkindlichen Erwägungen. Die Lehre von der Gnaden-

wahl wollte er ihr begreiflich machen: „Du bist schlecht und verworfen, Maria Regina," herrschte er ihr zu. „Ich mag es aber nicht sein; ich war ja gut, immer gut!" entgegnete sie. „Du bist es nicht! Denn das Trachten des Menschen ist übel und sein Dichten böse vom Mutterleib an!" rief er zorniger. Da faltete sie die Händlein: „Ich will es gewiß nicht mehr sein, Vater, lieber Vater! Nun tu mir nichts!" denn der Stadtrichter sah dann so verstört aus, in seinen überwachten Augen, die kaum mehr den Schlaf kannten, lag eine so düstere Glut, daß auch Erwachsene ein Grauen vor ihm überkommen durfte. Und nur die Furcht war es noch, daß Maria Regina ihm klaglos folgte, wenn er rief; nur das Bangen der echt weiblichen Scham, Fremden, Mitleidlosen die Zerstörung ihres armen Glückes zu zeigen, was Frau Reginen noch davon abhielt, das Haus ihres Gatten zu verlassen. Aber schon empfanden beide, daß ein Dach zu enge sei, als daß es sie beide länger beschirmen könne, und zumal in Herrn Aestuarius keimte ein tiefer Haß gegen sein Weib. Denn ihr allein rechnete er es zur Schuld, wenn alle seine Bemühungen um das Heil Maria Reginas fruchtlos blieben. Ihm war seine Gattin nicht mehr Herodias, nur noch Jesabel, die ein ganzes Volk verderbt, konnte ihr verglichen werden.

Weil er aber dieser Empfindung nicht Ausdruck zu geben wagte, fraß sie sich desto tiefer in seine Brust ein. Ein letztes, dünnes Band verknüpfte ihn noch mit ihr: die Erinnerung an altbewährte Treue. Das riß bald genug. Denn seine Stellung hatte er niedergelegt, weil er sich dazu gezwungen sah; er wußte, daß sie nur

noch vom Gelde seines Weibes lebten, verachtete sich selbst darum und wollte ihr wiederum beweisen, wie wenig diese Abhängigkeit über seine Entschlüsse vermöge. Ein halber Müßiggang, nach angestrengtester Tätigkeit, füllte nun seine Tage aus; da blieb ihm Zeit genug, die finsteren Entschlüsse hin- und herzuwälzen im Geiste. Das bleiche Gesichtchen seines Kindes, das ihm ab und zu vorüberhuschte, war ihm ein nagender Vorwurf — durch eine Tat, die zeigen mußte, wie mächtig der neue Glaube in ihm gebiete, wollte er sich von allem befreien, was ihn peinigte, und dann mit dem Prädikanten, der unablässig zur Wanderung drängte und trieb, unter neuen Sternen ein neues Sein beginnen.

So war es wieder einmal dunkel geworden. Herr Aestuarius war heimgekehrt vom Besuche bei dem einzigen Menschen, dessen Umgang er noch ertrug. Verstohlen wie ein Dieb der Nacht war er durch die Straßen geschlichen, damit ihn niemand sehe, damit nicht etwa ein Gruß, den man ihm nicht mehr bot, ihn daran erinnere, wie rasch sich die Geltung in der Welt verloren, die er besessen. Zu Hause hieß ihn niemand willkommen; er betrat sein Gemach, es war kalt darin, und ihn fröstelte sehr. Er ließ kein Licht anzünden, denn seine Augen schmerzten, kein Feuer entfachen, denn die verdrossenen Gesichter der Dienstleute empörten ihn. Er stützte das Haupt in die Hand und starrte mit ohnmächtigem Zorne in die Nacht. Ueber seine Zukunft sann er nicht, über Vergangenes nachzudenken hatte er verlernt. Wozu? Schickung und Fügung war alles. Aber Bibelsprüche klangen ihm un-

ablässig im Ohre; er dachte des Elias, der die Propheten des Baal zu Hunderten geschlachtet am Bache Kison; des Moses, der das goldene Kalb zerschlug, und ihn verlangte sehr, ein gleiches zu tun. Aus dem Nebengemache aber drang ein fernes Raunen. So leise, so unhörbar es war, so sehr verstörten ihn diese Flüsterlaute. Sie drängten sich in seine Gedanken, sie ließen ihn nicht zur Ruhe kommen, sie bereiteten ihm körperliche Pein. Er wußte, was sich neben ihm begab: vor dem marmornen Marienbildnisse, das er selbst einmal Frau Reginen zum Angebinde gemacht, knieten zu dieser Stunde sein Weib und sein Kind. „Sie beten Götzen an, zermalme sie, Herr!" stöhnte er in seiner Qual. Und plötzlich — er wußte nicht, kam's aus ihm, klang's um ihn — drang es wie eine Stimme zu ihm: „Und du leidest es, Andreas?" . . .

War das der Ruf?

Eine Tür stieß er auf. Er sah einen langen, schmalen Raum, von ahnendem Dämmerlichte erhellt, denn nur eine Ampel brannte darin. Ihr rötliches Licht fiel auf das Antlitz der Gebenedeiten, auf zwei Häupter, die sich, demütig und enge aneinander geschmiegt, vor dem Angesichte der Himmelskönigin beugten. Der Anblick raubte ihm alle Besinnung; die Bibel hoch erhoben, mit Katzenschritten schlich er vorwärts. Die Diele knisterte; vier Augen schauten entsetzt um bei diesem Laute, zwei Knieende erhoben sich. „Andreas!" rief Regina erschreckt. Er schritt vorwärts wie ein Nachtwandelnder. „Andreas!" Sie warf sich ihm in den Weg, sperrte sich mit schwachen Kräften. Er schob sie bei Seite: „Schütt' aus die Schale Deines Zornes!

Rott' aus die Götzen, Herr!" stöhnte er heiser. Schon holte er wuchtig zum Hiebe aus, da bückte sich das Weib. Mit letzter Anstrengung, blitzschnell, riß es das Kind in die Höhe: „Triff diese . . ."

Es war zu spät. Die Macht des Schlages, der dem Bildnisse gegolten, riß seinen Arm vorwärts. Schwer schlug die Bibel wider ein angstverzerrtes Kindergesichtchen. Ein geller Aufschrei vor entschwindendem Bewußtsein: „Es tut weh, Mutter. War ich so schlimm, Mutter?" Dann Totenstille. Die Bibel entfiel plötzlich kraftlos gewordenen Händen; mit hartem Klange schlug das heilige Buch zu Boden. Unter dem Sternenkranze hervor, mit dem es der Künstler geschmückt, sah das Antlitz der Schmerzenreichen unbewegt das alles: nur Leben schien es zu gewinnen, wie das Ampellicht flackerte. Es sah einen Mann, immer noch wahnwitzigen Trotz im Auge, vor dem gebietenden Fingerwink eines Weibes zurückweichen; sah dieses mächtig und ragend dastehen, während sich ihr Kind ängstlich an ihren Busen duckte und nur manchmal einen scheuen Blick nach dem warf, den es so sehr geliebt und der ihm so weh getan. Es hörte dann die vorwurfsvollen Worte, die ihm galten: „Dir war sie bestimmt und deinem Dienste. Was hast du sie nicht beschirmt, Mutter der Gnaden?" — sah, wie die stille, blasse Frau das blutende Köpfchen der ohnmächtigen Kleinen in die weißen Kissen ihres Lagers bettete — wie oft war es mit heißen Tränen benetzt worden während endloser, kummervoller Wochen! — vernahm dann schluchzende Gebete und törichte Gelübde.

Der Engel des Todes war eingebrochen in das

Haus des Stadtrichters. Seine Schwingen sausten gewaltig und immer mächtiger. Ein junges Leben, das schon lange unter Zwistigkeiten und Fragen gelitten, die es nicht verstand, das der jähe Schrecken vielleicht mehr noch als der Schlag im Tiefsten getroffen, erlosch wie ein Lichtlein vor ihrem Wehen.

Während aber Maria Regina dahinsiechte und schwand, machte das, was ihren Tagen ein so frühes Ende bereitete, machte der alte Hader an ihrem Sterbebettchen immer noch nicht Halt. Umsonst drängte und trieb der Prädikant zur Flucht; eine unsichtbare Macht, gegen die er nicht mehr ankämpfen konnte, hielt Aestuarius. Nur nach Stunden zählte das Leben seines Kindes; er kannte sein Weib genug, um zu wissen, daß sie ihn niemals, schon aus Stolz nicht, dem weltlichen Gerichte übergeben würde. Der Name, den sie so lange getragen, durfte nicht durch die Gossen gezogen werden. So blieb ihm eine Frist; sie mußte er nutzen, um das Seelchen zu retten, um das er gerungen. Immerwährend weilte er am Lager der Kleinen, mit gütigen Worten sprach er ihr zu, die bei seinem Nahen zuerst bang und ängstlich aufgeschrien. Frau Regina aber wehrte ihm nicht. Die Grausamkeit, die in jedem Weibe schläft, war in ihr erwacht. Ihr Kind war nun einmal verloren — so sollte mindestens der, der es gemordet, erkennen, wie nutzlos er es hingeopfert; es erkennen und darüber verzweifeln . . .

So waren denn die drei wiederum vereint. Zu Füßen Maria Reginas stand der Vater und sprach ihr das Bekenntnis des Glaubens vor. Sie sagte es leise mit stockenden Lippen nach. Dann mahnte die

Mutter: „Bet' ein Ave Maria, Kind!" Sie tat es ängstlich. Und plötzlich beugte sich Andreas Aestuarius zu ihr: „Zu wem willst du, zum Vater oder zur Mutter?" Da gingen ihre Augen in trauriger Frage vom einen zur andern. Ein mächtiges Zucken durchlief ihre Glieder; mit tastenden Händchen griff sie ins Leere. „Zu Gott, zu Gott!" hauchte sie müde.

Frau Regina schnellte auf und riß sie an sich. „Sie wird dir keine Antwort mehr geben, Andreas," sprach sie dann hart und stark, „sie ist tot."

„Tot! Und sie starb nicht im rechten Glauben!" schrie er auf.

„Sie starb im rechten Glauben. Nun aber fahr hin und laß uns allein. Ich weiß nicht mehr, was du noch zu verwüsten oder zu töten hättest. Oder gelüstet es dich nach meinem Leben? Nimm es — ich wehre dir nicht."

Sie war vorgetreten und stand groß, schön und stolz vor ihm. Er wich zurück: „Es war Schickung, Regina!"

„Schickung?" — sie lachte grell und laut. — „Schickung? Und es war guter Dinge gewesen. Immer, immer. Es hat gelacht — o! um sein Lachen! — und war gesund, bis dich der mörderische Wahnsinn ergriffen. Schickung? Nein, denn es war lieb und süß und hätte leben können. Schickung? Du bist feig, du warst es, du, du, du und nichts anderes."

„Der Zorn Gottes und sein Eifer haben mich getrieben. Er allein hat meine Hand geführt, und was ich traf, das mußte ich treffen."

„Du mußtest? Geh! du mußtest? Und warf ich

mich dir nicht entgegen? Bat ich dich nicht: halt ein und kehr' um, als es noch an der Zeit war? Du wolltest es nicht anders, und nun geh. Nun, wo du nicht einmal weißt, ob du sie jemals wiedersehen wirst. Ich aber weiß, daß ich sie im Himmel finde, denn ich will beten und büßen und mich kasteien, und vielleicht erbarmt sich der Heiland meiner bald. Du aber? du hast sie getötet, und ich weiß keinen Ort, an dem der Mörder dem begegnen dürfte, den er geschlachtet. Ich habe sie diesem Leben geboren und für das ewige Heil gerettet. Du hast gar keinen Teil mehr an ihr. Ich will allein ihr Grab schmücken und bei den frommen Frauen für sie beten. Nun weißt du, was ich werde — nun geh!"

Er sah sich verstört um. Sein Auge fiel auf ein altes Schwert, das noch von der Zeit her an der Wand hing, da Herr Andreas von Paumann hier gewaltet. Das konnte er gebrauchen, wenn er mit dem Prädikanten nach Böhmen zog. Wie nur um etwas zu tun, nahm er es an sich und gürtete es linkisch: „Ich gehe für immer, Regina! Erwäge, daß alles Vorherbestimmung dessen ist, ohne dessen Willen nicht ein Sperling vom Dache fällt. Laß uns nicht im Grolle für alle Zeiten scheiden!"

„Geh!" kam es dumpf zurück.

Er näherte sich ihr wieder: „Meine Hand ist des Schwertes ungewohnt, mein Mund der Bitten. Gib mir die Hand, Regina!"

„Geh!"

„Wir waren selig gewesen, lange Jahre selig, Regina, bis der Ruf des Herrn uns schied. Denke an jene Zeit zurück!"

Sie hatte die Händchen des Kindes ineinandergelegt und tat nun ein Kreuzlein dazwischen. Von ihrem Halse nestelte sie eine Reliquie und legte sie auf die Brust des Mädchens. Kerzen, so viele irgend im Zimmer waren, entzündete sie. Nun sah sie ihr Werk prüfend an, nickte still und schloß mit einem Kusse die immer noch weit offenen Augen der Toten. Dann trat sie hart an ihn heran, und beide standen einander zum letztenmale gegenüber: sie noch immer hold, vielleicht schöner als je, nun ein Leidenszug sich tief in ihre Stirne grub und ihr ganzes Angesicht durchgeistigte und adelte, er aber hager, verhärmt, mit ergrauendem Schläfenhaar und verstört im Tiefsten: „Erinnere mich nicht daran, du hast das alles vernichtet. Geh!" rief sie strenge; dann aber, kaum daß von der Tür her ein Knarren fern und schwach an ihr Ohr geklungen, sank sie vor dem Bettchen in die Kniee: „Maria Regina, bitt' für uns!" betete sie leise.

* * *

Längst hatte sich über einer Kindesleiche in einer stillen Stadt die Erde geschlossen, und eine blasse, hohe Frau in Novizentracht kniete täglich am Hügelchen nieder und schmückte es und ließ es bepflanzen, daß es einem Blumengarten gleichen mußte, wenn der Frühling erst wieder einmal ins Land kam, als zwei Reiter durch das Böhmerland gen Prag zogen. An einem grauen Tage war es; ein leises, trauriges Windeswehen ging, die Nebel rieselten, ängstliche Sperlinge piepten kläglich am Wegerain und kahle Bäume mit dem ersten, ahndenden Grün an Rinden und Geäst

streckten ihr laubloses Gezweige wie um Licht flehend gen Himmel. Die Gäule der beiden Geharnischten waren abgetrieben; ihre Gewänder zeugten von langer Reise, die Züge ihres Angesichtes von manchem Ungemach des Weges in einem Lande, dessen Sprache sie nicht kannten. Die Rüstung saß ihnen so schlecht, daß man leicht erkennen konnte, wie wenig sie gewohnt waren, gewaffnet einherzuschreiten. Da, während sie mühsam auf grundloser Straße dahintrotteten, zerriß der Nebel. Aus seinem Wallen tauchten düstere Türme auf; weitgedehnte Häuserreihen sahen sie, von einer starken Mauer umfangen; eine gewaltige Burg, würdig eines Königssitzes, erhob sich ernst und beherrschend darüber. Das Nebelbrauen schwand, die Sonne brach hell und kalt durch, und tief im Tale lag das blaue Leuchten der Moldau. Da verhielt der eine sein Tier; seine Augen stierten ins Leere, seine ganze Gestalt versank in sich. „Was ist dir, Andreas?" fragte sein Genosse. „Was starrst du? Was siehst du wieder in dich?" — „Ich sehe ein kleines Grab, und ich habe kein Teil daran, nicht hier und nicht dort; und dennoch waren die, welche es bedeckt, und die, welche es pflegt und daran betet, alles, was ich je im Leben besessen." Da hob sich der Prädikant im Bügel: „Lasse die Toten ihre Toten begraben, Andreas! In dir trägst du das Leben!"

Gold

Als mich mein hochwürdigster Herr und Bischof Leopold Firmianus, Oberhirt und Gebieter von Salzburg, zuerst hieher in die Einsamkeit und Schrecknisse der Rauriser Tauern entsendete, da litt ich sehr darunter und konnte mich kaum darein finden. Denn ich hatte bis dahin in Maria-Plain der Seelsorge als Kaplan gewaltet, und ich hing sehr an der anmutigen Ebene mit ihren weiten Fernen, dem starken Strome, der sie mit harmonischem Gebrause durchzieht; der Stadt, die mir nahe genug war, daß ich sie lustwandelnd erreichen und mich an gebildetem Gespräche mit meinen Amtsbrüdern ergötzen konnte; den bunten Scharen der Waller endlich, die zum Gnadenbilde mit flatternden Fahnen und frommen Gesängen von weither kamen. Das Gebirge, das drohend und ferne das flache Land umschloß, erschien mir wohl schön, wenn die Sonne darüber stand; es näher kennen zu lernen aber begehrte ich mit nichten. Da mir es aber der Wille meiner Oberen gebot, so gab ich mich darein und bestaunte die furchtbaren Wunder, welche die Hand des Herrn hier aufgerichtet hat: die Wasser, die mit verworrenem und dumpfem Getön zu Tale schießen, wenn sie zur Mittagsstunde doch ein Regenbogen friedenverkündend

überspannt; die vereisten Zinken der Berge, die trutzig und mit finsterer Drohung in die Himmel greifen. Aber ich fühlte mich sehr bedrängt und beängstigt; mir mochte es nicht heimlich werden. Und als es gar Frühling wurde, als fast allstündlich ein lautes Donnern verkündigte, daß sich die Lawine wieder zerstörend und sich selbst vernichtend in die Schluchten gestürzt hätte, als allenthalben neue Wildbäche hervorsprangen, da gedachte ich gar mit starkem Heimweh der fernen, friedsamen Tage, der Blumen, die nun in meiner Heimat auf Wiesen und Wegerainen erblühten und sich willig der pflückenden Hand darboten, und ich fühlte mich so einsam, so von Gott vergessen, und mir war so traurig, daß mir ein starkes Siechtum dorten lieber gewesen wäre, als gesund und doch in steter Beklemmung in diesen Oednissen meine freudlosen Tage spinnen zu sollen . . .

Auch erkannte ich bald, daß sich die hochmögenden Herren vom Kapitel geirrt hatten, wenn sie glaubten, die Pest der Ketzerei wäre in diesen Tälern mit der Austreibung der Irrgläubigen ausgerottet worden. Mir schien es, als wuchere sie insgeheim immer noch fort, als wären die nicht die Schlimmsten gewesen, welche darbend, entschlossenen Mutes unter den Klängen des Exulantenliedes fortgezogen waren. Der einzige Gewinnst des Ganzen war wohl der, daß gar viele Pochwerke, die sonst den Bergsegen bereiten halfen, nunmehr feiern mußten; in meinem Sprengel zumindest bewegte nur noch ein einziges taktgerecht seine Schlägel. Im Geiste dieses Volkes aber, das so starr und so düster von Gemüt ist, wie die Schroffen und die Zacken,

welche seinen Gau umgeben, wurzelte immer noch eine tiefverborgene Neigung zum Ketzertum. Wenige kamen zur Predigt; in der gesetzten Zeit erschienen wohl alle zur Beichte, aber ich erkannte gut, daß sie es nur taten, weil sie mußten. Keinem wäre es beigefallen, mir seine Seele aufzutun und auszuschütten, wie das doch eigentlich sein soll; wonach ich mich am allermeisten gesehnt, was mir als das schönste Teil meiner Aufgabe vorgeschwebt hatte, das zu erreichen gelang mir nicht: ich fand keinen Zugang zu ihren verstockten Herzen, keinen Weg, sie zum Heile und zur Erkenntnis des wahren Glaubens zu führen. Und so recht aus der tiefsten Brust beten gesehen habe ich nur einen im ersten Jahre, das ich unter ihnen verbrachte.

Ich saß gerade im Beichtstuhle und harrte der Gläubigen, welche ihr Gewissen erleichtern wollten, denn es war um die österliche Zeit. Da sah ich ihn. Vor einem ganz schmucklosen Seitenaltar stand er aufrecht und ungebogenen Nackens da, bewegte seine Lippen unablässig und hob manchmal die Hände gen Himmel — mir aber, dem die Stille um uns gestattete, ihn gut und selbst unbemerkt zu beobachten und zu bespähen, mir fiel es auf, daß er sie dann drohend wie zur Faust ballte. Endlich war sein Nachgebet zu Ende. Er blickte um sich, gewahrte mich, der ich halbverborgen dasaß, und kam nun mit schweren Tritten — die Nägel seiner groben Schuhe knirschten dabei auf dem Estrich der Kirche — auf mich zu. Er kniete vor meinem Sitze nieder, neigte sein Haupt, wie einer, der seine Sünden bekennen will, daß ich im Dämmerlichte des trüben Tages seine Züge mit meinen schwachen Augen nicht

recht ausnehmen konnte, und schwieg. Ich wartete ein kleines Weilchen; endlich aber übermannte mich Ungeduld. „Hast du mir nichts zu sagen, mein Sohn?" fragte ich.

Keine Antwort kam. Da wurde ich zornig, denn es fehlte nicht an solchen, die den Priesterrock verspotteten, wo sie es unbemerkt und straflos konnten, und ich glaubte, auch er gehöre zu ihnen. „Was äffst du mich dann und gebärdest dich, als wolltest du Buße tun?" rief ich heftiger, als geziemend sein mochte.

Er schlug die Augen auf. Sie waren tiefblau und hatten einen verträumten Blick, wie er sich nur bei Menschen findet, die viel schweigen und viel über Trauriges sinnen; in einem braunen, ernsthaften Antlitz mit verdüsterten Mienen waren sie das einzig Helle. „Wir müssen ja beichten," sprach er leise.

Ich erschrak über mich selber, daß ich ihn so hart angelassen; nur ein sehr bekümmertes Herz konnte so dumpfen Tones sprechen. „Drückt dich keine Schuld, mein Sohn?" sprach ich milder. „Alles kann vergeben werden. Nur bekenne!"

Er war wieder in sich zusammengesunken und schwieg. „Hast du dich wirklich keines Vergehens zu bezichtigen?" forschte ich weiter. „Bist du mit deinem Gott ganz im reinen? Schuldest du ihm nichts?"

Ein Laut, der einem sehr bitteren Lachen glich, kam zurück. „Vier Monate im Jahr leb' ich hoch oben im Gebirge und arbeite in meiner Grube. Da kann ich nicht sündigen, und wenn ich es wollte. Und wenn ich dann herunten im Tal bin, dann, glaubt mir, Hochwürden, sind Kümmernisse meine Speise und bittere Sorgen

mein Trank. Da denkt man nicht an Sünden. Und was den Herrn ober uns angeht" — er schlug sich hart mit der Faust vor die Brust — „mir scheint, bei dem hab' ich immer noch was zugute."

„Wer bist du, wie heißest du, Gerechter?"

„Johann Schober, Goldwerksbesitzer vom Schareck."

Nun wußte ich wohl, daß ich unrecht tat, wenn ich den Unbußfertigen absolvierte; aber mir schien, als könnte ich es diesmal wohl vor meinem Gewissen vertreten. Ich wollte versuchen, einen verstörten Menschen dem Frieden wiederzugewinnen, durch Güte eine verwilderte und mit Gott hadernde Seele zum Rechten zu bringen. Und so sagte ich denn sanft: „Steh auf, Johann Schober. Bewußt hast du dich nicht vergangen, und was du unbewußt gefehlt, das sei dir vergeben."

„Ich danke, Hochwürden." Er erhob sich, und ich reichte ihm die Hostie und tat dabei, als merkte ich nicht, daß ihm der Kelch abgehe; denn es war wohl das erstemal, daß er das heilige Opfer in einer Gestalt empfing. Dann ging er von hinnen, so stumm und so ernsthaft, wie er gekommen war.

Schon vor diesem Tage hatte ich von Johannes Schober manches gehört, wie man denn in einem so engen Tale auch ohne zu fragen vieles erfährt. Ihm gehörte das letzte Stampfwerk in unserer Ortschaft; einem Mann aber, dem das Gold zinsbar ist, das tief in den Schluchten unserer Tauern schläft, den hatte ich mir doch anders gedacht. In Sammt und mit kostbarem Geschmeide müßte ein solcher stolzieren; Schober aber glich gar nicht den Reichen dieser Erde, vielmehr ganz und gar den anderen Bauern, die einem unfruchtbaren

Boden kümmerliche Ernten abgewinnen. Warum war er nicht mit den anderen Exulanten fortgezogen? Es war nicht aus Erkenntnis des wahren Heils geschehen, so viel stand mir schon fest. Hing er etwa am Reichtum und verbarg nur seine Schätze, wie das ja oft die Art des allzeit mißtrauischen und um seine Habe besorgten Bauern ist? Ich wußte keine Antwort auf diese Fragen, die mich doch immer lebhafter beschäftigten und bald meine einzigen Begleiter auf meinen einsamen Gängen wurden. Aber es war mir durchaus lieb, daß ich in meiner Gemeinde endlich jemanden hatte, bei dem meine Gedanken verweilen konnten. Ich horchte hin und her, mit wem er etwa Umgang hielte. Man wußte keinen. Meine Hauserin, die alte Barbara, schalt ihn einen kargen und tückischen Gesellen. Das war er kaum. Mich aber freute es, daß er keinen Vertrauten hatte, denn so durfte ich hoffen, daß er bei mir Erleichterung und Rat suchen werde. Auch das stärkste Gemüt erträgt eine zu große Last totgeschwiegenen Leides nicht; es muß sich in Klagen davon befreien, soll die Wucht des Grames nicht die Seele zerstören, wie gährender Most ein Faß bersten lassen kann.

In solchen Gedanken und auch sonst nicht unfruchtbar ging mir der Sommer hin. Zumal viele Weiber hatten den Weg zur Kirche wieder gelernt, und auch von den Männern gewann mancher ein stilles Zutrauen zu mir. Als es aber herbstelte, ein unablässiges Sausen durch die Welt zog und die Bäume in banger Winterahnung stöhnten und sangen, als die Nebel durch das Tal brausten und die Wolken immer tiefer steigend das Gemüt bedrückten und jeden freien Ausblick den Augen

nahmen, als die Schwalben ihre behenden und zierlichen Flugkünste um die Kuppel unserer Kirche längst beendet hatten — mir war es sonst oft Stunden hindurch ein beschauliches und wehmütiges Vergnügen, wenn ich ihnen zusah — da erwachte meine alte Wandersehnsucht. Die letzten Almen waren verlassen; Schobers Knappen waren mit Rüstzeug und Gezäh zu Tal gefahren. Ein neuer Winter mit seinen Schauern drohte; und dennoch gedachte ich in meiner eigenen Bängnis oft des Schober, verwunderte mich, wo der bleibe, und warum er nicht bei mir vorspreche. Denn es stand mir fest und fester, daß er kommen müsse. Selbst den Rupert, einen seiner Häuer, fragte ich nach ihm. Der aber wußte auch nichts.

Endlich gewahrte ich ihn wieder, wie er im Abenddämmern um das Gotteshaus strich. Er trat zur Pforte und wieder zurück, wie einer, der mit sich selbst uneins ist. Als er mich erkannte, lüftete er seine Kappe. Ich winkte ihm, und er folgte mir, aber ich ging nicht der Kirche zu, sondern nach meinem Hause. Was er dem Priester verschwieg, das mochte er dem Menschen offenbaren, vor dem er doch einmal sein Knie gebeugt hatte; denn solch eine Erinnerung bleibt haften und mag zum Heile wie zum Unsegen werden. Als er aber an meinem Tische saß, da wurde ich so freudig, daß ich eilends lief und eine Flasche des besten Weines, den ich noch aus den fetten Tagen von Maria-Plain herübergerettet, vor ihn hinstellte. „Da trinke!" sprach ich, denn ich konnte ihn nicht mit Er anreden, ob ich es gleich sonst gewohnt war, und goß ein schönes und feines Glas voll.

Er leerte es auf einen Zug — ein Trinker hätte der Tugend des Weines mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, mußte ich mir sagen. „Ich bin müde und mich dürstet," kam es aus dem Zwielicht.

Es wurde ein Weilchen ganz stille. Er hatte die Arme auf den Tisch gestützt und starrte auf die Platte desselben. „Macht Licht, Herr Pfarrer," hört ich ihn danach flüstern, und seine Stimme war heiser. „Mir ist bange vor der Finsternis."

Ich tat es, und nun blickte er unverwandt in die Flamme. Ich hütete mich vor jeder Frage; denn ein unzeitiges Wort kann ein keimendes Vertrauen ertöten. Dann erhob er sich und ging auf den Ofen zu, in dem ein tüchtiges Feuer brannte. „Ich hab' kalt und bin doch noch jung," klagte er und preßte seinen Rücken gegen die Kacheln. „Der Herbst wird immer frostiger."

Er stand wieder auf und durchmaß mit ungleichen Schritten den Raum. Nun erst konnt' ich ihn recht betrachten; er war nicht gar groß, aber eine ungemeine Kraft lag in seinen Schultern, und wenn er das Haupt senkte, dann glaubte ich einen Stier zu sehen, der angreifen will. Er war ein entschlossener Geselle. Ich erkannte es schon an der Art, mit der er wortlos zum Tische trat, ohne zu fragen, sein Glas füllte und es abermals gierig und ohne abzusetzen austrank. „Meinen Knappen trägt es Wein, mir nicht!" scherzte er bitter. Und unvermittelt, wie aus tiefster Scham rief er aus: „Sähen es meine Leute, wie ich alles hintangab, um Gast eines Geschorenen zu werden!"

Ich überhörte das verletzende Wort: „Wohl dir, wenn du es um des Heiles deiner Seele willen tatest!"

Er schüttelte den Kopf: „Darum ist es nun nicht geschehen."

„Ja, warum denn?"

„Ich weiß es nicht. Aber glaubt mir, ich wäre gerne mitgegangen. Denn zu den wenigen, die sich im Salzburger Lande der neuen Lehre voll und ganz angeschlossen haben — denn es waren ja meist Fremde, die ihr ausgetrieben habt — hat meine Verwandtschaft gehört. Und ich selbst war Lutheraner und hätte nie geglaubt, daß ich einmal sollte Messe hören müssen und Ohrenbeichte ablegen und in einer Kirche beten mit Bildern und mit Heiligen. Aber ich hab's dennoch gemußt. Ich hab' abtrünnig und meineidig werden müssen, wie mich mein eigener Vater ins Gesicht geheißen hat, weil ich nicht fort wollte, nachdem ich doch mit dabei gewesen bin, wie sie in Schwarzach Salz gegessen und geschworen haben, eher die Heimat zu verlassen, als den rechten Glauben. Er hat recht gehabt — ich hab' nicht Wort gehalten. Aber ich hab's nicht können, Hochwürden, wahrhaftig, ich hab's nicht gekonnt!"

„Ja, was hielt dich denn?" Mein Rock und meine Gelübde hätten diese Worte nicht zulassen sollen. Aber ein tiefes Mitleid überkam mich vor diesem Schmerze, der so gewaltig, so unbewußt und so hilflos zugleich ausbrach.

Er sah mich wie ein Erwachender scheu und argwöhnisch von der Seite an und verstummte plötzlich. Dann bewegte er mit einer lässigen Gebärde die Achseln und setzte seine ruhelose Wanderung fort. Und wie er bald in den Lichtkreis der Kerze trat, bald ihn wieder verließ, fielen schwanke Schatten auf sein Haar, das lang

und schlicht gescheitelt auf seinen Lodenrock niederwallte, sodaß ich merken konnte, wie sich die grauen Fäden schon zahlreich durch sein braunes Gelock zogen. Es war eine peinliche Erwartung, die mich derweilen quälte. Er aber holte tief Atem und dann, immer im gleichen, singenden Tonfall, fuhr er fort:

„Also, mein Vater und was von meinem Blut war, ist fort, und ich bin allein geblieben. Die Knappen sind weg — und sie waren viel geschickter als die unseren, mit denen ich jetzt arbeiten muß, und sie wußten die Nester, in denen das gültige Erz wächst. Aber das hätt' ich ertragen, wie ich's erleiden mag, daß ich sechs volle Jahre nichts von dem sprechen konnte, was mich bedrückt. Aber nun muß es heraus. Und Ihr seid so gut, Herr Pfarrer — ich glaub's wenigstens. Da war aber noch eines dabei, und das hat mir vielleicht am meisten weh getan. Denn wir waren Nachbarskinder und Schwesternkinder, die Eva Moser und ich. Und sie war ein schönes Mädel, und ich hab' sie gar gern gehabt, Herr! Aber sie ist auch fort, wie alle, und ich hätte doch nie geglaubt, daß ich einmal würde sein müssen ohne sie. Ich hab's doch getroffen. Gesagt haben wir's uns freilich nie, daß wir einander gern sehen, aber das braucht's auch nicht. Wir haben's doch beide gewußt, und ich kann nicht vergessen an sie, denn sie war mir lieber als die ganze Welt — bis auf eines, denk' ich" — er flüsterte die letzten Worte, daß sie nur gehaucht, geheimnisvoll an mein Ohr drangen — „und ich seh sie noch immer."

Er wendete sich ab, seine Brust arbeitete. „Ja, so war es," hub er dann wieder an. „Wie das gekommen

ist, daß, wer nicht katholisch werden will, auswandern muß, da hab' ich sie gebeten, sie möchte noch einmal zu uns hinaufkommen, weil ich gewußt hab', daß sie gern auf der Bank vor unserem Knappenhause sitzt und in die tiefen Tale sieht und auf das Eis, das auf den Bergen liegt. Nun, und sie hat's auch getan. Und wie wir also wieder beisammen waren, und alles war ganz still um uns, da hab' ich mir ein Herz genommen und habe sie gefragt: „Gehst auch, Eva?" — „Ich kann ja nicht anders," sagte sie so recht traurig darauf, und ich hab' sehen können, wie's ihr nicht leicht wird. „Du ziehst ja, und alle, was unsere Leute sind." Und da hab' ich mich ihr zugeneigt und sage ganz leise: „Ich geh' ja gar nicht, Eva." — „Um Gott!" schreit sie, „willst meineidig werden, Hanns? Wie sollst du denn dann noch Glück haben?" und schluchzt auf und fällt mir um den Hals. — Ich halt sie: „Ich kann nicht fort, Eva. Glaub' mir, es geht nicht. Bleib bei mir. Und was gehn dich auch die andern an? Ich hab' dich lieber wie sie alle." — Da hat sie sich losgemacht, setzt sich und bleibt stumm — und so glaub' ich sie noch immer zu sehn, wie sie damals war: die Brust hat sich ihr stärker gehoben als sonst und ihr Haar war hinten aufgebunden, und wie ihr das langsam in den Nacken gerutscht ist — denn es war schwer und schwarz — hat sie's mit der Hand sachte in die Höhe gehoben; und ihr Hals war braun, und sie trug neun Reihen silberne Perlen darum, vorn mit einer goldenen Haftel — aus unserem Bergwerk, Herr, und das erste, was ich ihr hatte schenken dürfen — und das ließ ihr über alles gut. Und wie ich sie wieder bei der Hand nehm', steht

sie auf, und ihre Lippen haben gebebt: „Hast mich so lieb, Hanns, dann läßt du uns nicht im Stich. Komm mit!“ Und ich: „Ich kann nicht, Eva, so helfe mir Gott! Und steht nicht geschrieben: Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Mann anhangen?“ — „Aber vom Glauben steht nichts darin,“ antwortet sie nachdenklich. Und dann wieder trutzig: „Kannst du nicht, dann kann ich auch nicht. Komm mit, Hanns!“ Da hab' ich nur den Kopf geschüttelt — denn ich hab' nicht einsehen können, wozu ein Versprechen soll, das ich nicht halten kann, und gar in solcher Stunde — und sie hat sich aufs Bitten gegeben. Und wie sie das gekonnt hat! Ihr dürfet gar nicht wissen, Hochwürden, wie so eine bitten kann, die man lieb hat. Ich aber hab' nichts mehr geantwortet als: „Mich hält's“. Und darauf hat sie mich ängstlich, ganz erschrocken angeguckt, und ich merke, sie fängt sich vor mir leise zu fürchten an, wie vor etwas, das man nicht versteht, und hat's doch gut gekannt, und hat die Hände vors Gesicht geschlagen und ist mir fort. Ich hab' ihr nachschauen müssen; sonst lief sie nur so; aber damals — Herr! es hat lange gedauert, daß ich sie sehen konnte und bis sie mir der Wald genommen hat.

Dann, wie sich die anderen gesammelt haben, bin ich an einer Waldecke gestanden. Hinter einer starken Tanne war ich versteckt und habe ihnen nachgesehen. Das war mein Blut, und die Eva war darunter. Und wie sie das Lied zu singen angefangen haben: Ich bin ein armer Exulant, und das ist verklungen, immer ferner, immer trauriger, und ich habe mitgehalten, aber nur so für mich und ganz leise — da habe ich erkannt:

jetzt bist du allein und mußt es bleiben, weil du lebst. Und seit der Zeit verfolgt mich die Weise; ich habe sie oft im Schacht vor mich hingesummt, und sie macht mich so eigen, daß ich es nicht sagen kann. Aber sie paßt mir.

Weil aber die Katholiken so oft zu Gnadenörtern gehen und ihre Wunder rühmen, habe ich mir einmal gedacht: Du bist jetzt auch katholisch, gehst also auch einmal nach Maria-Plain. So bin ich im Frühjahre hin, allein, nicht mit den Wallfahrern. Es ist ein weiter Weg, Herr, und ich habe eine ganze Woche gebraucht, eh ich wieder daheim war. Es ist schön dort — Ihr kennt es vielleicht, Hochwürden?" Ich nickte, und mir wurde wiederum bange darnach. „Aber ich könnte nicht leben dort. Ich bin hier zu Hause: bei den Wasserfällen, welche rufen und brausen; bei den Felsen, aus denen wir das edle Erz schürfen, beim schimmernden Eis. Und wenn das kracht und donnert und es klingt in den Schlüften wieder — dann erst recht."

„So war es wohl die Liebe zur Heimat, welche dich hier hielt?" schaltete ich ein.

„Erlaubt, Hochwürden!" Er setzte sich nieder, schüttete den Rest des Weines in ein größeres Gefäß, hob es an den Mund und stellte es nach kurzer Weile wieder auf den Tisch. Es klang beträchtlich leer dabei, und seine Wangen, braun wie ein Herbstblatt, färbten sich mit leisem Rot. „Erlaubt, Hochwürden, das war es wieder nicht. Und ich weiß jetzt, was es war. Aber Ihr dürft nicht lachen darüber und nicht spotten über mich, wenn ich erst fort bin. Ihr seid ja ein Priester, und dem, glauben die Katholischen, muß man ja alles bekennen. Ich habe lang genug nicht davon gesprochen."

„Ich bin noch ein Bube gewesen, da hat mich mein Vater — ich weiß nicht einmal, ob er noch lebt, aber er soll weithin, gar nach Preußen gegangen sein — ins Knappenhaus zum erstenmale mitgenommen. Da mußt' ich nun ansehen, wie sie das Gestein brachen und das Erz gruben. Dann sind wir ins Pochwerk gegangen, und wie da die harten Felstrümmer zermalmt und zu Staub gemacht worden sind, da nimmt er eine Handvoll und zeigt mir's und sagt: „Siehst du, Hanns, da schläft das Gold drin. Wir können es aufbereiten und gewinnen. Dann aber trägt es der König in seiner Herrlichkeit in der Krone; der Schmuck ist es, mit dem sich die Reichen putzen, wenn sie prunken wollen, und damit erkaufen sie alles. Wir aber wissen allein, wo es in der Erde wächst, und sie hat nichts Köstlicheres; selbst das Edelgestein gilt erst, wenn man es mit Gold umwirkt und es darein tut." Er war mit Worten karg, mein Vater, und so hab ich's wohl behalten, was er mir gesagt hat. Damals und später — Gutes wie Böses. Und ich glaube stark, in der Stunde hab' ich mich verloren, und das ist's — das hält mich!"

„So hingest du am Mammon, Unseliger?" rief ich schier erschreckt.

„Das glaube ich wieder nicht. Es macht mich nicht reich. Aber ich habe von den Goldherren gehört, die reich wurden, wie die Fürsten. Von den Waidmoser, die dem ganzen Tal Brot und Fülle gegeben haben. Und wenn ich jetzt nur noch so viel habe, daß ich meine Knappen auslohnen kann, und selbst nicht Hunger leide gerade, das macht nichts. Es muß wieder anders werden. Die Berge sind noch, die sie waren, nur die Men-

schen sind minder geworden; noch schläft das Gold in den tiefen Schachten; wir aber pochen nicht mehr hart genug mit dem Hammer und dem Gezäh, daß es erwachen müßte davor. Alles ist, wie es war. Nur der Wille der Menschen ist schwächer geworden. Meiner aber ist stark genug. Bei Gott, er ist es!" und sich selbst vergessend, schlug er hart mit der Faust auf den Tisch. Eine Leidenschaft brach aus seinen Augen, daß ich erschrak, als stiege aus dem Firn des Tauern eine jähe Flamme zum Himmel auf.

Er beruhigte sich wieder. „Ich bin nicht reich, Herr, ich habe es schon gesagt. Aber ich habe etwas gehabt. Einen großen Bauernhof habe ich ererbt — oben liegt er," er wies nach dem Schareck, dessen weiße Pyramide gespenstig durch die stille und sternenerfüllte Herbstnacht schien, „aber ich will ihn wieder haben. Die Leute im Tale müssen wieder in Sammt und Seide gehen und ihr eigen Gold und Silber tragen. Und um das ringe ich nun schon seit sechs Jahren, denn der Bergsegen ist versiegt, seitdem mein Vater und die Eva fort sind. Und den Felsen wollte ich wohl zwingen — aber jetzt kommt etwas über mich, was stärker ist, als ich: das Eis, Herr, der Gletscher. Gegen den kann ich nichts."

„Der Gletscher?" fragte ich verwundert. „Was tut dir der Gletscher?"

„Wie mein Vater weggezogen ist, da war er noch ferne vom Knappenhaus, und die Steine, die er vor sich herschiebt, waren rundum. Die haben uns geschützt. Jetzt rückt er nach und bedroht mir den Tagkranz zum Schacht. Dreimal hab ich das Haus verlegen müssen,

dreimal die Einfahrt ändern; Herr, das reißt ins Geld, das hat mein bißchen Armut gekostet und gefressen. Und es geht mir immer tiefer hinunter. Noch eine Spanne, und wir können nicht mehr einfahren und alles ist verloren."

Ich schwieg; ein Trostwort half da nichts, und mir schien auch nicht, als bedürfe der Mann tröstliche Zusprache oder ertrüge sie auch nur. Seine bedrückte Seele hatte er erleichtert, und ich dachte, nun würde er gehen. Aber mit erneuter Lebhaftigkeit fragte er und wies auf die Folianten — manches Buch darunter, das mir bei meinen Oberen eine üble Empfehlung gewesen wäre — die ich an den Wänden aufgestapelt hatte: „Man sagt, Ihr seid Arzt, Hochwürden. Ihr kennt die Geheimnisse der Natur?"

„So weit es dem Priester geziemlich und dem Heile seiner Seele zuträglich ist," entgegnete ich befremdet.

„Das hilft mir nichts." Er sprach wieder dumpf: „Aber über Euch ist der Bischof? Der ist klüger und weiß mehr als Ihr?"

Ich war verlegen: „Ich denke wohl."

„Dann ists gut. Ich danke Euch für Eure große Güte."

So endete meine erste Zwiesprache mit Johann Schober. Eine vierzehn Tage später aber — es war darüber schon ganz Winter geworden — kam ich im Schummern heim, und da saß er wieder auf der Ofenbank. Er erhob sich nicht einmal bei meinem Eintritt; nur ganz leise und mit gepreßter Stimme sprach er: „Er will mir nicht helfen."

„Wer?"

Er zuckte ungeduldig mit den Achseln. „Ihr fragt da. Der Bischof. Ich war in Salzburg.“

„Und?“

„Und wie ich die Häuser angesehen habe und die Kirchen und die Festung darüber — und das ist schöner alles, als man's nur träumen kann — und mir gedacht habe: Das ist unser Gold, womit sie das aufgerichtet haben, da wußt ich's, er wird mir beispringen. Aber er will nicht. Wie er vom Hochamt gekommen ist, da hab ich mich an ihn gedrängt, zu ihm gerufen, ihm mein Leid angesagt. Er hat mich kaum recht gehört, gar nicht verstanden, denn er wollte mich nach Hallein schicken, ins Salz. Aber das brauche ich nicht. Ich bin kein Häuer, und ich mag's nicht werden. Ich bin ein freier Gewerke. Und wenn er mir nicht hilft, wie's der andere beim Waidmoser getan hat, dann mag ich ihn gar nicht, noch seine Gutheit.“

„Und wie denkst du, daß man dem Waidmoser unter die Arme gegriffen hat? Mit Gold?“

Er raunte in geheimnisvollen Flüstertönen: „Ihr irrt, Herr! Gold zwingt kein Gold — ich weiß es. Aber es muß einen Segen geben oder ein heimliches Gebet, das stärker ist, als alles. Das hat er dem Waidmoser vertraut, und das hätte mich der lehren sollen. Und gerade das will er nicht.“

Ich erschrak über solchen Aberglauben, das Zeichen zunehmender Zerstörung einer starken Seele: „Du redest wie ein Heide, Schober.“

„Soll's Heidentum sein — wenn's hilft. Ist noch wer über ihm?“

„Niemand als unser heiliger Vater in Rom.“

„Das ist mir zu weit. Ich ergeh's nicht nach Rom."

Ueber solche Verblendung mußte ich mich doch erzürnen: „Und du glaubst, der würde dir helfen? Du glaubst, der möchte dich in deinem Irrglauben bestärken, der dem reinen Glauben zum Wächter bestimmt ist? Du bist ein Tor, Schober, und du verwirkst deine Seele."

„Soll's sein, wenn's nur hilft," entgegnete er finster und schied ohne Gruß.

Den ganzen Winter hindurch habe ich ihn dann nicht mehr gesehen oder doch nur ganz von ferne und flüchtig. Mir schien es, als grolle er mir. Als es dann um die Zeit war, wo die Sennen auffahren, kehrten die, welche die oberste Alpe vom Schareck beziehen, entsetzt wieder zurück: beinahe bis zu ihrer Mitte war der Gletscher vorgedrungen. Und eines Tages, ganz unerwartet, kam mir Schober wieder in die Kirche. Ich mußte dieselbe wunderliche Beichte entgegennehmen, wie das erstemal. Und ohne jede Einleitung fragte er dann: „Die Pfarre braucht einen Wald. Ihr habt Bargeld, Hochwürden, wollt Ihr meinen kaufen? Ich tu's billig, und Ihr kriegt keinen schöneren." Ich verstand wohl, wozu er des Geldes bedürftig sei, und wollte noch einmal zum Guten reden. Aber er hörte nicht auf mich. „Wollt Ihr oder soll ich ihn gar für nichts hingeben? Ich müßt's — und es muß wieder Gold unter die Leute kommen." So erstand ich den Wald. Aber eine Anzahl der stärksten Lärchen, zäh und von unverwüstlicher Gedrungenheit, hatte sich Schober vorbehalten. Die wurden gefällt — ich wunderte mich drüber, denn sie standen im Saft — und dann wurden die Stämme

mühselig und auf den Schultern von Menschen zur Höhe getragen. Was da oben geschah, dies weiß ich nicht; aber das Pochwerk im Tale feierte diesen Sommer, und als ich sein eintöniges Geklapper nicht mehr durch das Brausen des Wildwassers vernahm, da war mir, als wäre eine Menschenstimme für immer verstummt, auf die ich lange und gerne gehört. Oft gedachte ich des Schober; als aber die Knappen endlich wiederum für die Dauer ins Tal zogen, da brachten sie all ihr Gezäh mit, und der Rupert erzählte, sie hätten ihrem Meister aufgesagt, obgleich ihnen der für die Zukunft doppelten Lohn verheißen. Da war der Starrsinnige einsam ins Gebirge gegangen, und niemand bekam ihn mehr zu Gesichte. Mir bangte sehr um ihn. Erst als auch das letzte Laub schon fallen wollte und allenthalben dürre Nadeln lagen, kam er wieder zur Kirche. Er kniete abermals vor dem ganz schmucklosen Altar nieder und betete. Dann wendete er sich zu mir: „Ich möchte Euch noch einmal sprechen, Hochwürden."

„Noch einmal? Warum? Ziehst du den Deinen nach?"

„Ich fahre wieder auf."

„Jetzt, im Winter?" rief ich erschreckt. „Verblendeter — niemand will mehr bei dir ausharren. Deine ältesten Arbeiter vermag kein Anbot mehr bei dir zu erhalten, und du läßt von deinem wahnsinnigen Beginnen noch nicht ab? Du selbst bist schon von der Arbeit gewichen, um ohne jeden Genossen auf unbetretenen Pfaden zu irren — was suchst du dann noch oben, was willst du?"

„Das versteht Ihr nicht, Hochwürden. Wie ich so

allein gegangen bin, da habe ich erst erkannt, daß das Gebirge verödet. Ich hab auf ein Venediger-Männlein gelauert, wie noch mein Vater eines gesehen hat. Der hat's nicht gegriffen, und darum müssen wir alle zugrunde gehen. Aber ich hätte es gefangen, und es hätte mir die Gänge und die edlen Nester zeigen müssen, eh ich's losließ. Denn die wissen allein das Rechte. Aber sie streichen nicht mehr im Gebirge. Tage habe ich darauf gepaßt und Nächte; wo nur eines gehen kann, dort war ich. Aber nirgends war eines. Es ist aus mit dem Tauern und seinem Segen."

„Du selbst erkennst es also schon? Bleib daheim, Schober!"

„Ich kann nicht, Hochwürden. Mich zieht's. Vielleicht daß es jetzt geht, wo ich so ganz allein bin. Den Schacht hab' ich umlegen und versichern lassen, so gut man's nur kann. Stärkere Bäume gibt's nicht, als die ihn verzimmern. Halten die's aus, wenn das Eis rutscht, dann ist's gewonnen. Geht es nur im Winter weit genug zurück, daß man wieder arbeiten kann, dann ist es auch gut. Mir verschlägt es nichts, daß mir die Knappen fortgelaufen sind. Ich hätte ohnedies nicht zahlen können, was ich ihnen versprechen gemußt. Es ist so schon schwer gegangen mit dem Lohn das Jahr. So bleib' ich wenigstens ehrlich. Ich kann ja auch gar keine verzagten Leute um mich brauchen. Ich aber hab' das Wollen und den Mut, und ich geb' nicht nach, erst recht nicht. Einen Winter über kann man's im Hause dort oben schon aushalten; es ist fest, und ich will noch einmal versuchen, was stärker ist."

Er sprach ganz gelassen und sagte nicht einmal, wo-

mit er seine Kraft messen wollte. Aber mein Herz erbarmte sich über ihn, und so redete ich ihm denn zu, milde und tröstlich, so gut ich es nur irgend vermochte — und ich glaube schon manche Seele gelenkt zu haben mit der Macht des Wortes, wenn es mir das Herz recht auf die Zunge legte und es tief aus meinem Empfinden aufquoll. Hier aber verschlug nichts; er hörte mich so wenig, als mich etwa die Mauern der Kirche selbst vernehmen konnten. Und zwischendurch mußte ich doch wieder über die Kraft und die Wucht des Entschlusses staunen, welche geheimnisvoll in diesem Manne flammten und drängten, und er wuchs gewaltiger in meinen Augen. Endlich, als ich fertig war und nichts mehr wußte, womit ihn bewegen, sprach er ganz leise: „Und nun, Hochwürden, es ist ein fährlicher Weg, den ich gehen muß. Mag sein, ich komme nimmer wieder. Wollet Ihr mir die letzte Wegzehrung reichen, wie es einem Christen geziemt, und für mich beten, wenn etwa . . .“

Das tat ich und verhieß ich denn, und in mir war ein ehrliches Trauern. Dann geleitete ich ihn bis zur Schwelle des Gotteshauses. Dort lehnte sein Bergstock und was ihm sonst noch für die Wanderung vonnöten sein mochte; er griff danach und kehrte sich jählings: „Ihr seid ein braver Mann, Herr Pfarrer; gebt mir die Hand,“ und preßte sie, daß ich zusammenzuckte und fast aufgeschrieen hätte. „Ich bin noch immer stark, was?“ lachte er vergnügt. Ich aber mußte immer nur sein Haar betrachten, das ganz grau geworden war in der kurzen Zeit, durch die ich ihn kannte. Und als er dann bergauf stieg, da vernahm ich oft, wie sich ein loser

Stein unter seinem Tritt lockerte und rollend niederwärts fiel. Und das soll nicht sein; denn wer die Höhen erklimmen will, der muß sicher und leicht von Fuß sein, und seine Kniee dürfen so wenig erbeben wie seine Seele.

Nicht mir allein erschien dieser Winter endlos. In den stillen Stunden in meiner wohlverwahrten Stube aber, wenn der Sturm an die Pfosten stieß und der Schnee dick und in Schwaden zur Erde stob, in den karg bemessenen Augenblicken, in denen ich mich im Freien ergehn konnte, dachte ich gar oft des Schober, der hoch oben in der Einsamkeit, über die alle Schrecknisse des Frostes und seines beschwingten Gesellen doppelt furchtbar einherbrausten, an rätselhaften Werken wirkte oder sie doch versucht hatte. Meine Träume flatterten um das Schareck, das von Häupten bis zum Fuße in glitzerndes Weiß gehüllt war, so daß kaum ein Auge den Glanz ertrug, wenn das liebe Licht der Sonne darauf flammte — ach, nur in solchen Oednissen, unter einem also umwölkten Himmel erfreut man sich seiner, wie man's soll. Aber die unwirtliche Gegend war mir vertrauter, seit sie Zeugnis gab von dem Streben und den Kämpfen eines Mannes, der mir wert war und um den ich mich härmte.

Erst im Juli konnten wir aufbrechen, denn ich war entschlossen, selbst zu sehen, was aus dem Unseligen geworden sei. Meine erste Wanderung zu stolzern Gipfeln war es; der schwere, ungewohnte Schuh drückte, den wuchtigen Stock wußte ich nicht zu gebrauchen, das ernsthafte Schweigen der Führer, das ungewisse Licht des dämmernden Tages, durch das wir hinschritten, be-

drängten meine Brust. Endlich standen wir vor dem Knappenhause; es war von Grund aus zerstört; zersplittert von der Wucht des Eises waren die gewaltigen Bohlen und Pfähle, welche den Eingang des Werkes beschützen sollten, und gleichmäßig und grün überzog der Gletscher den Schacht. Vorsichtig überschritt ich seinen Rand; ein Kreuzlein richtete ich an jener Stelle auf, an der Schobers sehnsüchtige Wünsche gehangen hatten, um nun, vielleicht mit ihm selber, für immer begraben zu werden, und sprengte Weihwasser darüber. Und dennoch erschien mir töricht und Menschensatzung, was ich da vollbrachte; denn die Majestät des Ewigen sprach zu mir. Sie donnerte aus den Schründen, die sich im Eise mit schrillem Klange auftaten; dem Grollen der Lawine, die sich gerade talwärts stürzte. Meine Seele ward groß, und ein tiefes Staunen war in ihr. Auf den Gipfeln ringsum, auf allen firnen Zinnen aber lag die Sonne; sie glühten wie Gold auf, und das war so schön, so hell, so reich, so scheinbar nahe und dennoch so unerreichbar, wie das, dem der verlorene Mann hier verborgen in den Klüften der Erde nachgestrebt hatte . . .

Olivenholz

Unter allen Hölzern, mit denen ich im Leben zu tun gehabt, wird mir keines lieber sein, als das des Oelbaumes. Nicht etwa, weil es kostbar wäre, das ist es nämlich gar nicht, und ich hatte schon um vieles teureres in Händen, habe einmal schon sogar in Ebenholz gearbeitet. Das geschah für meinen gewogenen Gönner, den Sindaco unserer Stadt, und als der mir das Werkstück übergab, da erzählte er mir, wie weither, aus den Mohrenländern es stamme und daß es nur unterirdisch wüchse. Ein weiser Heide, Plinius, soll so berichten; aber so gerne ich sonst dem besten Schätzer meiner Kunst glaube, und wenn ich gleich weiß, daß die Römer in aller Art des Könnens und besonders in jeder Wissenschaft verwunderlich geschickt und bewandert waren, so glaube ich das doch nicht. Denn um alles können sie ja doch nicht gewußt haben — wie hätten sie sich sonst gegen das Heil verstockt, nachdem es schon für diese Welt geboren war? Waren sie Weise, warum trauten sie dem Sterne der Weisen nicht?

Es ist mir aber keineswegs durch besondere Eignung für meine Kunst wert. Im Gegenteile, einem Bildschnitzer — und das bin ich, wie es mein Vater gewesen

— taugt es fast gar nichts, hart und voll Knoten, wie es nun einmal beschaffen ist. Nur schwer läßt sich ein zierliches oder feines Bildwerk daraus machen, wie mir doch sonst schon so manches geraten ist. Wenn ich also dennoch am Olivenholze hänge, dann macht das eine Erinnerung, die sich für mich daran knüpft: es mahnt mich, wie ich einmal fast in die Irre gehen wollte, und das so sehr und so weit, daß ich kaum weiß, ob ich mich dann noch jemals dahin zurückgefunden hätte, wo durch Jahre all mein Glück beschlossen war und wo ich es nun wiederum sicher weiß. Und weil das wohl das wichtigste Geschehnis meines sonst ganz stillen Lebens ist, möchte ich es gern mir zum Erinnern festhalten, und ich glaube, ein jeder sollte eigentlich ein gleiches tun. Sei es nun, damit er sich einmal rückschauend daran erbauen könne, sei es, um den Seinen ein bleibendes Zeichen dessen zu hinterlassen, was er strebend gewollt und begehrt. Zeugt nun ein beschriebenes Blättchen davon, dann sind sein Ringen und sein Angedenken nicht mehr völlig ausgelöscht.

Das also, wovon ich nun berichten will, hat sich begeben, nachdem ich vorher alle meine Tage still in meiner Heimat, in Palestrina, meinem Gewerbe gelebt hatte. Ich wurde nicht reich davon, aber nicht ich noch die Meinen hatten jemals Not oder auch nur Sorgen zu ertragen. Ich war damals schon lange beweibt, und — warum soll ich das hier verschweigen, was in ganz Palestrina gewiß niemand im Ernste wird bestreiten wollen? — meine hübsche Ghita ist so blond, aber auch so getreu, wie es nur selten eine im Lande sein mag. Sie spricht anderen freilich ein wenig viel, aber warum

sollte sie es nicht, da sie so klug ist? Und ich höre sie selbst in der Arbeit gerne. Sie putzt sich auf; sollte sie es aber lassen, wenn es ihr so gut steht und Freude macht? Und für mich und die beiden Kleinen, die uns der Herr beschert, hat sie noch immer so gesorgt, daß ich meines Lobes gar kein Ende wüßte, finge ich erst einmal damit an.

Mein Geschäft und mein Erwerb brachten es aber damals manchmal mit sich, daß ich nach Rom mußte. Denn auch dorten lebten mir Freunde, Kenner, die mir den Vorzug gaben vor dem Pfuscher Gennaro, der da meint, er könne Wunder wie viel. Bei ihnen mußte ich mich nun in geneigtem Angedenken erhalten, damit sie nicht etwa meiner vergäßen und ihm Aufträge zuwendeten, der sich ohnedies wie ein hungriger Hund zu allen Tischen drängt, an denen Leute sitzen, und lauert, ob von ihrem Schmause nicht etwas für ihn abfalle. Mit diesen Wanderungen nach Rom begann mein Unglück; ich heiße es so, obgleich es mich kaum durch Wochen verstörte. Oder ist ein menschliches Leben so lang, daß man nicht über jede Stunde klagen sollte, die man sich vergällt, während man ihrer hätte genießen können? Und sind selbstgeschaffene Leiden nicht härter, ist Murren gegen ein doch durchaus freundliches Schicksal nicht schon durch seine Undankbarkeit bitterer, als sonst irgend etwas auf dieser Welt?

So oft mich nun mein Weg nach der Stadt führte, verwunderte ich mich und pries die merkwürdige Zeit, in der wir leben; denn es gab immer wieder etwas Neues und Erstaunliches zu sehen. Ich glaube nicht, daß die Menschen je zuvor so freudig atmen gekonnt,

daß sie es nochmals so glücklich werden tun können wie jetzt. Denn der Papst und seine Großen haben offene Hände, und wer sich am Anblicke des Schönen zu letzen vermag, der kann sich kaum elend finden. Denn wir sehen Wunderwerke werden, wie sie noch kein Alter gekannt: Bauten, groß und mächtig wie die Gebirge, und dabei dennoch zierlich und anmutig wie Blumen; Marmorbilder, wie sie seit den Griechen, von denen man jetzt so viel spricht, und seit unsern römischen Ahnen sicherlich nicht mehr geschaffen worden sind; Gemälde endlich, deren Pracht und Leben ohne Beispiel ist. Und kaum daß man sich an den Namen eines Meisters gewöhnt, muß man schon wieder einen anderen behalten; hieß es gestern: „Herr Giulio, habt Ihr schon den Fund gesehen, den man auf dem Aventin gemacht?", dann fragte man heute: „Habt Ihr schon dies oder das beschaut? Es ist kaum erst fertig geworden und hat nicht seinesgleichen an Schönheit und Künstlichkeit." Ich aber ging allenthalben hin und freute mich mit allem; höchstens daß mir einmal der Sinne zu wenig wurden für so vieles Bestaunen und Genießen.

Während ich aber also handelte, wurde in mir allgemach ein böser und feindseliger Geist rege. In den Schenken, wenn ich müde vom Wandern auf einen bescheidenen Trunk zusprach, meldete er sich zu allererst. Denn da hieß man diesen Mann den Göttlichen und jenen den Großen; da rühmte man sie nicht allein für ihre eigene Würde und Tüchtigkeit, sondern auch weil sie das Ansehen und den Ruf ihrer Heimat in alle Lande Italiens und selbst über die Alpen hinaus erhoben hätten. Und darüber mußte ich mich wohl grämen; denn

seit dem Singschwane, der den Namen der Stadt getragen, hatte es niemand aus Palestrina auch nur zu einiger Geltung in welcher Kunst immer gebracht. Ich aber meinte — und dieses Glaubens bin ich auch heute noch — in mir lebe die Kraft dazu; und die sollte ungenutzt bleiben? Alle strebten nach vorwärts; war es kein Unrecht, wenn ich es nicht auch tat? Niemals hatte ich mir's daran genügen lassen, nachzumachen, was mir andere vorgetan; in Holz zu schnitzen, was in Marmor oder Erz schon fertig dastand. Gerade das, was ich selbst erfunden, gefiel am besten. So hatte ich dem edeln und hochmögenden Schutzherren und Vogt unserer Stadt, dem Herrn Barberini, eine Daphne nach dem Ovidius gearbeitet, welche wohlgefiel, weil sie es verdiente; und Größeres sollte mir nicht geraten?

Dazu nagte an meiner Seele noch ein Wurm: denen, die man als den Ruhm der Stadt wie Italiens pries, denen war gestattet, was ihnen nur gut dünkte. Da hatte einer, freilich wohl der Größte darunter, der Florentiner Michelangelo nämlich, den Heiligen Vater selbst widerspenstig und gar grob angelassen, als er ein Wort wider die Meinung des Künstlers gewagt; einen Kardinal malte er selbst in den untersten Pfuhl der Hölle, weil der sich etwas zu tadeln erlaubt, und niemand getraute sich, ihm derlei als unziemlich zu verweisen. Ich aber mußte um der Notdurft des Lebens willen so viel schweigend hinnehmen, und wenn mich der Sindaco anfuhr, vielleicht nur weil er etwas, das ich gemacht, gar nicht einmal recht verstand, dann mußte ich es stumm und in Demut erleiden. Den Fürsten gleich und über die hinaus trugen ihr Haupt, die eigentlich meine

Genossen waren; ich aber wurde für minder als gar nichts geachtet. Wenn ich also Schwingen in der Seele trug, dann mußte ich versuchen, wie weit mich die erhöhen könnten; vielleicht, daß ich so dem entrann, was ich als Elend empfand, nun ich endlich sehend geworden . . .

So reifte denn langsam in mir ein gefesteter Vorsatz, von dem ich aber niemandem, auch meiner Ghita nicht, etwas sagte. Die hatte freilich gemerkt, daß sich etwas in mir begebe; denn einmal freute mich die Arbeit nicht, und dann litt es mich nicht mehr im Hause. Ich war nämlich entschlossen, mich der wahren Kunst hinzugeben; dann mußte ich aber fort, mußte mich in Lehre tun — ein hartes Stück in meinen Jahren! — damit ich jedes Handgriffes und jedes Vorteiles sicher würde. Denn zutiefst in den Geist einer Kunst kann nur der eindringen, der den Stoff völlig meistert, in dem er sich zu betätigen hat. Ich mußte mich also nach Rom wenden, mich verdingen, und zwar wollte ich's zu keinem Kleineren, als zu Michelangelo. Wer aber solche Pläne in sich trägt, dem ist sein Heim verleidet, und wer nur noch an Größtes denkt, wer, wie ich es damals hielt, schon über stolzeren Entwürfen sinnt und sich heimlich an ihnen versucht, dem wird das gewohnte Bosseln kaum mehr behagen. Nur ein Vorzeichen wartete ich noch ab, als müsse der Himmel selbst die Zeit bestimmen, zu der mein altes Leben versinken, ein neues aufsteigen solle für mich.

Es kam: der Mann selbst, an dem nunmehr alle meine Gedanken hingen, erschien eines Tages in Palestrina. Der Ruf davon erfüllte die Stadt, drang noch

in derselben Stunde zu mir. Man raunte, er gedenke sich bei uns zu verweilen. Hier wolle er sich an etwas versuchen, desgleichen nicht einmal er noch gewagt. Seinem Gastfreunde, dem edlen Herrn Barberini, hatte er andeutend und geheim davon gesprochen; das gewann Flügel, gerade weil niemand etwas Bestimmteres wußte. Ich aber sah, wie sich mein Verhängnis erfüllen wollte, und wurde mir recht bänglich dabei. Aber vor dem hohen Hause, darin er weilte, blieb ich recht lange, forschte, ob ihm die Seinen nachkämen oder ob sie schon bei ihm wären. Da erfuhr ich erst, daß der große Mann kein Weib noch sonstigen Anhang habe. Fast wollte er mich darob dauern; wie konnte er dann glücklich sein? Aber mir fiel bei, wie bald ich sein Los teilen werde, sah ich mich im Geiste, müde vom Schaffen, ohne Ghitas Stimme, ohne das Lachen der Kleinen, ohne jede Fürsorge für mein Behagen. Das schnürte mir das Herz mit starken Banden. Aber es mußte wohl sein.

Gerade an diesem Abende tischte mir Ghita besser auf, als seit langem. Mir mundete alles überaus; der Gedanke aber, daß mir so bald nicht wieder so wohl werden sollte, erfüllte mich mit geheimem Leiden; ich kam mir fast undankbar vor, daß ich der Schmerz bereiten wollte, die mir jeden Kummer fern hielt. So habe ich denn auch in jener Nacht vor diesem Gedanken und doch auch wiederum vor verwogenen Hoffnungen und Träumen wenig geschlafen. Denn war es nicht möglich, daß Michelangelo im Palaste der Barberini etwas von meinen Arbeiten sah, das ihm seines Augenmerkes wert schien? Daß er mich zu sich rief, mit sich fortnahm als

Schüler, als künftigen Gehilfen, der ihm vielleicht gar Freund werden konnte? Mir war, als müsse dann selbst Ghita mit ihrem Schicksale ausgesöhnt sein; das stand mir aber allerdings nicht so gar fest und zweifellos.

So ist es hell geworden; der Tag verging, ohne daß ein Bote kam. Mit dem Frühesten des anderen Morgens machte ich mich auf, denn die Unruhe verzehrte mich. Und weil ich mich nicht wohl ungerufen in das Haus seines Gastfreundes drängen durfte, wollte ich mich wie ein Bittender in den Weg stellen, ob er meiner gewahr würde und mich anredete. Lange, mir lange harrte ich so, und oftmals wollte ich heimwärts, hätte mich nicht Scham abgehalten. Unversehens erschien er mir; ich riß die Mütze vom Haupte und sah ihn mit weiten Schritten der Kirche zueilen. Aber ihm in den Pfad zu treten, ihn anzusprechen, wagte ich nicht mehr. Mich befielen Ehrfurcht und Schauer; denn ich erschrak sehr, als ich ihn näher beschauen konnte: gefurcht die Stirne, leidenvoll und durchwühlt das Angesicht, wie eines, der viel in sich gekämpft und gerungen. Einem Glücklichen glich er nicht. Sein Auge flog an mir vorüber. Sonst mochte es an Schärfe hellsichtiger sein, als das des Adlers. Damals aber, das gewahrte ich wohl, bemerkte es nichts von den Dingen dieser Erde; es war in die unergründlichen Tiefen der Brust des Mannes versunken, dem es eignete, und schaute nur das, was darin werden und dem Lichte zudrängen wollte . . .

Der Tag war hell; mich aber fröstelte, als wäre kaum die schwerste Hagelwolke über die Sonne gezogen. Hinter ihm drein riß es mich. Er betrat die

Kirche; die Pforte fiel zu, und ich hörte, wie sie verriegelt ward. Da half mir der Küster; er ist mein Gevattersmann und ließ mich nach vielen Bitten und mit mancher Warnung ein. Sorglich verbarg ich mich. Und ich habe fortab manchen lieben Tag dort verbracht.

Auf lebendigem Fels ist der Hochaltar unserer Kirche errichtet. Besieh ihn, und du wirst staunend die Umrisse und Anfänge einer Pietà ins Gestein gehauen finden. Züge höchster Schönheit hat die Unvollendete — denn Michelangelos Hand hat sie zu bilden versucht, und ich allein war Zeuge, wie er daran schuf. Vom ersten Meißelschlage ab. Noch entsinne ich mich des ahnenden Schreckens, der mich durchlief, als er den Arm entblößte — was der vermochte in seiner ehernen Kraft, das konnte ich, meines leichteren Werkzeuges gewohnt, kaum jemals vollbringen. Umsonst suchte ich nach einem Abrisse — er hatte keinen bei sich; nur nach dem, was in ihm lebte, wollte er dies ungeheuerliche Werk vollbringen. Und sicherer als einer, der den völlig hergerichteten Stein vor sich hat, ging er daran. Ich sah Splitter um ihn stieben, hörte die harten, schnellen Hiebe wider den Felsen klirren. Was aber Michelangelo in jenen Stunden durchgelebt, das zog gedämpft und nachhallend durch meine Brust. In seinem Antlitz, da er sich ganz unbeachtet hielt, spiegelte es sich wider; da flammte die höchste Freude an der eigenen Kraft und Kühnheit, da sprach übermenschlicher Stolz bei jedem Gelingen, da zogen Schatten auf, tiefer, als ich sie mir erdenken gekonnt. Bis endlich das schwerste Verzagen auf seiner Stirne dunkelte; da mußte ich erseufzen. Er aber schrak zusammen bei diesem Laut; heftig und

grimmvoll sah er sich um; sein Geräte warf er von sich und stürmte ins Freie.

Ich aber verzog ein Weilchen, ehe ich ihm bedacht und vorsichtig folgte. Es ging zu Abend, und ein feines, bläuliches Wallen stieg auf und umzog die Fernen der Stadt zu; es verschlang mir ihn, der ohne jeden Abschied noch Urlaub Palestrina verließ. Ich meines Teiles wendete mich heimwärts, in meine Stube trat ich und atmete recht stark. Die Kinder hob ich zu mir auf und küßte sie — die Armen, sie erstaunten fast darüber, so lange hatt' ich's nicht mehr getan; mein Weib zog ich so fest an mich, daß sie errötete. Darüber lacht' ich — seit Wochen das erstemal. Dann sah ich zum Tische; ein Gefäß stand darauf mit einigen Blumen, mit denen Ghita ihre Freude hat. Eine Blase stieg aus dem Wasser, ich sah sie leidlos bersten, ob sie mich gleich an meine Träume erinnerte. Denn ich wollte nichts mehr; ich hatte erkannt: meine Seele war zu schwach, jene Wonnen zu empfinden, die den Meister bewegten, kam ihm ein Gedanke, wert, daß er ihn vollführe; die Stürme aber, welche in ihm tosten, wenn ihm wieder ein Hoffen zerrann, mußten meine schwächere Brust sprengen . . .

Jenes Werkzeug aber, mit dem er den Hieben seines Meißels Wucht und Nachdruck geliehen, verwahre ich. Es gleicht einer Keule und ist aus Olivenholz. Ich will daraus ein Bildwerk schnitzeln, und das soll so gut geraten, als es meine geringe Kraft irgend vermag: den Heiland am Kreuze mit den beiden Schächern ihm zur Seite. Und ich hoffe, Michelangelo wird mir verzeihen, wenn ich dem bußfertigen und erlösten Sünder etwa

seine Züge leihe. Denn mir däucht, wer sich so ganz der Kunst und ihr allein zu eigen gibt, der ist an ein gar hartes und martervolles Kreuz geschlagen. Er erkenne das nun selber oder nicht.

Die Tochter Fortunats

Unter allen Geschlechtern Ravennas konnte sich kein einziges in irgend einem Betracht mit den Malespina vergleichen. Ihr Reichtum überstieg alles Maß; ihr Adel war so alt und ihr Blut so rein, daß kein anderer Stamm neben ihnen genannt werden durfte. Mit dem Hause der Da Polenta waren sie nahe verwandt; so teilten sie die Macht der Gewaltherren, dann freilich auch den allgemeinen Haß, als die Zwingherrschaft gefallen war und nur noch die Malespina übrig blieben und alle überragten und allen bedrohlich waren durch die Größe ihrer Schätze und das Finstere ihrer selbstgenügsamen Sinnesart, die sie verhinderte, etwas zu tun oder auch nur zu versuchen, was die Abneigung ihrer Mitbürger vermindern gekonnt hätte.

Am höchsten gestiegen waren die Habe und das Ansehen des Hauses unter Herrn Guido dem Alten, dem Schwestersohne Guido da Polentas. Herr Guido hatte sechs Söhne, von denen der älteste nach ihm benannt war, während der letzte Fortunatus hieß. Nur diese zwei blieben ihm; fast zu Männern erblüht, hatte ihm der Tod die anderen genommen. Um diese nun trauerte er so unmäßig, daß er darüber lange Zeit nicht achtete, wie zwischen Guido und Fortunatus ein immer heftigerer

Haß mit den Jahren großwuchs. Gleich allen Malespina hatte auch Herr Guido der Alte ein schweres Herz. Sein Sinn war vergangenen Leiden verpfändet; die Zukunft erschien ihm immer bedrohlich, und die Schatten, die sie vorauswarf, verdüsterten so sehr seine Seele, daß ihm die Gegenwart, ihr Genuß und selbst der Mut des Handelns darüber verloren gingen. Er erkannte wohl, daß die Feindseligkeit der Brüder den Fortbestand des Geschlechtes bedrohe, welches durch das Uebelwollen aller Ravennaten ohnedies schon genug gefährdet war. Dem vorzubeugen aber reichte seine Kraft nicht aus. Auch hätte da keine Abwehr frommen können; denn die beiden waren zu ungleich geartet, und kaum je hat ein widerstrebenderes Brüderpaar auf dieser Erde geweilt als Guido, der rohe, kraftvolle Freund der Schenken von Classis, und Fortunatus, der schwächliche Spätling der Liebe seiner Eltern, welcher am liebsten über seinen Büchern saß.

Als dann auch ihr Vater sich zu seinen Toten gesellt hatte, blieben Guido und Fortunat allein in dem ungeheuren Hause der Malespina, das der Kirche von San Francesco gegenüber liegt. Beide waren unvermählt; der eine, weil sich nicht leicht eine Ebenbürtige entschlossen hätte, das Weib Guidos zu werden, während ihn Stolz und Habsucht abhielten, eine Unadelige oder Arme heimzuführen, der andere seines siechen Leibes halber. Neben ihnen schaltete ein stilles Geschöpfchen, die Tochter einer fernen Anverwandten, Maria mit Namen. Dieser nun stellte Guido nach; er setzte ihr mit rohen Worten zu und bedrohte mit rohern Fäusten das Mädchen, das dennoch nie klagte, das schweigend das

schwere Los trug, welches das Schicksal über sein Haupt verhängt hatte. Denn Maria war fromm und hilfsbereit; sie gewann selbst noch Zeit, auf Fortunats kleine Leiden zu horchen, und bemühte sich dabei doch immer, ihre tiefen Schmerzen vor ihm zu verbergen. Eine reine Neigung, deren jeder, zumal der Verwaiste, bedarf, verband ihre Seelen. Nur einmal übermannte sie ihr Kummer doch. Das war am Abend, und Fortunat hatte sie gefunden, wie sie in einer Nische kauerte, die Hände vor das Antlitz geschlagen und Träne um Träne zwischen schmalen Fingerlein verrinnen lassend, während ein Schluchzen, dem eines kranken Kindes gleich, dabei ihre junge Brust hob. Sie wies ihm, als Fortunatus nach der Ursache ihres Grames fragte, schweigend ihre Arme; große runde Flecke erzählten vom unbarmherzigen Greifen einer Männerhand. Er wollte sie trösten; sie aber schüttelte in stummer Abwehr das Haupt. Und als er mit guten Worten weiter in sie drang, da lachte sie bitter: „Mich gelüstet's dort nicht nach Trost, wo mir keine Hilfe werden mag. Würde ich zu Gott beten, hielte ich ihn nicht für stark . . ?"

Was sich in jener Nacht zwischen Guido und Fortunatus begeben hat, das weiß niemand; denn die Türen im Hause der Malespina sind stark und seine Mauern fest. Doch als der Morgen zaghaft aufstieg, fanden die Knechte den starken Guido verröchelnd in seinem Gemache, und Herr Fortunat war samt Maria verschwunden. In der Brust des Wunden haftete ein Dolch. Herr Andrea Malespina, der Arzt, beider Vetter, besah ihn und verbarg dann die reich mit Edelsteinen geschmückte Waffe ernsthaft in seinem Kleide, ohne daß einer einen

Einwand oder auch nur eine Frage gewagt hätte; denn sie fürchteten sich alle vor dem finsteren und verschlossenen Manne. Niemand weiß auch, wo sich die Flüchtigen hingewendet, noch welche Lande sie in schweifendem Elend durchzogen haben; niemand, welche Macht sie zusammengetan, ob ein Pfaffe, geweiht nach den Sätzen der Kirche, ob bloß gemeinsamer Jammer und die Not der Irrsal. Kein Segen konnte auf dem Bunde liegen, den Bruderblut gekittet: ihn mußten immer das Bewußtsein eigener Verschuldung und der Anblick von Marias Leiden peinigen; an ihr aber nagte der Vorwurf, daß ihn ihre Klagen zur unseligsten Tat getrieben hatten. Verborgen ist, wo das Weib begraben liegt. Nur als Fortunat nach vielen, vielen Jahren heimkam, ein früher Greis und so scheuen Blickes wie der gehetzte Wolf, ging an seiner Seite ein Mägdlein, das Marias Augen im schmalen Gesichtchen trug und aus ihnen bang und befremdet in die fremde Welt sah.

Dies war Renata, und aus solcher Ehe war sie geboren worden.

In unglücklicher Stunde hatte Fortunat die Heimat verlassen; dennoch war sie gesegneter als jene, welche seine Wiederkehr sah. Denn er fand keinen Freund mehr und nur einen seines Blutes: Herrn Andrea, den Arzt. Das große Sterben und die große Schlacht hatten alle Malespina weggerafft; Fremde waren mit ihrer Habe begabt worden, zumeist aber der einzige ihres Stammes. Dieser saß gerade damals, ein habsüchtiger, harter, unbeweibt alternder Mann, auf dem Stuhle des Podesta von Ravenna, und nur vieles und inständiges Bitten vermochte es über ihn, daß er dem Vetter Dul-

dung in der Stadt und das verhieß, was ihm zum Leben notwendig wäre, sofern sich der still und bescheiden halten wolle, wie es Gebannten gezieme; denn noch schwebe Blutschuld über seinem Haupte, in frevelnder Stunde heraufbeschworen und durch keinen Lauf der Jahre auszutilgen. Ein Häuschen auf der Straße nach Classis, nahe den Sümpfen, deren giftiger Hauch allabendlich schwelend aufstieg, wies er ihnen an. Dort, kaum vor Hunger geschützt, den Stachel bitterster Enttäuschung im Herzen, betrogen um die einzige Hoffnung, welche ihn durch Jahre der Pein noch aufrecht erhalten, verträumte Fortunat müßig seine Tage und erwuchs Renata, ein stilles, den Menschen abholdes Geschöpf. Im Hochmut hatte sie der Vater erzogen, ihr erzählt, daß ihr Geschlecht in Ravenna Königen gleich geachtet werde. Nun sah sie's! Bettelhaft mußten sie leben, ausgeplündert und verachtet obendrein. „Von Dieben!" knirschte sie dann. Oder sie besah das Wahrzeichen ihres Stammes, den Hagerosenzweig, der über der Tür nickte. „Die Dornen stechen hart, wo sind die Rosen?" flüsterte sie dann. Niemals hatte sie in der Fremde Umgang mit Kindern gehabt, ihr einziger Verkehr war ein verstörter Mensch gewesen; niemals mütterliche Liebe gekannt, und nur als ein blutloser Schatten schwebte Marias bleiches Bild durch die Träume ihres Töchterleins.

Es bangte Renate vor der Zukunft, die kaum besseres bringen konnte; ihr schauderte vor der Vergangenheit und ihren Entbehrungen, und die Gegenwart war ihr verhaßt. Tag nach Tag verstrich, einförmig und voll Sorgen um einen Hinsiechenden; keiner ging, der nicht einen neuen Stachel in die wunde Seele gesenkt, keiner,

der ihr nicht eine neue Demütigung gebracht hätte. Das schwere Herz der Malespina war in ihrer Brust erwacht und schlug mit starken Schlägen. Dazu aber sprach der Stolz ihres Blutes laut in ihr. Sie wußte genau, wie große Opfer sie ihrem Vater bringe; sie ermaß den Wert ihrer Pflege, jedes Bissens, den sie sich abbrach und ihm zuwendete. Das alles tat sie gern und wußte doch, daß es nicht aus Liebe geschah; sie haßte jede Lüge, auch die gegen sich selbst; und oftmals rückte sie in ihren Gebeten dem Himmel vor, wie vieles er ihr schulde.

Nur eines vollbrachte sie ungern für den Vater: den Weg nach Ravenna. Denn der Oheim war karg, und selbst um das Wenige, dessen die beiden bedurften, ließ er sich mahnen und bitten. Oft mußte sie im Vorzimmer harren, während sie doch wußte, der ganze Palast mit aller Herrlichkeit gehöre eigentlich ihr zu und nicht dem, der darin gebot. Verglich sie dann ihre Armseligkeit mit dem schweren Prunk, dem Erbstück von Jahrhunderten, der hier entfaltet wurde, dann quoll ein heißer Ingrimm in ihr auf, und eine bittere Verachtung murrte gegen den, der in ungerechtem Gut so stolz schaltete.

Dabei konnte sie nicht einmal unbehelligt ihrer Wege gehen. Wenn sie erschien, sammelten sich Bubenrotten, und ein häßliches Schimpfwort klang hinter ihr her. „Hexe!“ riefen sie ihr nach. — „Ich wollt', ich wäre es,“ murmelte sie, als es zum erstenmale an ihr Ohr drang. Eine böse Lust am Verderben anderer regte sich in ihr. Alle Welt glaubte sie zu hassen: Herrn Andrea, ihren Vater, dem sie diesen neuen Unglimpf verdankte — denn er hatte unter unbrauchbarem Gerümpel

alchimistisches Gerät entdeckt und brütete nun unablässig über Retorten und Kolben, sodaß man ihn den Hexenmeister, sie aber das Hexlein nannte —, zumeist aber grollte sie dem Anführer jener Knabenscharen.

Er hieß Renatus, und eigentlich hätte er längst nicht mehr zu ihnen gehört. Um mehr als Hauptes länge ragte er über die Gesellschaft hinaus, in der er sich doch gefiel. Es war eben ein leichtfertiger Geselle; unter dem Blondhaare, das wirr und kraus in seine Stirne fiel, schlummerten übermütige Gedanken. Seine braunen Augen leuchteten nur dann in vollem Schelmenlicht auf, wenn er jemanden recht quälen konnte. Dabei war er schön, stark und von gelenken Gliedern, und niemand konnte ihm ernstlich gram werden, selbst der nicht, dem er gerade erst den ärgsten Possen gespielt. Auch wußte man wohl, daß er nicht aus Bosheit derlei verübte; er ließ sich nur von jedem Windhauche treiben, der über die leicht bewegliche Fläche seiner Seele dahin fuhr. Renata aber erwog das nicht; sie hätte dergleichen in ihrer starren Sinnesart, die ernsthaft und unverrückt nach ihren Zielen hinstrebte, gar nicht verstanden, und so zürnte sie ihm wie dem Himmel, der ihr die Vergeltung weigerte. Sein Ohr aber ist taub für trotzige Drohung. Es blieb auch Renates Herz verschlossen in all diesen Jahren, in denen sie zur Jungfrau heranreifte, wie in der kurzen Zeit, die ihr dann noch zu leben vergönnt war.

Eine einzige Freude allein war Renate in diesen Jahren beschieden. Es kamen Tage, an denen Fortunat seiner alchimistischen Bestrebungen vergaß. Dann erwachte die reiche Zärtlichkeit seiner jungen Jahre, und

es dämmerte ihm wohl auch die Erkenntnis auf, wie vieles er seinem Kinde verdanke, das ihm selbst das geringe Behagen dieses Greisenalters nur durch rastloses Mühen bereiten konnte; denn alle Arbeit ruhte auf den Schultern Renates. Er gab ihr dann süße Namen, flüsterte ihr Schmeichellaute ins Ohr, wie er es dereinst mit der unseligen Maria gehalten hatte, und sie ließ es sich gern gefallen, wenn er ihr mit der Hand über das reiche, glanzlos schwarze Haar strich. In solchen Stunden konnte auch Renates Auge aufleuchten, dessen Farbe so seltsam war. Denn tagsüber schien es grau; im Dämmern aber wurde es braun und stand dann fast übergroß in dem bleichen Gesichtchen. Der Vater erzählte dann wohl von fernen Landen, die er gesehen, von Venedig, dessen Kaufherren den Fürsten gleichen, von Byzanz, wo der Tag des Christentumes vor dem Schimmer des Halbmondes untergehen mußte, von Genuas Glanz und den Schätzen Trapezunts, die wie Ravennas Ruhm geschwunden waren; ihm waren alle Straßen bis fernhin nach Spanien vertraut, und selbst den Boden des heiligen Landes hatte er betreten. Wenn auch die Tochter dies alles mit ihm geschaut, so war das doch so lange her und sie damals noch in so zarter Kindheit gewesen, daß ihr alle die Wunder verwirrend und beängstigend durcheinander verrannen. Und wie verstand der Vater zu erzählen! So wenig er es jemals begriffen, nach Kaufmannsart Schätze zu sammeln, wie er es gesollt hätte, so gut hatte er das erfaßt, was ihm der Beobachtung wert erschienen war. So erweiterten denn die Bilder aus der Fremde Renates von der Heimat bedrängte Brust. Auch sprach er Verse, die des Mannes zumeist,

der der verdüsterten Sinnesart dieser beiden am besten entsprach: Dantes, der als Verbannter oft die Gastfreundschaft der Malespina genossen, des großen Toten von San Francesco. Aus dem Gedächtnis, mit heiserer Stimme und oftmals nach Worten suchend, die ihm entfallen, holte er die Gesänge hervor. Schwer und wuchtig erklangen die Terzinen, und Bilder von gewaltigem Fehlen, riesenhafter Sünde, unendlicher Buße entzündeten sie in ihr, die sich, von der trauervollen Not des Alltags angeekelt, längst auf sich selbst zurückgezogen hatte. Sie sehnte sich danach, ähnlichen Menschen zu begegnen, wie es diese Sünder gewesen; ach! und was sie umgab, das war kleinliches Krämervolk und zu feig für starke Missetat, zu schlecht für rechte Tugend.

Dabei aber widerfuhr Renate eines, das sie befremdete und mit sich selbst hadern ließ. Als sie zum erstenmale aus dem Munde ihres Vaters die Kunde vom bittersüßen Geschick Francescas und Paolos aus Rimini vernommen hatte, da stand vor der nur allzu lebendigen Einbildungskraft des Mädchens, das längst dem Geiste nach und nun auch gemach nach dem Alter die unbewußte Kinderzeit überschritten hatte, klar jener Augenblick des heißesten Umschlingens der beiden. Ihre eigenen Züge trug Francesca; dem andern aber saß ein freies Haupt, umwallt von krausen blonden Haaren, auf breiten Schultern. Sie konnte diese Gestalt nicht verscheuchen, so sehr sie sich auch mühte; denn das erste, unbestimmte Sehnen bewegte eben ihre Seele und lieh sich Gestalt und Antlitz von dem, den sie so oft sehen mußte. Auf allen Pfaden begegnete ihr nämlich Renatus. Und wenn dann das Dunkel kam und sie stand allein im

Freien, dann breitete sie die Arme sehnend aus, ohne doch zu wissen, was sie zu umfassen begehre.

Wer jemals Italien verlassen hat, um sich dem Norden, den Alpen, zuzuwenden, der wird befremdet ein neues Wunder gewahren: die Tannen, welche ihn hochstämmig und mit mächtigem Rauschen begleitet haben, verschwinden ihm allgemach, während er höher und höher steigt. An ihrer Stelle aber kriecht, der Jochhöhe nahe, ihr verkrüppeltes Geschwistergeschlecht hervor. Es ist niedrig von Wuchs, und seine Nadeln sind struppig; aber kein Sturm, so gewaltig sie auch über diese Gipfel dahinbrausen mögen, kann diese Stämmchen brechen; auch der endloseste Winter versehrt ihre Triebkraft nicht; die Schneide der Axt wird stumpf an ihnen, und es brechen selbst die Zähne der Säge, welche daran nagt. Legföhre nennen die Bewohner jener Wüsteneien den Baum. Einer solchen Legföhre gleich erwuchs Renates Geist. Aller Bitternisse und aller Schauer war er kundig; er ertrug lebenszäh, was sonst niemand überdauert hätte. Die freie Entwickelung aber, das stolze Aufstreben blieben ihm versagt; das war erstickt worden unter dem, was sie in den Jahren nach ihrer Heimkehr erfahren und erduldet hatte. So wurde sie beharrlich im Hasse, selbstgenügsam im Lieben; mit festen Wurzeln umklammerte sie das karge Erdreich, aus dem ihr Liebesbedürfnis seine Nahrung saugen mußte; zunächst ihren Vater, so wenig sie selbst es glaubte. Die Freudigkeit des Lebens begriff sie freilich nicht, vielleicht darum, weil die letzte Malespina ihrer nimmermehr bedürfen sollte.

Dabei aber bemerkte Renate dennoch, daß sich nicht

mehr wie früher Schmähworte an ihre Fersen hefteten, wenn sie in Ravenna erschien. Jene Kinder, welche sie verhöhnt, waren mittlerweile zu Jünglingen herangewachsen. Dafür wurde aber das Mädchen durch ein anderes belästigt: es fühlte allenthalben, auf jedem Gange die Augen der Jugend der Stadt und selbst die manches Alten auf sich gerichtet. Feindselig, meinte die Mißtrauische, die neue Anschläge dahinter witterte. Und doch war es ein anderer Grund: die dunkle Wunderblume ihrer Schönheit war aufgebrochen, und ihr Anblick berauschte jeden, der die Tochter Fortunats erschaute.

Den Tag, an welchem sie sich ihrer Anmut bewußt wurde, sollte Renate aber wiederum niemals vergessen, so wenig wie den ihrer Heimkehr, und in gleichem Sinne.

Dem Mittag zu hatte sie ihre Heimstätte verlassen, um Herrn Andrea aufzusuchen, mit dem, wie ihr schien, seit kurzer Zeit eine ganz sonderbare Wandlung vorgegangen: er begegnete ihr schier allzu freundlich und war freigebiger als je zuvor. Er versuchte selbst mit seinem Nichtchen zu scherzen, so ernsthaft ihn Renate dabei auch immer anblickte. Das erschwerte ihr einen Gang, der ihr allezeit hart genug angekommen war. Und wie sie nun an jenem Herbsttage so dahinschritt und dabei nach ihrer Gewohnheit über Andreas Benehmen und über manches andere nachsann, das sie in der jüngsten Zeit befremdet oder geängstigt hatte, da trat ihr etwa halbwegs ein Mann in den Pfad. Er wollte ihr mit heiterem Gruße nahen, doch das Wort erstarrte ihm auf den Lippen, als er gewahrte, wie sie mit weit geöffneten Augen, die an ihm vorbei ins Leere starrten, vorüberzog,

ohne die Wimper zu senken, ohne ihn zu beachten. Und dennoch hatte sie ihn schon von weither an den Schlägen ihres Herzens erkannt. Renatus Spada sah ihr nach; die Brauen zusammengezogen, die Hand immer noch auf dem Schwertknauf, wohin er sie zu höfischem Gruße gelegt hatte, verfolgte er mit zornigen Blicken die Gestalt, bis ihm im Palast der Malespina diejenige entschwand, die zu halten er nicht gewagt hatte.

Jene Begegnung aber berührte Renate wie ein Zeichen von übler Vorbedeutung. Eine dumpfe Beängstigung überfiel sie, und sie nahte zaghaft und beklommen dem Oheim, der sich an jenem Tage sogar zu einem Lächeln zwang, das sein durch Studien und Nachtwachen entfärbtes Gesicht doppelt unheimlich erscheinen ließ. Zum erstenmal wies er ihr alle Räume des Hauses ihrer Väter, zeigte ihr beflissen alle seine Schätze und fragte, ob die nicht selig zu preisen sei, der einmal alle zu eigen wären. Sie kamen dabei an einem hohen Spiegel, einem köstlichen Werke, wie man sie nur in Venedig zu bereiten versteht, vorüber; er forderte sie auf, hineinzuschauen, und sprach, auf ihr Abbild deutend: „Sieh, das Schönste, was die Malespina je besessen haben.“ Er bemerkte nicht, wie widerwillig sie ihm folgte und horchte; sie aber empfand, als sie sich nach einem Schlüssel bücken mußte, der ihm entfallen war, wie sein lüsterner Blick begehrlich die Linien ihres zierlichen Körpers entlang glitt. Ein zorniges Rot färbte dabei sacht ihre Wangen. Das war ein anderer Haß, als den sie gegen Renatus zu empfinden glaubte, was jetzt mit dumpfem Ekel in ihr sprach. Als der Oheim dann fragte, wie es Fortunat ergehe und was er treibe — er

hatte sich volle vier Jahre zu dieser Frage Zeit gelassen —, seinen Entschluß kund tat, sich schon am nächsten Tage selbst von dem Befinden des nächsten Verwandten, den er besitze, zu überzeugen, da umschnürte ein ahnendes Bangen stärker und stärker die Brust des Mädchens. Sie vermochte kaum ein kurzes: „Wie es dir gefällt, Herr!“ zu stammeln; es war ihr unmöglich, ihn Oheim zu nennen. Sobald sie nur konnte, eilte sie fort; in die Kirche San Francesco stürmte sie, und dort, vor Dantes Grabmal, kniete sie nieder und schrie in heißen, wirren, lästerlichen und doch auch unendlich frommen Gebeten, die ihr nicht Linderung und nicht Erhörung brachten, zum Herrn des Himmels.

Während aber ihr schwacher Vater, der seit geraumer Zeit nur noch zwischen Entzücken bei der kleinsten Hoffnung und Verzweiflung über sein ewiges Mißgeschick hin- und hergetrieben wurde, auf die Kunde von dem unverhofften Gaste hin die tollsten Zukunftspläne wagte, ließ Renata ihr Angesicht in beiden Händen ruhen, und dunkle Schauer einer nächtigen Zukunft bewegten sich ihr tief im durchfröstelten Gemüt.

In dieser Nacht berührte kein Schlummer mit linder Hand die Augen Renates. Vergeblich bemühte sie sich zu ergründen, wovor sie sich denn eigentlich so sehr ängstige. Ihr war dumpf und trüb, und sie konnte das Nächstliegende kaum zu Ende denken. Renatus kam ihr in den Sinn; an diesem Feinde hatte sie ernst und stolz vorüberschreiten dürfen, ohne daß ihn auch nur der Saum ihres Gewandes berühren mußte. Desto näher wollte ihr dafür nun der andere kommen, und den zu bannen mochte die Gewalt ihres Blickes kaum mehr ge-

nügen. Aengstlicher atmet kein Vögelein in der Faust seines Fängers, als es Renate in diesen Stunden tat; manchmal stieg ihr ein tränenloses Schluchzen auf, und sie bezwang es gewaltsam. Im gleichen Zimmer mit ihr schlief Fortunat; seit langer Zeit zum erstenmal friedlich. Sonst hatte sein wirres Aufschreien aus bangen Träumen ihr oft die Ruhe verstört, und die Stolze wollte nicht durch den Ausbruch ihrer Schmerzen den leichten Schlummer von den Wimpern des Greises verscheuchen.

Langsam und träge zerrann das Dunkel, endlos war es bis zum Hahnenruf, der ihr gestattete, sich vom Lager zu erheben. Vieles hätte sie zu verrichten gehabt; aber sie war lässig wie noch nie. Ihre überwachten Augen spähten immer der Stadt zu, einem müßigen Hinbrüten folgte eine unnatürliche Emsigkeit. Sie fiel selbst Fortunat auf, dem die Hoffnung wiederum auch für fremde Angelegenheiten den Blick erschlossen hatte. Nichts wollte Renate gedeihen; und als endlich der Abend sank und mit ihm Andrea erschien, nachdem die Sorge des Amtes den Podesta und die Kranken den Arzt entlassen hatten, da war es in der kleinen Behausung der beiden zum erstenmale noch ebenso öde und trostlos wie in der Seele der Tochter Fortunats.

Sie hatte sich beim Eintreten des Oheims entfernen wollen; der aber winkte ihr zu bleiben. Für diesen Gang hatte er sich nach Kräften herausgeputzt; sonst trug er den Talar der Aerzte, heute schmückte ihn ein reiches, ritterliches Gewand, das ihn freilich nicht jünger noch schöner machte. Er ließ sich nieder, und alle schwiegen bänglich. Umsonst suchte Herr Andrea die Stille zu brechen, indem er das Mädchen scherzhaft schalt, weil

es ihm verborgen hätte, wie arm ihre Wohnung an den notwendigsten Dingen zum Behagen sei; sie wisse doch, daß ihm nur allzu vieles ungenutzt verderbe. Um den Mund Renates lag dabei ein verächtliches Lächeln: Herr Andrea log also auch, denn sie hatte ihm nur zu oft dieses Leid, das sie besonders bedrückte, geklagt. Sie erwiderte aber nichts, und die drei verstummten abermals; Renate in der tiefen Fensternische, in der sie stehen mußte, weil sie keinen dritten Stuhl mehr besaßen, in furchtsamer und doch trotziger Erwartung; Fortunat in ahnender Hoffnung, in die dennoch als bitterer Tropfen etwas von der sichtlichen Bängnis Renates überfloß; Herr Andrea endlich, weil er noch immer nach einem passenden Eingang suchte. Es verwirrten ihn auch die vier Augen, welche gespannt und erwartungsvoll auf ihn hinblickten, und vielleicht fiel ihm in dieser Stunde doch das Unsinnige des heißen Begehrens ein, das ihn, den an Büchern und über Krankenbetten Ergrauten, so plötzlich überfallen hatte. Ein letzter Sonnenstrahl fiel noch durch das Fenster; er lief über Renates Scheitel hin — die schweren Wellen ihres Haares erschimmerten leise wie goldgetönt darunter — und glitt dann auf Herrn Andreas Haupt.

Der Podesta atmete erleichtert auf. Diese leuchtende Brücke, die sich so zwischen ihm und Renate spannte, schien ihm ein günstiges Vorzeichen. Er hub an. Auf weitem Umwege näherte er sich seinem Ziele; von der Verödung sprach er, welcher der alte Stammsitz der Malespina nun anheimgefallen sei. Er schilderte, wie einsam und unglücklich er hause, trotz der Schätze, die ihm teils durch Erbschaft, teils zum Lohn für seine Kunst

geworden seien. Ihm fehle es am Sonnenlichte, und das wolle er gern in sein düsteres Heim tragen. Er gedachte auch seiner Pflicht, das Erlöschen des alten Stammes zu verhüten. Hier stockte ihm der Fluß der Rede wieder: vor der immer ängstlicheren Erregung Fortunats, vor Renates Rätselaugen, die ihn mißtrauisch belauerten. Er ermannte sich; noch sei er rüstig und könne eine gesparte Kraft seiner Gattin darbringen. Wo aber die Ebenbürtige finden? Dem Malespina zieme bloß die Malespina . . .

Fortunat fuhr auf: „Aber dein Alter, Oheim? Renata ist fast noch ein Kind, und du . . .“

„Ich weiß wohl, ich bin ein Greis. Zu mindest den Haaren nach, und nur nach ihnen kannst du Törichter urteilen. Sei du klüger, Renata. Erwäge wohl; ihr seid gebannt, du wie dein Vater, und nur meine Hand beschützt euch. Aber dieselben, welche die Hilflose meiden und ihr nachstellen, die werden der Gattin des Podesta die Schuhe küssen. Du bist stolz — ich biete dir Ehren. Du bist arm — und Reichtümer, ungemessen und unerschöpflich, sollen dein werden. Erwäg's wohl.“

In Fortunat war es ganz licht und hell geworden. Er erkannte klar das Unerhörte des Ansinnens, das der Oheim an sein Kind stellte. Er richtete sich auf, mußte sich stützen dabei, denn seine Füße konnten ihn vor Erregung kaum mehr tragen: „Sprich nicht, Renata,“ rief er heiser und hastig, „ich leide es nie und nimmer!“

Renata hatte die Hände über der Brust gekreuzt. Nun fielen sie langsam hernieder. Sie horchte so ruhig und besonnen, als ginge es um das Geschick der Fremdesten, und keine Spur von Beklemmung war mehr in

ihr. Es war allein das Geheimnis gewesen, das sie ängstigen gekonnt; das war verflogen, und sie war nun wieder still und fest und selbst freudig, daß der Vater ihr zuliebe doch eines starken Wortes fähig war. Die Blicke des Oheims hingen bangend und dennoch voll Begehrens an ihr; sie aber regte sich nicht, und nicht einmal die langen dunklen Wimpern ihrer Augen zuckten, als Andrea in beweglichem Tone bat: „Hör' nicht auf ihn! sprich du, Renata. Willst du mein werden?“

„Nein.“ Schwer und einsilbig klang es durch das Gemach.

Herr Andrea erhob sich. Draußen war auch der letzte Sonnenschimmer erloschen, und im Zwielichte sah er sehr müde und greisenhaft drein. Noch eine Weile lang harrte er auf eine neue Antwort. „Es ist gut so,“ sprach er dann. „Ich erkenne nun selbst, daß ich für Renate allzu alt bin. Oft schien es mir schon früher, als drücke die Last der Jahre, die ich tragen muß, der Ehren, die mir aufgebürdet wurden, doch fast zu schwer auf meine Schultern. So wollte ich die Jugend in mein Haus führen, damit mein Herz an ihrem Widerscheine erwarme. Sie ist mir verweigert worden. So werde ich denn auch fürderhin so einsam leben, wie ich es schon gar lange tue. Aber ich kann nicht mehr Podesta von Ravenna bleiben, und meine Hand kann niemandes Haupt mehr beschützen. Es ist Zeit, daß ich mein Haus bestelle und mein Gewissen erleichtere; die Bürde, die ich so lange mitgeschleppt, bedrängt meine Seele, und ich kann sie nicht länger tragen. Ich könnte dahingehen, bevor ich ihrer entledigt wäre. Ich selbst habe niemals Uebles getan — doch habe ich dazu geholfen, daß eine

üble Tat verhohlen blieb. Diesen da" — den Dolch riß er von der Seite und warf ihn auf den Tisch, daß es klirrte, und seine Stimme schwoll an in Erregung — „muß ich denen zeigen, die es angeht, muß berichten, wo und wie ich ihn fand, damit das geschehe, was des Rechtes ist . . ."

In qualvoller Angst vernahm Fortunat das. Jener stumme Zeuge rief ihm ein längst verblaßtes Bild wieder ins Gedächtnis: ein grauenvolles, ungleiches Ringen, in dem der Schwächere Sieger geblieben war, sah er wieder, vernahm wieder ein Todesröcheln. Und entsetzt schrie er auf: „Dann muß ich sterben, Andrea! Durch das Beil sterben."

„Du sagst es."

„Erbarm' dich und schweige."

Keine Antwort kam. Man hörte nur, wie sich die zögernden Schritte Andreas der Tür zu bewegten. Ihm folgte Fortunat laut jammernd; und schon waren die beiden der Schwelle nahe, als ein lauter Ruf hinter ihnen her erklang. Renata war vorgetreten und stand nun starr, finster und todesbleich in der Mitte des Raumes. „Andrea," rief sie, und er blieb stehen. Sie aber beachtete ihn weiter nicht; nur auf ihren Vater ging sie zu und küßte ihn auf beide Wangen: „Dir soll das Leben erhalten bleiben, an dem deine Seele so sehr hängt. Ich bin dein, Andrea!"

Andrea trat wieder näher: „Glaub' mir, es soll dich auch nie gereuen!"

„Mich wird nichts gereuen, was ich jemals tue. Das merke dir, Oheim."

Der Greis näherte sein Haupt dem ihrigen: „Das Pfand der Verlobung!" bat er.

Sie lächelte verächtlich: „Seit wann begehren die Malespina Pfänder wie wuchernde Lombarden? Das ist hier nicht notwendig. Hole Dispens von Rom; ich bin dein und ich bleibe es."

So hat Herr Andrea die Hand der Tochter Fortunats gewonnen, sich zum Unsegen, dem Mädchen aber zum Fluche. Renate aber war es, als wäre mit diesem letzten, größten Opfer, das sie für ihren Vater bringen mußte, wieder die ganze, unendliche Liebe ihrer Kinderzeit, als er ihr noch in der Fremde wie der herrlichste aller Menschen erschienen war, in ihre Brust eingezogen. Sie konnte für ihn nichts mehr dahingeben, nachdem sie dieses auch getan. Und so tröstete sie ihn, als er zu weinen begann, sein Leben verfluchte und dem Oheim nachstrebte. Wie eine Mutter dem kranken Kinde zuspricht, so hielt sie es mit ihm. Sie ließ sich selbst liebkosen. Als aber dann Fortunats Geist, wie er sich denn in den jähesten Sprüngen gefiel, wieder die Vorteile dieser Verbindung rühmen wollte, da lächelte sie nur. Ihren Vater aber überkam es wie Grauen, als er dieses Zucken ihrer schmalen Lippen gewahrte.

Bis in die späteste Nacht saßen die beiden beisammen: denn es war kein Zweifel, daß der Podesta eilen würde, sein junges Weib heimzuführen, und so wollte es Renate fast scheinen, als gehöre sie nur noch diese Nacht ihrem Vater ganz an, und es bedünkte sie plötzlich das, was sie ihm zuliebe getan, doch gering neben der Last, die so lange und so wuchtig in der Pein seines Gewissens, in der ungewohnten Not auf ihn gedrückt

hatte. Das konnten nur verdoppelte Liebesbeweise, in die kürzeste Frist zusammengedrängt, wieder gutmachen. Sie zwang ihn, sich zur Ruhe zu begeben, und ließ ihm ihre Hand, die er erfaßt hatte, als wolle er sich vergewissern, daß sie ihm noch nicht verloren sei. Während sie aber über seinen Schlummer wachte, zog ein befremdliches Spukgesicht vor ihren ermattenden Sinnen auf; in langer Reihe schritt ein stattliches Geschlecht an ihr vorüber. Allesamt waren sie hochgewachsen, und ihre Zahl war schier endlos; alle sahen einander ähnlich; alle trugen aber auch denselben Zug der Schmerzen zwischen verdüsterten Brauen. Als letzte aber, hart hinter zweien Greisen, kam sie selber.

Schon mit dem nächsten Tage erschienen Handwerksleute, um das Heim der beiden in Stand zu setzen; denn was für Fortunat gut genug gewesen war, das war es nicht für den Schwiegervater des mächtigen Podesta, der sich nur aus der würdigsten Umgebung die Braut heimholen wollte. Renata ließ sie schalten nach Gefallen. Ein alter Herzenswunsch war ihr allerdings erfüllt, aber welchen Preis hatte sie dafür zahlen müssen! Es wollte ihr fast ahnen, als wären die Tage noch immer die besten ihres Lebens gewesen, die sie unter diesem verfallenden Dache verbracht. Sie wich nicht mehr von der Seite ihres Vaters; beide waren unzertrennlich. Den Tag über schwiegen sie; wenn es aber zu dunklen begann, wenn das Geklopfe und das Gehämmer ringsum verstummt war, dann sprachen sie einander gar liebevoll zu. Nur zu oft kamen dem Manne die Tränen; die Augen des Mädchens blieben immer trocken, und Fortunat hatte sich bald so sehr daran gewöhnt, von der Tochter bemitleidet

zu werden, daß er sich beinahe für den Bedauernswerteren hielt. Als aber dann die fürstlichen Brautgeschenke kamen, die Herr Andrea seiner zukünftigen Gattin zusendete, als der Greis erst wieder durch reichgeschmückte Räumlichkeiten wandeln durfte, da freute er sich, war guten Mutes und staunte, daß sein Töchterlein so wenig Freude an dem herrlichen Leben hatte, welches ihnen nun für alle Zukunft beschieden schien. Am liebsten hätte er es deshalb tüchtig ausgeschmäht; nur fehlte dazu jede Gelegenheit, weil es immer schwieg, und er begann sich fast vor ihrer Ruhe zu fürchten. Sie aber bemerkte mit innerer Angst, daß des Vaters Gedanken wechselten wie die eines Fiebernden, und daß auf die ungewohnte Freudigkeit nur zu bald der Trübsinn folgte, den sie nur zu gut von früher her kannte. Wollte ihr das vielleicht wieder ein Unheil vorbedeuten? Vielleicht gar den Verlust des einzigen, der ihr auf Erden noch wert war?

Beschwingt enteilte die Zeit. Das Brautgewand kam und wurde geprüft. Eng umschloß seine Pracht die hohe, fast überschlanke Gestalt Renates. Die dunklen Fluten ihres Haares ergossen sich aufgelöst darüber, ihre rätselvollen Augen leuchteten heller als das reichste Geschmeide. Und dennoch steckten diejenigen, die das alles gebracht, die Köpfe zusammen und raunten, als sie entlassen wurden. Auch der Dispens kam; der Verlobungsring wurde feierlich an den Finger Renates gesteckt. An demselben Tage sah Fortunat, wie die Tochter träumerisch am Herde stand und in die Gluten starrte. Plötzlich ergriff sie ein scharf geschliffenes Beil und ließ es hastig wider ihre Linke zucken; die Axt sank aber wieder, noch ehe der Angstruf des Vaters das Ohr des Mädchens er-

reichen gekonnt. Eine unsägliche Traurigkeit überschattete dabei ihr Antlitz. Nur noch wenige Tage trennten sie von der Vermählung; in ihnen hat Renata die letzten Male gebetet, und nur noch einmal in ihrem Leben hat die Tochter Fortunats eine Kirche betreten.

Das war an ihrem Hochzeitstage, und alles Volk von Ravenna war hinzugeströmt. Die Menschen drängten sich in den Straßen rings um San Francesco — denn die vornehmste Kirche der Stadt war für die Malespina wie eine Hauskapelle. Tagelöhner standen hier, welche an diesem Vormittag ihr Handwerkszeug feiern ließen; Mädchen, die neugierig waren, was für Schmuck und was für Kleider die Braut tragen werde; junge Edelleute endlich, die bei den Zuschauerinnen ihren Spaß zu finden hoffen durften. Spöttische Scherze wurden laut; man lachte über böse Reden, die das Alter des Podesta mit dem seiner Braut verglichen.

Als der Brautzug erschien, verstummten alle. Ratsherren in der Tracht ihres Amtes schritten vorauf; ihnen folgte Andrea, die Tochter Fortunats an seiner Seite. Noch kein Weib von Ravenna hat kostbareres Geschmeide getragen als sie, da sie zur Kirche ging; der Brautschleier, wie ein Nebel wallend und schimmernd, überfloß das Kleid, das die Schönheit ihres unberührten Leibes trotz der Umhüllung andeutend verriet. Ins dunkle Haar war ein einziger Rubin gebettet; sein rotes, flimmerndes Licht strahlte durch das feine Gewebe des Schleiers. Die teuersten Kleinodien, die der Schatz der Malespina verwahrte, leuchteten an ihrem weißen Halse. Aber es ist in dieser Stadt auch noch nie ein schöneres Weib zum Altare geschritten; ein Staunen

befiel die Menge und bannte ihre Zungen, als sie die Braut des Podesta ersahen, wie sie züchtig, die Wimpern gesenkt und dennoch freien Hauptes, dahinwandelte. Nur daß ihre Schönheit nicht herzerfreuend erschien; ihr Antlitz war so blaß wie das der Toten. Und als sie hart an der Kirche waren und der Zug der Festgenossen kleinere Schritte machte, da erklang mitten aus dem Volke heraus eine helle Stimme: „Nun führt der blasse Tod gar einen Arzt zur Hochzeit! Unrecht und Undank!“

Renata hatte eben die Kirchenschwelle überschreiten wollen. Nun stockte ihr der Fuß, und sie wandte das Haupt. Diese Stimme kannte sie. Hart am Eingange stand Renatus; der Gewaltige überragte alle. Sie schlug langsam das Auge auf und sandte ihm einen vollen Blick der Trauer und des Hasses. Renatus fühlte sich durchschauert, und das helle Rot seiner Wangen erblich; dann aber stieg ihm sein ungestümes Blut zu Häupten, und er fühlte, wie eine fremde Glut heiß in ihm erglomm. Es überfiel ihn wie ein Schwindel; an das Gestein des Tores mußte er sich lehnen, und es bot ihm willkommene Stütze und Kühlung, denn ein Zucken durchlief seine Glieder und lähmte ihm die Füße. Aber dieser lohe Frost hielt ihn nur kurze Zeit gefangen; dann drängte er nach, schob achtlos die beiseite, welche ihn umstanden. Er mußte sehen, wie die Ringe gewechselt wurden. Alles, alles! Wozu? Er wußte es nicht. Man hatte aber bemerkt, daß Renate nach rückwärts gesehen hatte, und ein häßliches Weib krächzte: „Eine Braut, die sich an der Kirchentür umsieht . . . das bedeutet Unheil.“ — „Hexe, du hast ja auch den Bräutigam gesehen. Da braucht man denn doch kein zauberisches Wissen und

keine Vorzeichen für eine solche Weissagung," wurde hämisch erwidert.

Langsam hatten sich die Menschen verlaufen, und Renatus blieb allein auf dem Platze. Er umkreiste ruhelos und unablässig das Haus der Malespina, und es zog ihn gewaltig hinein. Er mußte Renate zur Rede stellen. Wer hatte ihr das Recht gegeben, ihn so anzublicken? Wenn er daran dachte, dann schlossen sich ihm die Augen, als führe eine Flackersäule, deren Glanz er nicht zu ertragen vermöchte, aus dem Boden, und er glaubte wiederum ein starres und marmornes Gesicht leibhaftig vor sich zu sehen. Was hatte nicht alles in jenem Blicke gelegen! Haß, Groll, Anklage — selbst Verachtung. Nein, die nicht; das durfte nicht sein. Alle anderen Gefühle mochte sie ihm immerhin entgegenbringen, denn er konnte sie ja ehrlich zurückgeben, alle bis auf dieses eine. Dabei fühlte er, daß ihm ein Mann, an den er kaum je zuvor gedacht, plötzlich im Tiefsten widerwärtig geworden war: Herr Andrea. Immer war Renatus ein Mann der Tat und nicht des Nachsinnens gewesen; dem Augenblicke hatte er gedient, und von seinen Eingebungen allein war die Richtung bestimmt worden, die er seinem Leben gab. Um so mehr verwirrten ihn also diese flutenden Gedanken. Eine ihm unbekannte Zaghaftigkeit befiel ihn, wenn er des Augenblickes gedachte, da er ins festliche Gemach vor Renate hintreten würde, um Rechenschaft von ihr zu fordern. „Es ist, weil du ein ungeladener Gast bist," sprach er zu sich selber. Er schüttelte das Haupt; nein, das hätte ihn sonst so wenig angefochten, als es ihn jemals gekränkt hatte, daß der Arme und Elternlose trotz seines

alten Adels, der allein dem der Malespina nachstand, viele Genossen und nicht einen Freund hatte. Warum kam es ihm nur so plötzlich, daß er vereinsamt war? Hatte ihn das je zuvor bekümmert? Fürchtete er vielleicht, noch einmal dem Aufschlag jener Augen zu begegnen? Als wollte er sich ermutigen, so zog er seinen langen spanischen Raufdegen halb und stieß ihn mit Macht wieder in die Scheide. Sein Geklirre ergötzte ihn. Und schließlich — wann hatte sich denn Renatus Spada zuvor vor Frauenaugen gefürchtet?

Im Palaste der Malespina war an jenem Tage ein solcher Andrang von Gästen, daß man ihn gar nicht beachtete, als er eintrat. Ein fürstliches Mahl war angerichtet; an der langen Tafel aber saß nur ein junges Gesicht. In geschliffenen Pokalen aus Venedig leuchteten die kostbarsten Weine, welche die Inseln Griechenlands, welche Süditalien und Spanien jemals erzeugt. Die verdrossenen Mienen der Gäste wurden dennoch bei ihrem würzigen Arom, beim Wohlgeschmack der allerteuersten Speisen nicht heller. Scharfgespitzte Wortspiele flatterten auf; höhnische Scherzworte tauschte der Nachbar mit den Nachbarn. Eine innere Unruhe trieb Renatus hinter den Stühlen um, und so erlauschte er eines und das andere. Er lachte sonst gern, heute konnte er's nicht; denn ihm war, als läge ein dumpfer, schwüler Hauch, die Brust beklemmend, über allem, und dann hatte er nur für eine Augen: für Renate.

Zwischen Vater und Oheim saß das junge Weib stolz und ruhig. Für ihre Gäste hatte sie keinen Blick; wenn sich einer erhob, sein Glas auf ihr Wohl zu brin-

gen, dann neigte sich ihr feiner Hals dankend. Auch ihres Gatten achtete sie gar nicht. In der einen Hand hielt sie den Brautfächer, ihre Rechte aber lag in der Hand ihres Vaters. Unter den schattenden Wimpern hervor lugte sie oft und besorgt nach dem Greisenantlitz, auf dem die Farben heute kamen und gingen wie noch nie. Es schien ihr, als verzehre eine wahnwitzige Unruhe Fortunat; er trank mehr als billig, und häufig bewegte sich sein Mund, als wolle er sprechen und fände die Worte nicht. Nur seine Hand — sie glühte — erwiderte mit aller Kraft den Druck, den ihm die seiner Tochter gab.

Im Saale wurde es lauter und lauter. Der Wein übte seine Macht. Offen und ohne jede Rücksicht tauschten die Ratsherren von Ravenna Wort und Antwort, so wenig diese auch für die Ohren ihres Oberhauptes oder gar der Jungvermählten geeignet sein mochten. Plötzlich sprang Renata auf; sie hatte ein krampfhaftes Zusammenfahren ihres Nachbars empfunden, mit lähmendem Entsetzen bemerkt, daß in der ihrigen eine kalte und starre Hand lag. Das Haupt Fortunats war müde vornüber gesunken; sie sah ihrem Vater ins Angesicht, begegnete verglasten Augen, und auf halboffenen bleichen Lippen schien ein letzter Angstruf festgebannt. Ein furchtbares Erschrecken beklemmte ihr das Herz; sie taumelte. Ein starker Arm umfing sie; und während so das Haupt Renates für kürzeste Weile an der Brust des Renatus ruhte, war es dem Jüngling, als wäre die ganze Welt in einem Flammenmeere versunken, das in seine tiefste Seele versengend hinüberschlug. Bald stand sie wieder auf starken Füßen; die Stimme erhob

sie — sie bebte noch — ein Blick wie vor der Kirche flog nach rückwärts, und diese Worte klangen laut und hallend durch den Raum: „Verzeiht, ihr Herren! wir bedürfen keiner Gäste mehr, Herr Fortunat ist gestorben.“

Die Trunkenen sahen auf. Sie erblickten den regungslosen Fortunat, Herrn Andrea, der sich um den Schwiegervater bemühte. Im Augenblicke zerstoben sie ohne allen Gruß und Dank. Ein Getümmel erhob sich. Dann tiefstes Schweigen. Kerzenlicht überströmte hell einen leeren Saal. Renatus allein war geblieben. Er hob den Toten auf, und mit starken Armen und leichten Trittes trug er die schaurige Last durch ein Gewirre umgestürzter Stühle. Vor ihm her ging Renate; die nächste Türe stieß sie auf, und man sah ein einsames, reich geschmücktes Brautlager, das nur eine Ampel mit ungewissem Lichte umflimmerte. Hier versagten ihr die Füße; sie brach am Ende des Bettes zusammen. Ohne zu fragen, legte Renatus seine Bürde darauf nieder. Ein leichter Luftzug von der Tür her ließ die Ampel flackern; sie war allein mit ihrem Toten.

Nicht lediglich Trauer war es, was die Seele der letzten Malespina so heftig bewegte, während sie das schmerzverklärte Antlitz neben ein stummes Haupt bettete, um dann wieder ihre heißen Lippen auf eine kalte, welke, müde Hand zu pressen. Eine ungeheure Einsamkeit umfing sie; die Lücke, die dieses Sterben in ihre Seele gerissen hatte, die konnte niemand mehr ausfüllen. Und dann fiel ihr die Fruchtlosigkeit ihres Wollens und ihres Strebens schwer aufs Herz. Ihr ganzes Leben hatte diesem Toten gegolten; ihr ganzes Sein und Sinnen war ihm unlösbar verpfändet ge-

wesen. Für ihn hatte sie alles dahingegeben: ihre Vergangenheit, nun auch ihre Zukunft. Sie, deren Lippen zuvor noch nie von einer Lüge befleckt worden waren, hatte kaum erst einen Meineid geschworen — seinetwillen. Der Himmel aber hatte ihre Opfer angenommen ohne jeglichen Lohn. Was dem liebsten Menschen hätte frommen sollen, das war dem Verhaßtesten zugute gekommen. Zugute? Nein, nichts, was an ihr lag, sollte Andrea Malespina jemals zugute kommen dürfen.

Sie fühlte ihre Hand berührt. Im brütenden Schmerze hatte sie nicht bemerkt, wie sich Herr Andrea still über ihren Vater gebeugt hatte. Nun erkannte er das Zwecklose jedes Hilfeversuches; mit gedämpfter Stimme, wie man in der Gegenwart Abgeschiedener zu sprechen pflegt, begann er: „Stehe auf, Renata! Dir bleibt noch Zeit zur Trauer. Ihm war der Tod eine Erlösung — du aber gedenke der Lebenden. Deinen Vater wirst du bestatten — ich aber will dir Vater sein wie Gatte."

Beim ersten Laut der verhaßten Stimme erblich der Schimmer ihrer Augen. Sie riß ihre Hand gewaltsam los und erhob sich langsam vom Boden; wie ein Marmorbild war sie anzuschauen. Dumpf und tonlos klang ihre Antwort: „Du?"

„Ich, denn ich liebe dich, Renate, wie ich's nie geahnt hätte."

Sie hatte allmählich ihre Besinnung wiedergefunden; denn noch ganz wirr war sie von seinem ersten Anruf getroffen worden, und nur ihr immerwacher Abscheu vor ihm hatte ihr eine Antwort erpreßt. Nun wich sie langsam zurück; auf die andere Seite des Bettes

trat sie, so, daß der Tote scheidend zwischen ihnen lag. Sie strich das Haar aus der Stirn, und wiederum — und schon klang der Hohn im Tonfall ihrer Worte — fragte sie: „Du liebst mich also, du?"

Andrea wollte ihr nachfolgen. Sie aber erhob den Finger, und diese Gebärde war so stolz und gebietend, daß er gebannt blieb und nur ängstlich wartete, bis sein Weib wieder zu reden beginnen werde. Ihm bangte, allein mit dem Toten und allein mit dieser Frau, die ihn nun fast schreckhafter bedünkte als der Tod selbst. Geraume Weile standen sie einander so gegenüber. Der Blick der Tochter Fortunats ruhte fest auf dem Antlitze des Podesta; er trieb dem Arzte das Blut in die Wangen, er zwang ihn, mit den Augen den Estrich zu suchen und seine Fliesen zu zählen, damit dieses unheimliche Beisammensein nur rascher vorübergehe. Es wurde ihm doch endlich unerträglich; er wollte der Tür zu: „Du bist allzu erregt. Ein andermal, Renata!"

„Verweile doch, Herr," klang es zurück. „Also du liebst mich?" hub sie wieder an, „ei, so sag', warum?"

„Es ist jetzt wohl nicht an der Zeit zu derlei," entgegnete er beklommen.

„Und doch, vorhin schien es dir an der Zeit, Herr! Und glaubst du nicht auch, was gesagt werden muß, das soll nicht verschoben werden? Du bist alt, meinst du noch so viele Zeit zur Aussprache zu haben? Gedenke doch Fortunats."

Ihre Stimme brach wiederum, und wieder milderte ein Flor den Glanz ihrer Augen. Tief innerlich war das, was sie erschütterte, und sie war sich dennoch durch ihr Leid hindurch bewußt, daß sie ihren Oheim in diesen

Augenblicken bespähe und belauere. Wo war ihr nur die Ruhe dazu hergekommen, die Kraft? Sie sah auf die Leiche ihres Vaters nieder und wußte es: Vergeltung für diesen da mußte sie erlangen, und die einzige Pflicht, die ihr noch oblag, war Rache . . .

Auch Andrea fühlte, wie sie ihn beobachtete. Mag sein, daß ihn gerade das reizte; vielleicht kochte das heiße Blut seines Stammes darum desto gewaltiger in ihm auf, weil er es durch Jahre niedergezwungen hatte, nun aber ahnte, wie ihm das Weib entschlüpfen wollte, das sein war, das er mit List, durch Lügen, durch Zwang gewonnen hatte. „Weil du schön bist, Renata," brach er los. „Schöner als alles, was ich je geschaut. Weil ich deiner begehre, heißer, als ich je etwas begehrt habe. Weil ich um dich gäbe, was mir von Kindesbeinen auf wert war."

„Also weil ich schön bin, gelüstet es dich nach mir?" Langsam, jeden Buchstaben betonend, sprach Renata. „Nun sag' aber — du bist es nicht; warum also sollte ich dich lieben?"

Herr Andrea empfand das Peinliche dieser Frage sehr wohl. Er wollte wiederum abbrechen; aber noch einmal erklang ihm Renates: „Nun sag's!" so befehlend, daß er sich dem Banne ihrer Worte nicht entziehen konnte. Und stammelnd brachte er hervor: „Weiß ich es? Läßt sich das bestimmen? Begehre ich eine gleiche Liebe, wie die mich bezwingt? Nur leiden sollst du, daß ich dich im Herzen trage; mir nur einen Teil dessen geben, was diesem Toten gilt, und zwei Selige mehr wandeln auf dieser Erde. Vielleicht bring mir Dank: was du willst . . ."

„Dank? und wofür?" Ein grausames Lächeln flog um den Mund der Tochter Fortunats. „Für deine Wohltaten? Aber die Hunde, welche das Haus der Malespina bewachen, leben besser, als das Haupt des Stammes und seine Tochter gelebt. Ich schulde dir Vergeltung — du sollst sie haben. Für jede Furche, die deine Hand in die Stirn dieses Toten eingrub — und es sind ihrer so viele und so tiefe, daß sie selbst der Tod nicht zu glätten vermochte — für jeden Bettelgang, den ich gehen mußte. Auch dafür, daß du mich vor dem bewahrt hast, was jener Mann, der selbst die Hölle durchwandert, das größte Leid nennt. Ich danke es dir, daß ich nicht eine selige Stunde weiß, deren Erinnerung mich nunmehr die ganze Tiefe meines Elendes ermessen lassen könnte. Und sei gewiß — ich werde dir's vergelten."

Ihre Worte trafen wie schwere Schläge das Haupt des Mannes. Er wankte unter ihrer Wucht. „Renata!" so flehentlich war ihr Name noch nie von Menschenlippen genannt worden. Sie aber hatte ihr Herz verstockt, und ohne Erbarmen fuhr sie fort:

„Denke wohl daran, was ich dir sagte, als du kamst, um mich zu werben. Mich wird nimmer gereuen, was ich tat und tue. Denke du daran, daß dich jener Gang niemals gereue. Hüte dich, Andrea! Du hast mich überlistet und betrogen; du, der Arzt, mußtest die Zeichen in Fortunats Wesen ausdeuten können, die sein nahes Ende verkündeten, du mußtest wissen, daß ich für Stunden Jahre dahingab. Du aber wirst sie mit mir teilen; nun wahre dich, Andrea!"

„Dann habe ich den Jammer in mein Haus geführt." Er sprach es gebrochen und demütig. „Und

dennoch trug ich dich in der Seele und wollte nicht, daß die Malespina erlöschen wie ein Licht. Du bist streng und unbarmherzig — wer weiß, ob nicht die Zeit kommt, Renata, da auch du der Gnade bedarfst, die du mir verweigerst."

Sie zuckte die Achseln. „Ich will nicht Gnade, nicht Mitleid. Niemandes. Höre wohl, niemandes, auch nicht Gottes. Und das Geschlecht? Fluch- und greuelvoll, Gott und den Menschen verhaßt war es von seinem Anbeginn; es ist Zeit, daß diese Erde davon befreit werde. Sollte es aus meinem Schoße neues Leben gewinnen, mit diesen Händen würde ich es erwürgen."

Er ächzte schwer: „Und dein Eid, Renata?"

„Sieh her." Mit starken Griffen riß sie sich den Schleier vom Haupte, daß sie ihr schwarzes Haar von allen Seiten fessellos umflatterte, und trat auf das Gewebe; den Ring streifte sie vom Finger und schleuderte ihn fort. Gespenstisch nachhallend klang das helle Rollen des Metalls durch das Gemach. „Da liegt der Eid. Ein Meineid war es; du hast mich dazu gezwungen, und auf deiner Seele soll er lasten. Und berühre mich nie! Der Tag, an dem du es versuchen würdest, sähe einen neuen, unerhörten Frevel: noch hat mindestens keine Malespina ihren Gatten ermordet. Und nun geh: was gesagt sein mußte, weißt du. Diesen da hast du getötet, mich um das Heil der Seele gebracht, du trefflicher Arzt. Nun laß uns allein. Nun geh, Andrea!"

Sie war wiederum am Bette, auf dem ihr Vater lag, in die Kniee gesunken; aber sie wußte dennoch, daß sie allein sei. Ein leises Knirschen der zaghaft bewegten Türangeln traf ihr Ohr. Die Tochter Fortunats preßte

ihre heiße Stirn wider die Kissen, legte sie an das eisige Haupt des Vaters. Herrn Andrea, der ruhelos und auf entblößten Füßen die Wache vor der Pforte hielt, wollte es scheinen, als würden leise geflüsterte Worte voll aufschluchzender Zärtlichkeit geraunt. Als aber der nächste Morgen anbrach, da fand er die junge Herrin dieses Hauses noch immer auf den Knieen. Gram, der nicht schlummert noch Tränen kennt, lag festgebannt auf ihrem Angesicht. Wer sie an jenem Tage erschaut hat, der konnte ihren Anblick nimmermehr vergessen, den hat es durchschauert, als wäre ihm einer begegnet, den dunkle Zaubersprüche aus dem Grabe gerufen: denn ihr Gewand war bräutlich und ihr Geschmeide kostbar — aber die graue Sorge selbst kann nicht trostloser und die Herzen durchfröstelnder dreinschauen als die Tochter Fortunats, da sie kaum vermählt war.

Das aber, was ihr oblag, vollzog sie. Eine feste Hand führte fortab die Schlüssel im Hause der Malespina. Ihre Gemächer hatte sie fern vom Gatten gewählt; und sie duldete es, daß Andrea das Beste aufbot, um diese Räume zu zieren. So lange der Podesta lebte, hat sie ihr neues Heim nicht mehr verlassen; nicht einmal damals, als man ihren Vater zu seiner letzten Ruhe forttrug. Tag für Tag schmückte sie sich, bis sie selbst mit ihrer Schönheit zufrieden war und ihrem Spiegelbilde zunicken durfte. Kam dann die Stunde, in der die männliche Jugend Ravennas zu lustwandeln pflegt, dann setzte sie sich in ein Fenster und ließ sich von denen anstaunen, die sich unten ergingen. Und der Ruf ihrer unendlichen Schönheit schwoll mehr und mehr

an; er erfüllte die ganze Stadt, und alle Welt pries ihre stille Anmut, ihre Tugenden und die Seligkeit Herrn Andreas, dem sie zu eigen geworden war.

Auch erfuhr niemand, was der Podesta litt. Das Elend im Hause der Malespina war ein tiefes Geheimnis, welches Fremde nicht einmal ahnen durften. Renata begegnete wohl allen Bewerbern, welche ihr nahten, freundlich; aber keiner durfte sich einer Bevorzugung rühmen; dem Salamander gleich schritt die Tochter Fortunats ungesengt und unversehrt durch die Gluten, welche sie ringsum entzündet hatte. Dennoch verzehrte die heißeste Eifersucht ihren Gatten, wenn er sah, wie sich die gesamte adelige Jugend von Ravenna um ihre Gunst bemühte; er wagte aber nicht, ihr das zu zeigen, und wußte auch gar wohl, daß in dieser Stadt kaum ein Mann lebe, der ihr gefährlich werden konnte. Ihm war nur vor Renatus bange; der mochte dieser Seele gefallen in der Kraft und Schönheit seines Leibes, der Gewalttätigkeit und Heftigkeit seines Tuns und Trachtens. So durchlebte Herr Andrea unendliche Qual und büßte ab, was er verschuldet. Oftmals, wenn sie ihm so recht nahe saß, daß er den Duft ihrer Haare atmen, die feinen und doch kraftvollen Hände sehen mußte, die ihr so still und leidenschaftslos im Schoße ruhten, wenn er vernahm, wie sich ihre Brust im Atmen hob, erfaßte wahnwitziges Begehren den Unseligen. Dann deuchte ihm süß, von dieser Hand zu sterben, und es müsse mit dem Tode nicht zu teuer bezahlt sein, diesen schlanken Leib einmal umfangen zu dürfen. Sobald aber Renata das Auge aufschlug, sank ihm der Mut, und er ertrug schweigend weiter, was unablässig an seinem Le-

ben fraß. Denn nichts reibt die Kraft eines Menschen so rasch auf, als stetes Taumeln zwischen dem Versuche zu entsagen und neu aufflammender Sehnsucht.

So verfiel denn Herr Andrea zusehends. Die Tochter Fortunats bemerkte das nicht; sie beachtete nicht einmal, daß sich allgemach eine Wandlung in der Gesinnung ihres Gatten ihr gegenüber vollzogen hatte. An seinem eigenen Kummer, an der Unversöhnlichkeit, mit der sie, die doch — er wußte es — zu lieben vermochte, ihm begegnete, erkannte er, wie sehr er sich an ihr versündigt. Die kurze Spanne Zeit, die ihm noch beschieden sein konnte, wollte er ausnutzen, einen Teil seiner Schuld zu sühnen und ihre Zukunft zu sichern. Er war ja ihr einziger Beschirmer; er wußte, daß man sein Haus hasse, und er mußte fürchten, daß dieser Groll nach seinem Tode nicht Halt vor ihrem unbeschützten Haupte machen werde. Sein schweres Herz ließ ihn alle Schrecknisse ahnen und durchleben, welche sie bedrohen konnten. Er wollte sie beschwören, Ravenna sofort nach seinem Ableben den Rücken zu kehren, und sammelte so viel Gold und Edelsteine an, als er nur konnte, damit sie auch in fremden Landen nicht mittellos sei. Er sprach ihr davon. Sie aber sah ihn nur stumm an und kehrte sich ab. Und diese Verachtung traf ihn am tiefsten; nicht einmal Hilfe und Rettung wollte sie also aus seiner Hand empfangen! Dennoch ließ er nicht von ihr; er suchte sogar sich und ihr Freunde zu erwerben. Sein Leben lang hatte er nicht daran gedacht, und so war es freilich ein nutzloses Beginnen.

Als er aber endlich seinem Herzeleid erlegen war, da schritt kein Malespina hinter dem Sarge. Sein

Weib lag an jenem Tage krank zu Bette; mindestens mußten die Diener so erzählen. Damals aber sprach man auch zum erstenmal in Ravenna darüber, wie es wohl komme, daß sie keine Kirche betreten könne, und was es zu bedeuten habe, daß in Renates Gemächern — alle wußten darum, obgleich niemand sagen konnte, wie das ruchbar geworden sei — das Bildnis des gekreuzigten Heilands fehle.

Renata hielt die Trauer allen Gebräuchen gemäß. Anfangs erfüllte sie die Erkenntnis, daß Herr Andrea recht eigentlich an ihr gestorben sei, mit stiller Freude und Genugtuung. Auch das verschwand, und ein dumpfes Gefühl tödlicher Verödung lebte fortab in ihr. Sie besaß nichts mehr, was den Menschen sonst wert ist; ein Grau umzog ihr die ganze Welt. So beschloß sie denn, sich wieder in jenes Häuschen zu flüchten, wo sie so lang einsam und elend gewesen war, aber dennoch glücklicher als nun, da ihr selbst der stählende Opfermut von ehedem verloren gegangen. Sie wollte die Menschen fliehen, die ihr nur desto verächtlicher geworden waren, seitdem sie die fürstlich reiche Witwe umwarben. Sie fühlte sich so müde und ersehnte nichts als Schlaf. Ihre ganze Dienerschaft entließ sie, bis auf wenige, die, in Waffen geübt, ihrem Schutz dienen sollten, denn die Zeiten waren rauh und das Haus abgelegen. Sie umgab sich mit königlichem Prunk und hatte keine Lust daran; sie schmückte sich und wußte nicht für wen. Die liebste Gesellschaft waren ihr die Bücher; besonders in der Chronik der Malespina forschte sie unablässig, bis sie jede Bluttat, die darin verzeichnet war, genau ihrem Gedächtnisse eingeprägt, bis sie alle kannte,

die durch die Hand ihrer Anverwandten oder im Kampfe der Parteien als Opfer des siegreichen Hasses durch das Beil gefallen waren. Diese Schatten umringten sie und waren ihr die einzigen Genossen; der finstere Glaube, daß ihr Geschlecht verflucht sei, erstarkte mehr und mehr. So schwand ihr jede Kraft des Hoffens; denn als die Erbin dieser Unseligen betrachtete sie sich. Ihr Leben hatte sie in vergangene Jahrhunderte zurückgeführt; aber nicht ein Faden leitete in die Zukunft über. Auch im Dante liebte sie zu lesen wie einst, zumeist bei Nacht und mit lauter Stimme, der Tage eingedenk, da ihr Vater sie zuerst in den Geist des Gewaltigen eingeführt hatte. Ihre Diener aber horchten staunend, zu welcher Fülle die Stimme der Herrin anschwellen konnte. Schwer und wuchtig zog dann der melodische Fall der Terzinen durch das Dunkel, und sie erklangen den Lauschern oft wie geheimnisschwangere Zaubersprüche. Oftmals schauderte es ihnen auch, wenn die Tochter Fortunats mit jemandem zu sprechen schien, ihn feierlich anredete, während doch kein Sterblicher ihr Gemach betreten. Dann hatte eben ihre erhitzte Einbildungskraft sich all die Gestalten des Sehers leibhaft vergegenwärtigt. Sogar darüber sann sie gern nach, welcher der Höllenkreise einmal ihr Aufenthalt für alle Ewigkeiten sein werde; nur auf jener Wiese, auf der die Schatten derer, die ruhm- und tatenlos gelebt haben, umgetrieben und durch ekles Geschmeiß gepeinigt werden, wollte die Stolze ihren letzten Aufenthalt nicht finden . . .

Um Ruhe zu suchen, hatte sie Ravenna verlassen; sie zu finden war ihr aber nicht bestimmt. Zu groß

war der Lohn, der dem winkte, den die Tochter Fortunats erkor. So kam denn Werber um Werber. Es freite Herr Giovanni Testa, das neue Oberhaupt von Ravenna, mit Schmeicheleien und dann wieder mit dunklen Drohungen; Giuliano, sein Sohn, versuchte sein Glück mit kostbarem Geschmeide; viele verschwendeten ihre ganze Habe um ihretwillen, und mancher Gewerbsmann von Ravenna hatte damals durch sie gute Tage. Sie aber nahm alles gelassen hin, wie eine marmorne Göttin die Opfer. Alle, die um Liebe bettelten, erschienen ihr verächtlich; als Gebieter mußte ihrem Glauben nach der rechte Mann dem Weibe entgegentreten. Wenn sich schmachtende Freier mit Gesang und Lautenspiel vor ihrem Haus hören ließen, dann ließ Renata wohl die gewaltigen Hunde los: hüben erklang dann lautes Gebell, drüben süße Musik — ein mißtöniger Chorus.

Auch sonst geschah es, daß alle unerwartet verstummten. Dann wurde eine helle spöttische Stimme laut, dann schalt ein dreister Junge die weibischen Gesellen, dann kam der einzige, der nie bettelte, weil er es nicht konnte und weil es ihm unwürdig erschien, der nie Geschenke brachte — denn er selber besaß nichts. Er war nie zu Gast bei der Witwe des Podesta; aber wenn er sie sah, dann loderten begehrliche Flammen in seinen Blicken, und es schien ihr, als ob jede Bewegung sie fordere. Wenn er ihr stattlich von Gliedern und schön von Angesicht vorüberschritt, glaubte sie oft, sie empfinde wiederum den Druck seines starken Armes um ihre Hüfte, wie an jenem Tage, an dem ihr Haupt für kurze Weile an seiner Brust eine Ruhestätte gefunden hatte. Sie glaubte, es sei ihr alter Haß, wenn sie das Bild

des Mannes überall hin, selbst in ihre Träume verfolgte; wenn sie sich freute, so oft die anderen von ihm sprachen. Sie schalten ihn doch immer und nannten ihn einen Bettler. Sonst zergliederte sich Renata jedes Gefühl; aber sie getraute sich nicht, den Gründen nachzuspüren, warum es ihr Freude machte, daß er über alle herrschte, obzwar sie ihn haßten; und gerade darum war ihr Renatus vielleicht desto wichtiger. So belog sie sich selbst, und Renatus wich ihr aus. Aber er empfand dennoch, als könne ihr kein anderer von allen Ravennaten gefallen. Seiner selbst aber unwürdig wäre es ihm erschienen, alles einem Weibe zu verdanken, und er strebte darum fort aus der Heimat. Denn die Stadt verödete in jener Zeit, ihre Betriebsamkeit verschwand, die Kaufherren verarmten; selbst die Ratsmänner der Königin der Adria empfanden die Ungunst der Tage. Dafür hatte man aber von neuen Ländern erfahren; sie waren dem Beherrscher von Spanien untertan und dort gelegen, wo die Sonne untergeht. Ein Genuese hatte den Zugang zu ihnen gefunden; man rühmte sie wie ein neues Dorado, in dem ein kühner und wagemutiger Mann selbst Königreiche mit starker Faust erstreiten könne. Warum sollte das nicht auch Renatus beschieden sein? Warum sollte er nicht ein Goldland erobern, um dann heimzukehren und Fortunats Tochter zum Weibe zu gewinnen? Ein abenteuerliches Unternehmen — aber gerade das zog ihn an. War nicht alles besser als dies müßige Leben, das hier seine Jugendkraft verzehrte? Und wenn er fiel, dann fiel er dort mindestens mit Ehren.

Sein Verhängnis wollte es anders. Eines Tages

saß er in einer schlechten Kneipe, etliche Gesellen um ihn. Keiner darunter war ihm lieb, mancher leidig. Er hatte aber gerade ein Verlangen nach Gesellschaft, und die anderen trieben es ganz toll. Als sie alle betrunken waren, begann man von diesem und jenem zu sprechen. Niemand weiß, wer zuerst den Namen der Tochter Fortunats genannt hat; nur daß man gerade damals ihrer oft gedachte, denn Herr Giovanni Testa hatte sie kurz vorher in feierlicher Tracht aufgesucht, und es war kein Rätsel geblieben, was den Alten seither so verstimmte. Man spottete der verliebten Greise, von denen doch keiner Renate dem andern gönnen würde. Renatus war verstummt, seitdem der Name des Weibes zuerst genannt worden war, und nestelte nur unablässig an seinem Wehrgehenk. Wie es oft geschieht, machte ihn die allgemeine Lustbarkeit nur noch ernster; und an der Qual, die es ihm bereitete, sie hier genannt zu sehen, wurde er sich erst recht bewußt, wie teuer sie ihm sei. Niemand beachtete aber seine Uebellaune; Giuliano Testa war am lautesten und verhöhnte seinen Vater am meisten. Anfangs lachten sie, dann wurde auch dieser Spaß schal. Sie hänselten einander also, und endlich, nachdem jeder sein Teil bekommen hatte, kam auch Renatus daran. Gegen seine Gewohnheit erwiderte er mit keinem Worte; wären sie aber nicht ganz von Sinnen gewesen, so hätten sie doch bemerkt, wie ein Zorn in ihm aufstieg, den er kaum mehr bemeistern konnte; denn er war jähzornig und hatte an jenem Abend seinen trüben Gedanken über Gebühr mit hitzigem Rotwein zugesetzt. Dann fingen sie an, gar hämisch den unantastbaren Ruf der Tochter Fortunats zu zerpflücken, und meinten, die

Bäume hinter ihrem Hause wüßten wohl viel zu erzählen, und die Knechte munkelten nicht umsonst von Zwiegesprächen mit einem, den man nicht kommen, nicht gehen sähe. Da brach Renatus los: „Hunde, die ihr nicht wert seid, den Namen der Reinen auch nur zu nennen!“ — „Bettler, der du dich in ein warmes Nest setzen möchtest, und dem es freilich gleich sein muß, wer schon früher darin saß,“ gab ihm Giuliano Testa zurück, der an diesem Tage zu seinem Unglück das erste und das letzte Mal in seinem Leben einem Starken gegenüber Mut hatte.

Kaum daß er's gesprochen, wollten sich die anderen schützend zwischen ihn und Renatus werfen. Es war zu spät. Der Wütende tat einen Satz und stand Giuliano gegenüber. „Zieh,“ rief er, und seine Klinge war blank. In kopflosem Entsetzen rannten alle nach Hilfe, denn sie kannten die furchtbare Kraft Renatus' und scheuten seinen jähen Zorn. Fliehend hörten sie noch, wie Renatus noch lauter rief: „Zieh, Verdammter, oder bitte ab.“ Ob nun dem Giuliano die Stimme vor Angst versagte, ob ihn sein Trotz hinderte, ob ihm der Rasende auch nicht mehr zu einem einzigen Worte Zeit ließ, dies verschlägt nichts; als sie aber eine gute Weile später zurückkehrten, mit ihnen handfeste Männer und der Podesta selbst, da fanden sie Herrn Giulano erschlagen, sein Schwert noch in der Scheide — Renatus aber verschwunden.

Dieser hatte sich ohne Eile entfernt. Gerecht und billig schien ihm, was er getan, und beseelte ihn mit neuer Freude. Nun glaubte er, ein bestimmtes Anrecht an Renate zu haben, nachdem er ihre Ehre verteidigt

und selbst Blut darum vergossen hatte. Er wußte wohl, daß sein Leben verloren sei, wenn man ihn finge. Aber es blieb ihm immerhin noch genug Zeit zum Entrinnen, denn Classis war nahe und er wollte nur noch zuvor Renate beschwören, mit ihm zu entfliehen, mit ihm und auf glücklicherem Boden ein neues Leben zu beginnen. Sie mußte ihm hold sein; eine klare Stimme in ihm verkündete es. Doch als er endlich vor ihr stand — sie wohnte nicht weit von jener Schenke — da hörte sie ihn stumm und ernsthaft an. Mit glühender Beredsamkeit hatte er begonnen — dieser Kälte gegenüber aber schwand sein Selbstvertrauen, brannte sein Feuer nieder. Und dennoch war Renata nicht so kühl, als sie ihm schien; aber sie kämpfte noch mit sich. Sie lähmte die Ueberraschung — denn sie war in der Einsamkeit langsam von Entschlüssen und Gedanken geworden — auch saß der Glaube an ihre Glücklosigkeit zu tief in ihrer Seele, als daß sie einer Hoffnung leichten Zugang gestattet hätte. Und als Renatus sie im letzten Aufflammen der Leidenschaft an sich reißen wollte, da stieß sie ihn vor die Brust, daß es dröhnte: „Toller, flieh! Wer aber sagte dir, daß ich dir folgen will?"

Seine starken Arme sanken: „Du liebst mich nicht, Renata?"

„Nein! Nicht einmal dem Henker entzöge ich dich." Sie hatte stärker gesprochen, als sie gewollt, und das gereute sie, als sie den Ton seiner Abschiedsworte, sein trauriges: „Leb' wohl denn, Renata," vernahm. Sie mußte ihm nachsehen. Er wandte sich nicht nach Classis, wo das Meer, die Flucht, die Freiheit lagen. Mit unsicheren Schritten zog er der Stadt zu.

In tiefer Betäubung war Renatus geschieden. Seit jenem Kirchgange liebte er die Stolze, und ihm selbst unbewußt war diese Liebe mit seinem Tiefsten verwachsen. Zum erstenmal hatte er heute Worte, von ihr unmittelbar an ihn gerichtet, vernommen; voll und traurig, wie der Ton von Totenglocken, schwangen sie ihm nach. Der Wahn, sie werde mit ihm ins Elend gehen, schien ihm so töricht, daß er, der eigenen Torheit lachend, sich freiwillig den Händen der Häscher übergab. Niemand aber in ganz Ravenna, außer dem Podesta, wollte seinen Tod; zumal die Weiber der Stadt baten bei Vätern und Gatten für ihn. Da ersann Herr Testa, damit ihm seine Rache doch nicht entgehe, einen listigen Anschlag: der Henker von Ravenna war nämlich schon hoch bei Jahren und hatte keinen Sohn, der ihm im Amte nachfolgen konnte. So ging Herr Testa eines Abends zu Renatus und ließ ihm die Wahl, ob er geblendet oder Freimann von Ravenna werden wolle; dies habe der Rat in seinem Handel beschlossen. Renatus schlug ein. Er wollte nicht als Krüppel leben, und wie es bei ungestümen Menschen nicht selten ist, hatte diese letzte, bitterste Enttäuschung einen grimmigen Haß gegen alle Welt in ihm erweckt. Allen wollte er es vergelten, was ihm die eine angetan. Auch wußte er, daß ihm Renata trotz alledem hold gewesen war; sie sollte mit Scham erkennen, wozu ihre Härte Renatus Spada getrieben hatte. Bald erfüllten Henkerstolz — denn er sah die Stärksten schwach — und die tiefste Verachtung derer, die vor ihm zitterten, seine ganze Seele. Und die Ravennaten haben nie so sehr vor dem Richtschwert geschaudert als damals, da es die unbarmherzige und

furchtbare Hand Renatus Spadas über ihren Häuptern schwang.

Selbst diese Nachricht brachte der Tochter Fortunats eine gewisse Befriedigung. Der Fluch, dem jeder verfiel, der mit den Malespina in Berührung kam, hatte sich also wieder einmal bewährt. Aber sie war von jenem Tage an ganz gemieden; kein Werber pochte mehr an ihre Tür. Das berührte sie nicht; sie war des Sonnenlichtes wie des Lebens müde und hatte doch keines von beiden je gekannt.

Dabei aber war eines verwunderlich: an demselben Tage, an dem der Mund des Renatus für den Kreis seiner Genossen für immer verstummt war, wurde jenes Schmähwort wieder laut, das der Knabe oft dem Mädchen nachgerufen, wenn es scheu und bang durch die Straßen Ravennas gehuscht war. Aber nicht nur Buben schalten nunmehr die Tochter Fortunats so, sondern man kannte gar keinen anderen Namen mehr für sie als: „Die Hexe". Und die alten Weiber von Ravenna wußten auch bald, worin ihre Zauberkraft liege. Sie war schön — gewiß; aber daneben besaß sie doch noch zweierlei, wie man nichts Aehnliches zu kennen glaubte: das war ihr Auge und ihre Stimme. Darin mußte ihre Gewalt liegen. Denn Renatus war ihr verfallen gewesen, hatte sich an sie herangedrängt von dem Augenblick, in dem sie ihn auf ihrem Wege zum Altar so recht und voll angesehn hatte. Die entlaufenen Knechte berichteten, ihre Stimme klinge so dunkel und trauervoll, daß jedem Hörer das Herz darüber in Mitleid schwellen müsse. Sie hielt zu Nacht geheime Zwiegespräche — mit wem, wenn nicht mit dem Bösen? Warum hatte sie seit ihrer

Hochzeit keine Kirche betreten? Wer hatte in ihren Gemächern jemals ein Kreuz bemerkt, oder sonst ein Sinnbild des christlichen Glaubens unter dem Schmucke, den sie an ihrem Leibe zu tragen pflegte? Nicht umsonst verarmte Ravenna; nicht umsonst war erst ganz vor kurzem von der Kanzel herab jene Bulle wieder verkündet worden, welche Papst Innocenz VIII. gegen die Dämonen und ihre menschlichen Helfer gerichtet hat.

Herr Giovanni Testa sammelte jedes Wort der Anklage, das in irgend einem Winkelchen der Stadt aufflog. Jeden dunklen Vorwurf, jede geheime Sage zeichnete er auf und sah vergnügt den Tag näher und näher schreiten, der ihm Vergeltung für den Tod seines Sohnes wie für die Abweisung seiner eigenen Werbung, zugleich aber auch Befriedigung der beiden Leidenschaften brächte, die im Menschenherzen zuletzt erlöschen: des Stolzes, denn so lange eine Malespina lebte, war sein Geschlecht doch nur das zweite in der Stadt; des Geizes, weil er hoffen durfte, sich an ihrem Erbe zu bereichern. Als nun die Pfingsten des Jahres 1532 vorüber waren, rief er die Ratsherren zusammen; denn es war damals schon so still in Ravenna geworden, daß man nicht einmal einen eigenen Hexenrichter mehr brauchte, und dann ist ja auch jeder Christ verpflichtet, diejenigen zu verfolgen, welche aus der Gemeinschaft der Gläubigen abfallen und das Heil ihrer Seele abschwören. Er trug in wohlgesetzter Rede vor, was er gegen die Tochter Fortunats vorbringen konnte. Er gedachte des Unheils, das sie über die Stadt gebracht, und daß schon Fortunat geheimer Künste verdächtig gewesen sei. Da lief ein beifälliges Gemurmel durch die Versammlung. Er aber

erinnerte noch daran, ein wie großes Unrecht es sei, solche Schätze in den Händen einer für ewig Verdammten zu lassen, statt sie in die Hand der Frommen zu legen. Auch das fand Beifall. Einer von ihnen aber, Herr Florio, wiederholte noch einmal alles, dessen man die Tochter Fortunats bezichtigen konnte; denn er war langsam von Geist. Und wie er nun, mit nickendem Haupte und eines nach dem anderen an den Fingern herzählend, sagte: „Und endlich weil sie keinen Liebhaber hat, denn ein junges und schönes Weib muß einen Liebhaber haben, und ist es kein Mensch, dann, nun dann ist's ein anderer," da stießen die Herren einander an und kicherten. Denn weder Herrn Florios hübsche Ehefrau, noch die Tochter seines ersten Weibes konnten dann Hexen sein. Doch kam dem Würdigen ein neues Bedenken: „Wie aber .... wenn Renatas Auge und Stimme jeden Mann bezwingen, wer soll sie dann vor ihre Richter stellen ...?" „So senden wir die Weiber der Büttel um sie," entschied ein Klügerer, „die werden ihrer gewiß nicht schonen." Und darin lag Wahrheit; denn es gab kein Weib in der Stadt, das Renata nicht grimmig haßte. Herr Florio aber war noch nicht zufrieden: „Wie aber ..." zweifelte er weiter, „wenn sich das Volk, von ihrer Jugend und Schönheit gerührt, zu ihren Gunsten erhöbe? oder auch nur uns übel mitzuspielen? Oder wenn gar ihre Richter, wir selbst, ihrem Zauber erliegen würden? Wir sind doch auch noch Männer!" Herr Testa mußte über dieses Bedenken lächeln, so ernsthaft er sonst war: „Nun denn," beschloß er, „man wird sie verschleiert und ganz verhüllt, damit sie niemand recht anschauen kann, durch die Straßen

führen; und so wird sie dann auch vor uns stehen."

Dennoch schien es den Herren rätlich, die Tochter Fortunats in verschwiegener Nacht oder am Morgen gefangen nehmen zu lassen. Denn die Malespina, als letzte Zeugen eines entschwundenen Glanzes, hatten im gemeinen Volke noch einen großen Anhang. Auch war die Not so hoch gestiegen, daß der kleinste Anlaß einen Aufstand gegen den Rat erregen konnte, weil sehr viele dabei nur gewinnen würden.

Am dritten Tage nach Pfingsten also, als es eben Morgen werden wollte, schickte man nach ihr. Sie lag noch im leichten Frühschlummer, als die Häscherinnen bei ihr einbrachen. Man trieb sie aus dem Bette auf; die rohesten Scheltworte schlugen an ihr Ohr, ohne daß sie ahnte, was man im Namen des Rechtes bei ihr suchen könne. Aber sie wußte, daß ihr jede Anklage verderblich werden müsse; und weil weiblicher Haß geschwätzig ist und man sie Teufelsliebchen schalt, sah sie bald klar. Man band ihr die Hände mit starken Stricken. Das wäre nicht notwendig gewesen, denn sie hätte nicht entfliehen können, nicht einmal, wenn sie es gewollt; erhob sich doch in ihrem eigenen Hause keine Hand zu ihrem Schutze, und selbst das wohlfeile Bedauern ersparten sich die, welche ihr Brot aßen. Das befremdete sie nicht. Mehr aber als selbst die Striemen, welche die hart angezogenen Bande ihr in die weichen Arme schnitten, tat ihrem Stolz wehe, daß man sie fesselte. Dann warf man ihr eine Hülle über das Haupt, die sie blendete und ihr schier den Atem benahm. Sie schwieg dazu; und während ihre Diener in müßiger Neugierde umherstanden und sich noch vor der Herrin ihr Teil der Beute zu

sichern suchten, um dem Gerichte zuvorzukommen, trat die letzte Malespina den letzten Gang zur Stadt ihrer Väter an.

Es war ihr aber selbst befremdlich — während man sie stieß und schmähte, auf diesem Leidenswege zog in das Herz der Tochter Fortunats eine tiefe, wundersame Ruhe ein, ganz verschieden von jener bänglichen Grabesstille, die es so lange umfangen hatte.

Renata wußte wohl, daß sie zum Tode gehe; und dennoch war ihr Tritt nicht minder stolz und königlich als sonst. Sterben schien ihr eine Erlösung; denn das Leben hatte sie umfangen einer endlosen Dämmerung gleich, die auf dunklen Schwingen vom Himmel niedersteigt, alle Umrisse ins Maßlose verzerrt und worin Schatten ein gespenstiges Unwesen treiben. Es gab nichts, was ihr das Dasein wert, den Abschied schwer gemacht hätte. Sonst erzittert jedes Geschöpf, wenn es den Tod nahen fühlt; selbst dieses Bangen hatte das ewige Denken daran in ihrer Seele getötet. Sie glaubte sich sündenrein; an ihren Hader mit Gott, ihre Versündigung gegen sich selbst und die heilige Stimme, welche mit geheimer Macht für Renatus in ihr gesprochen hatte, an ihre Schuld und ihre Härte gegen Herrn Andrea dachte sie nicht. Als ein Opfer betrachtete sie sich, das die endlose Reihe der Verschuldungen der Malespina büßen müsse. Selbst mit dem Heiland, dem Weltenerlöser, verglich sie sich auf jenem Wege, und ihr Stolz sog aus diesem Gedanken so süße Nahrung, daß sie dafür noch ganz andere Qualen auf sich genommen hätte, als die ihrer warten mußten. Wie Christus wollte sie freiwillig auf sich nehmen, was ihr beschieden war;

denen, die sie immer gehaßt und verfolgt, noch eine letzte Freude verderben: sie sollten Renata Malespina nicht peinigen dürfen, die Wollust nicht haben, sie vielleicht unter den Qualen der Folter schwach werden zu sehen; sie sollten ihr die Schönheit nicht zerstören dürfen, die ihre beste Freude und dennoch wieder ihr größtes Unglück gewesen war, um die sie alle geliebt und dann wieder gehaßt hatten. Niemand sollte sie zur Marter entblößt sehen dürfen — sie war also entschlossen, einzugestehen, wessen man sie nur beschuldigen könne . . .

Nur einmal überlief sie ein Schauer. Das war, als sie am Eingange des Kerkers — auch hier, wie bei allem, was groß in Ravenna war, grüßte der Dornenzweig ihres Hauses über dem Tore — dem Renatus Spada übergeben wurde, der ihre Hände faßte, um sie auf den Rücken zu binden. Diese Berührung durchzitterte ihr ganzes Wesen. Als sie aber in den Saal trat und trotz der Blendung ihrer Augen ahnungsvoll die hämischen Blicke verspürte, mit denen Herr Testa das seltsame Paar musterte, fand sie ihre Selbstbeherrschung rasch wieder. Die Edlen von Ravenna waren vollzählig erschienen: „Der Edelsten die letzte Ehre zu geben," dachte Renata.

„Renata, Tochter Fortunat Malespinas," begann Herr Testa, „du bist böser Herenkünste beschuldigt. Gestehst du?"

„Ich gestehe." Kalt und ruhig war die Antwort, aber gerade darum durchfröstelte es die Anwesenden, als sie hörten, wie sich das junge Weib so um das Leben sprach.

„Du hast also Buhlschaft mit dem Bösen getrieben,"

forschte der Podesta weiter, und eine zornige Falte furchte seine Stirne, „und dich ihm hingegeben zu sündiger Lust?“

Ein Rot der Scham und der Entrüstung färbte leise die Wangen Renatas. Man erkannte, daß ihr das Blut zu Häupten gestiegen sei; sie kämpfte, und ihre Stimme bebte: „Ja.“

„Und um welchen Preis?“

„Das werden die Herren besser wissen als ich,“ gab sie zurück.

„Um den Preis deiner Schönheit also und deiner Macht über Herzen? Ist dem so?“

„Ja.“ Noch kräftiger klang diese Antwort. Manche Brust fühlte sich durchbebt vom Wohllaute ihrer Stimme, ergriffen von ihrem Mute. Nur Herr Testa forschte weiter, unbewegt und mitleidlos: „Und wann erschien dir der Böse zum erstenmal?“

Sie sann: „Ich denke, als Fortunat starb und ich Herrn Andreas Weib wurde.“

„Und du wurdest die Seine?“

„Ja.“

„Und mit seiner Hilfe hast du verderbt, die dir nahe standen und die um dich warben?“

„Ich tat's, Herr Podesta.“

„Gab er dir Zaubertränklein und Liebesmittel? Gestehe, Renata!“

Sie wurde ungeduldig, und ihr Stolz empörte sich: „Die Herren wissen wohl alle, daß es dessen nicht not hatte. Auch Ihr könnt mir's bezeugen, Herr Podesta.“

„Antworte, Hexe!“ fuhr Herr Testa auf.

Renata lächelte unterm Schleier; sie wußte, daß sie

ihn tief verletzt hatte, und ihr feines Ohr vernahm ein leises Lachen. Herr Florio aber stand auf und sprach: „Es bedarf hier, dünkt mich, keiner Antwort mehr. Alles was wir wissen mußten, hat die Beklagte gestanden. Wozu sie aber peinigen? Verkündet also den Spruch, Herr Podesta."

Herr Testa erhob sich. Nicht ohne Mühe hatte er seine Fassung wiedergefunden, und es kränkte ihn gewaltig, daß sie der Folter, Renatus aber, dem er immer noch unversöhnten Haß nachtrug, der Pflicht entgangen war, dieses grauenvolle Amt an ihr zu üben. Er konnte sich nämlich nicht denken, daß die Liebe Renatus' für das Weib, um dessentwillen er einen Mord begangen hatte, ganz erloschen sei, und hätte gern so eins durch das andere gestraft. Und so begann er mit blutunterlaufenen Augen: „Renata Malespina, du bist böser, Gott und den Menschen feindseliger Künste schuldig und überwiesen. Du hast gestanden, durch sie deinen Gatten, Herrn Andrea, meinen Sohn, und diesen da, Renatus Spada, in Tod oder Verderben gebracht zu haben. So sei denn dein Leib der zeitlichen, deine Seele der ewigen Lohe verfallen. Dir übergebe ich sie, Renatus. Auf ihrer Schwelle wirst du drei Nächte lang schlafen wie der Hund auf der seines Herrn. Dein Leben ist verwirkt, entflieht sie. Ein Gefängnis umschließe euch denn, bis sie gebüßt hat. Danach aber soll sich die Kirche und das Gemeinwesen von Ravenna zu gleichen Teilen in das Gut der Malespina teilen."

„Möge es beiden und ganz besonders Euch, Herr! denselben Segen bringen, den es den rechtmäßigen

Eigentümern gebracht," höhnte die ungebrochene Tochter Fortunats.

Da brach Herr Testa los: „Die Staupe," schrie er, „die Staupe!"

Niemand widersprach. Wie eine schlechte Dirne wurde die Tochter Fortunats gestäupt. Herr Testa war indes abermals betrogen, wenn er auf ein Zucken, einen Laut des Schmerzes gehofft hatte. Nur als die Hand des Henkers ihr die Schultern entblößte, als er sie dann hart anfaßte, da stieg wieder ein heißer Strom tief aus ihrem Innersten auf: die Gewalt der Männlichkeit und der Kraft berührte zum erstenmal das ahnende Weib . .

Noch drei Nächte hatte Renate zu leben, weil ihr Zeit zur Buße vergönnt sein sollte. Sie dachte nicht daran. Den Tag über sang das Volk vor den Gittern ihres Fensters Schmähलieder auf die Hexe. Sendlinge des Podesta hatten die Männer aufgestachelt, bei den Weibern aber bedurfte es keiner Aufreizung. Steine wurden ihr ins Gefängnis geschleudert; Tagediebe, an denen Ravenna damals sehr reich war, verkündeten ihre Freude, sodaß sie es hören mußte, endlich einmal eine Hexe brennen zu sehen. Denn in dieser Stadt war noch keine den Flammentod gestorben, und das arme Volk hatte sehr selten ein Schauspiel, an welchem es sich ergötzen konnte. Dieses Singen und Schelten kränkte sie nicht. Aber in ihr hämmerte und pochte es, und ihr kamen Gedanken, neu, stark und unabweisbar. Sie suchten sie zu Nacht heim. Sie ließen ihre Stirne erglühen. Ihre Vergangenheit betrachtete sie schon lange wie abgeschlossen, ihr Leben hatte sie prüfend durchmustert wie ein aufgeschlagenes Buch, von jenem ersten

Tage ab, da sie hoffnungsvoll den verfluchten Boden der Heimat betreten hatte, bis nun. War sie wirklich keinem verschuldet . . .?

Doch: einem war sie verschuldet. Einen hatte sie belogen. Wäre Renatus Spada ihretwillen gestorben, nicht ein Gedanke mehr hätte ihm gegolten als ihren anderen Toten. Aber daß sie ihn abwies, ihm ihre wahre Empfindung verbarg, hatte ihn in Schmach und Befleckung geworfen; aus der Gesellschaft der Menschen wurde er dadurch ausgestoßen — ihr eigenes Los. Sie aber durfte sterben, während er das Leben weiterschleppte. War es also nicht billig, wenn sie ihm eine Erinnerung hinterließ, an der er für den Rest seiner Tage zehren konnte? Dieses Ende hätte sie sich, hätte sie ihm sparen können; sie erkannte es nunmehr. Gab es denn kein, gar kein Mittel, mindestens einen Teil dieser Schuld zu tilgen? Waren die Malespina doch immer gute Zahler gewesen . . .

Diese Gedanken verfolgten sie unablässig. Sie wichen nicht von ihr, nicht einmal, wenn ein später Schlummer Renate befiel. Dann gewannen sie Gestalt und Leiblichkeit. Um sich von ihnen gewaltsam zu befreien, übersann sie wieder und wieder die reinen, opferfrohen Tage ihrer Kindheit. Was hatte ihr damals wohl zumeist gefehlt? Plötzlich kam ihr ein Spruch, an den sie lange nicht gedacht: „Und wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.“ Aber an eine andere Liebe dachte die Sünderin dabei, als die der Apostel gepredigt: Orgelklang von Terzinen sang ihr im Ohr, und sie sah, wie

sich Francesca und Paolo in heißester Leidenschaft umschlungen hielten. Was hatte ihr nur so viele zu Füßen gezwungen, was war es doch, das sie von ihr begehrt? Es mußte ein starkes Gefühl sein; denn selbst der Höllendurchwanderer hatte es für Beatrice empfunden, und Renatus Spada war ihm erlegen — denn in jeden ihrer Träume und Gedanken drängte sich doch immer das Bild dieses Mannes. Und sie allein sollte es doch nie kennen gelernt haben? Sie sann. Hatte sie es nicht vielleicht doch empfunden? War etwa jener Schauer, der sie immer beim Nahen von Renatus befallen, etwas Aehnliches, das sie nur mißdeutet und gewaltsam niedergezwungen hatte? Sie wollte es wissen. Sterben mußte sie nun einmal; war es nicht klug, wenn sie vorher noch das kennen lernte, was man als das Höchste im Leben pries? Immer hatte sie gegeben, nur gegeben — sie wollte es auch jetzt wieder tun, doch nicht auch ohne etwas dafür zu empfangen . . .

So schwül waren diese Sommernächte, so furchtbar schwül! Oder drückte sie ein anderes? Warum fuhr sie so oft aus dem Schlummer auf? Warum war ihr dann, als nahe ein bekannter Tritt ihrem Lager, als wehe ein heißer Odem durch den Raum? Was flammten ihre Wangen dann? Was wallte ihr Blut so fieberisch, was schlug ihr Herz so ungleich? Als der dritte Abend sank, da war Fortunats Tochter entschlossen und fest.

Während aber das Weib so zwei lange Nächte mit sich im Kampfe lag, hielt Renatus schlaflose Wache. Die gleiche Glut verzehrte auch ihn. Stärker, sieghafter als je war auferstanden, was er tot gemeint. Nur eine Tür schied ihn von der, die ihn elend gemacht; in seiner

Hand war der Schlüssel. Er horchte oft und viel; aber da drinnen war kein Laut rege. Da plötzlich — es war im ersten Dunkel — durchzuckte es ihn: hell hatte er seinen Namen rufen gehört. Er zögerte, er verhielt den Atem; hatte ihn nicht das Pochen in seinen Schläfen genarrt? Da kam's wieder: „Renatus . . ."

Die Pforte flog auf. Ein ungewisses, sommerliches Zwielicht herrschte, und sein Fuß stieß an die Wurfgeschosse, die man nach der Hexe geschleudert. Renate sah er nicht; denn sie war zitternd auf ihr Lager gesunken. Er nahte ihr; seine Stimme klang heiser: „Du riefst, Renata?"

Sie erhob sich: „Ich tat's."

Es schüttelte ihn: „Und warum? Wozu? Was willst du?"

„Nimm die Hülle von meinem Haupte; löse die Bande von meinen Armen."

„Und wozu?"

„Damit ich dich noch einmal voll ansehen und einmal umschlingen könne . . ."

Der fahle Dämmerschein war erblichen und eine dunkle Sommernacht herniedergestiegen. Sie umhüllte das Paar und verschlang es. Das Kettengerassel ringsum war verstummt und nichts mehr laut als die fliegenden Atemzüge der beiden, als verhaltenes Seufzen und heiße Liebeslaute. Der Mond stieg auf, und auf dem Boden trat ein Gitterkreuz hervor. Manchmal durchzog es wie Raunen den Kerker. Aber kein Menschenohr vernahm die törichte Frage Renatus': „Und du wirst mich immer lieb haben?" noch die Antwort Renates: „Das Leben ertrüge ich um dich!" Der Mond schied, und wie-

der ward's fahl, und wieder klirrten die Ketten der Gefesselten, die sich im unruhigen Frühschlummer bewegten. Sie hörten nichts; als gelte es für Ewigkeiten, so fest umschlossen sie sich. Bis zur Neige leerten sie den Taumeltrank, nach dem es sie so lange gedürstet hatte.

Es tagte. Zwei bleiche Gestalten erhoben sich. Noch einmal schlang Renata den Arm um den Nacken des Mannes, noch einmal begegneten sich heiße Lippen, die nicht von einander lassen wollten, fanden sich kalte Hände zueinander. Dann hielt Renata ihre Arme hin. „Tu's," befahl sie, als er zauderte. Dann flehte eines das andere um Vergebung an. Noch einmal, ehe der Schleier die Gestalt der Tochter Fortunats umhüllte, sah Auge in Auge. Zum letztenmale zwang sie Renatus an sich, und die Sonne sandte eben die ersten leuchtenden Abschiedsmahnungen, als er flüsterte: „Leb' wohl denn, Renata!" Sie mußte dabei lächeln — aber ihr Lächeln war anders geworden, milder, holder in dieser einen Nacht. „Für kurze Weile, Renatus!" entgegnete sie dennoch ernsthaft.

Es war hell geworden, ganz hell. Ein starker Wind fegte die Straßen. Zahlreiches Volk bewegte sich schon in ihnen, und Gemurmel der Erwartung stieg zum Himmel auf.

In dieser Reihenfolge zogen sie zum Grabmal des großen Gotenkönigs, wo Renatus mit seinen Gesellen den Scheiterhaufen errichtet hatte: zuerst kam die Geistlichkeit und surrte eintönig ihre Litaneien herunter. Hinter ihnen die Tochter Fortunats; ihr freier Schritt verriet nichts von Todesfurcht, und ein seliges Leuchten

flog manchmal über ihr verhülltes Antlitz. An ihrer Seite gingen wiederum die Weiber der Büttel als Hüterinnen. Diesen folgten die Herren von der Signoria; an ihrer Spitze Herr Giovanni Testa. Alle trugen sie das Gewand der Totenbrüder und jeder eine brennende Fackel. Hinter ihnen wogte eine unendliche Menge; aber kein Schmähwort wurde mehr laut, und angesichts dieses kläglichen Endes eines so erlauchten Hauses bewegten manch ein Herz ehrfürchtige Schauer. Und als sie endlich am Ziele waren und Herr Giovanni Testa mit hallender Stimme sprach: „Hier übergebe ich dir diese, damit du an ihr vollbringest, was deines Amtes ist," da fiel es allen auf, wie bleich das mannhafte Gesicht Renatus' war und wie ein Zittern häufig die starken Glieder überlief.

Langsam erstiegen sie den Holzstoß. Dann band sie der Henker an den Pfahl — das Haupt abgewendet tat er's —, riß ihr die Hülle vom Angesicht, und ein Aufschrei ging durch die Menge: so unendlich schön, so holdselig und herrlich war ihnen die Tochter Fortunats noch nie erschienen, wie an ihrem letzten Tage. Dieser Aufschrei zwang Renatus zurückzublicken; und als er das schöne Wogen des Busens, den feuchten Schimmer der Augen, die stille Anmut des Gesichts gewahrte, dessen Marmorstarrheit in dieser Nacht ganz geschwunden war, da bemeisterte ihn ein übermächtiges Entsetzen und ein wahnwitziges Begehren. Alle diese Schönheit war sein gewesen, nur eine heiße, kurze Sommernacht. Und sie sollte verwehen! Er konnte nicht anders, er mußte noch einmal ihre Lippen küssen, ihr Knie umschlingen. Durch die Massen aber zog ein Branden:

so gewaltig wie ihr Zauber, daß selbst der Henker, der sie richten sollte, ihm verfiel. „Zurück, Renatus!“ erklang's. Er hörte nichts, denn in seiner Seele klangen noch die Worte, welche sie diese Nacht getauscht. „Zurück, Renatus!“ Er aber hatte nur Ohr für die Flüsterlaute, die sie, allen unhörbar, ihm zuhauchte. Und zum drittenmal schrieen sie: „Zurück, Renatus!“ Er aber fühlte ihren Kuß auf seiner Stirn. Da erhob Herr Giovanni Testa den Arm. Seine Fackel flog in weitem Bogen ins Reisig; die seiner Genossen folgten ihr nach. Ein Qualm stieg auf; der Wind trieb ihn in die Höhe, sodaß niemand mehr die verschlungenen Gestalten sehen konnte. Die reine Lohe strebte aufwärts, und gewaltig sausend begannen die Flammen ihren Totengesang. Aber man vernahm keinen Schmerzenschrei. Der Holzstoß brannte nieder; ein Sturm erhob sich und verwehte die Asche des letzten Spada und der letzten Malespina . . .

So starben in einer Lohe Renatus, der Henker von Ravenna, und Renata, die Tochter Fortunats, der seinen Bruder erschlagen und das Geschlecht der Malespina ausgelöscht hatte. Und das geschah am Sonntag Trinitatis des Jahres 1532.

Hagars Sohn

Schauspiel in vier Akten

Personen:

Matthäus Sieverroither.
Christian Mittermeyer.
Josua Pollender.
Marcus.
Stefan.
Der schwarze Student.
Der Bauer vom oberen Bühl.
Der Bauer von Lechof.
Anna Obweger.
Christine Mittermeyer.
Barbara.

Ort: Die Sieverroith nächst Gmunden.

Zeit: 1626, als das letzte Jahr des oberösterreichischen Bauernaufstandes.

Erster Akt.

Die Sieverroith. Fast festungsartig gebautes Wohnhaus. Daran schließen sich Stallungen. Das Ganze ist nach rechts begrenzt von einer starken Mauer mit hohem Tor, das offen steht. Man sieht hindurch ins Grüne, Kuppen und Bergesgipfel sind im Hintergrunde anzudeuten. In der Mitte des Hofes ein großer Nußbaum mit einer umlaufenden Bank.

Erste Szene.

Stefan, Marcus.

Stefan (sich auf der Bank räkelnd). Meinst nicht, Zeit wär's?

Marcus. Die Sonn' zeigt noch nicht die Eilfte.

Stefan. Aber hungrig bin ich, es dürfte schon noch später sein! Nun ja, wenn man sich so plagt!

Marcus (spöttisch). Freilich, wenn man sich so plagt!

Stefan. Du! nachspötteln lass' ich mir nicht! Daß Du es nur weißt!

Marcus. Hast recht. Ich ließe mir es auch nicht.

Stefan. Du!

Marcus. Na, willst Du was?

Stefan (einlenkend). Es wird doch nicht, wird doch nicht. Nein, nein. Wir haben ja nichts mit einander. Aber wenn ich mir denke, der freche Kerl, der Christian, käme mir so, erschlagen könnt' ich ihn und hernach ginge ich ruhig schlafen.

Marcus. Nun ja, weil Du es nur so bei Nacht probieren möchtest. Und nachher könnte es immer noch schief gehn.

Stefan. Du!

Marcus. Es ist nur, weil Du noch so gar kurz auf der Sieverroith bist, sonst redetest Du nicht so. Es traut sich keiner an ihn, nicht einmal ich, und hab' ihn doch genug gepufft und gestoßen, weil er noch klein und ein lediges Kind auf dem Hofe war.

Stefan. So lang bin ich freilich nicht da.

Marcus. Wirst auch nicht so lange da bleiben.

Stefan. Ich möchte auch gar nicht. Es gefällt mir nicht so, daß ich mir's wünschen sollte.

Marcus. Beim Sieverroither gefällt's Dir nicht? Auch gut, da sieht man halt, wieviel daß Du Ehre im Leibe hast.

Stefan. Nein! Mir gefällt's nicht. Da war ich bei einem Bauern bei Wels. War ein armer Teufel neben dem Sieverroither, hat nicht gehabt seine Hufnägel zu bezahlen. Aber lustig war's, lustig. Hier aber: arbeiten heißt's den ganzen Tag. Keinen Dank bekömmst Du dafür. Und der Bauer geht herum und achtet keinen Menschen nicht, und schau' nur ein Mädel an — gleich hast ihn vor Dir und Du erschrickst vor ihm. Ich hab' nichts, als was ich im Leben habe. Da lass' ich mir nichts verderben.

Marcus. Weil wir ehrbare Evangelische sind. Das ist katholisch Unwesen, was Du verlangst. Es wünscht sich's keiner als Du. Sondern wir wandeln die Wege des Herrn und trachten nach seiner Gnade.

Stefan. Kann sein. Aber lustiger ist's anders.

Marcus. So werde katholisch.

Stefan. Ich möchte so; wär's so.

Marcus. Na?

Stefan. Na, und weil alles evangelisch worden ist, so bin ich's halt auch worden. Aber lustiger war's vordem, lustiger! Nichts hören, wie vom Wort Gottes und vom evangelischen Bauern-Regiment. Nicht einmal lachen darf man in dem Haus! Und was geht mich das Bauern-Regiment an? das Knechte-Regiment — das wär eher mein Fall; aber das kömmt so sein Tag nicht. Kein Ablaß, keine Sünde. Ohne den einen ginge es leichter — aber die andere!

Marcus. Pfui, Du schlechter Teufel!

Stefan. Meinetwegen. Ihr seid mir zu heilig, zu heilig. Die schon gar.

(Er deutet auf Anna hin, die aus dem Hause getreten ist und die Glocke läutet. Auf den Ton setzen sich Stefan und Marcus dem Hause zu in Bewegung. Andere kommen und legen ihr Arbeitszeug ab.)

Zweite Szene.

Die vorigen. Anna.

Stefan (drängt sich an Anna; leise). Annerl!

Anna (laut). Bin nicht Seine Annerl.

Stefan. Wenn Du's aber werden möchtest?

Anna (wie oben). Nachher wär' ich erst was rechts.

Stefan. Mein Schatz, mein Herzensschatz wärst nachher.

Anna. Gelüstet mich weiter nicht.

Stefan. Schau', wenn's den Christian laufen ließest und mit mir gingest!

Anna. Hab' nichts mit dem Christian.

Stefan. Also zeig's denen und geh mit mir!

Anna. Nicht einmal bis zur Kirchen!

Stefan. Solltest doch nicht so stolz sein; ein ledig Kind.

Anna (erst heftig, danach ruhig und mit Betonung). Bin mir noch gut genug. Viel zu gut für Dich! Ein ledig Kind bin ich und ledig bleib' ich. Du aber gibst mir Ruh oder ich red' mit dem Sieverroither; was hernach wird, das kannst Du Dir denken. (Stefan ab.)

Marcus. Bist brav, Annerl. Kannst schon so bleiben, wie Du bist. Aber hat der Lump immer noch nicht genug von Dir?"

Dritte Szene.

Die vorigen außer Stefan. Josua Pollender.

Josua Pollender (tritt auf; zu Marcus). Der Sieverroither zu Haus?

Marcus. Nein.

Pollender. Oder weißt vielleicht, wo er ist?

Marcus. Nein.

Pollender. Oder weißt, wann er heimkommt?

Marcus. Nein.

Pollender (bei Seite). Recht leutselig sind sie schon auf dem Hof! (Lauter.) Da kommt man so weit her, und ich hoff' mir eine Tröstung und derweil . . . Meinen Hof haben sie mir verbrannt und jetzt ästimiert mich niemand mehr.

Anna (zu Marcus). Mußt nicht gleich so grob sein. Siehst, er ist gar ein Bauer.

Marcus. Geht mich nichts an. Ein Knecht beim Sieverroither ist mehr wie ein Bauer anderswo. Du machst Dich auch gar zu gemein mit jedem. Annerl, das tut kein gut. Kommst? Daß wir wieder sitzen können neben einander. Drängt sich sonst wer an Dich, der Dir's nicht so gut meint und dem Du's nicht so gönnst.

Anna. Gleich. Es fehlt mir nur noch wer...

Marcus. Ist er nicht im Haus drin? Wird schon drin sein! Er geht ja immer für sich, der Christian.

Anna. Ich hab' ihn nicht gesehen. (Zu Pollender.) Gleich muß er kommen, der Sieverroither. Weißt, er ißt nicht mit uns. Nun, er hat es eben früher nicht können, nicht aus Hochmut, sondern weil er es nicht können hat und ist es jetzt schon so gewöhnt. Aber, er geht derweilen im Hof herum und schaut, wie alles geht, oder sinniert auch nur. Das tut er jetzt gar so gerne. Also: Deinen Hof haben sie Dir verbrannt?

Pollender. Ja, die Baiern. Gott straf sie, die Hund'! Ein Bettler bin ich, ein Bettler auf meine alten Tage.

Anna. Und wir haben es so ruhig hier. Wir spüren gar nicht, daß etwas vorgeht in der Welt. Käm' nicht alleweil wer, der Hilfe will.

Pollender. Wundert mich auch. Vielleicht weil die Sieverroith so abseits liegt.

Marcus. Der Narr! Möcht's nur wissen, wer sich an den Sieverroither traut! Kommst, Annerl? Meine Essenzeit will ich doch auch haben.

Anna. Schon, schon. Behüt' Dich Gott. Da hast ihn auch schon, den Bauern. (Beide ab.)

Vierte Szene.

Matthäus Sieverroither. Pollender.

Pollender. Grüß Gott, Sieverroither!

Sieverroither. Zurück, wie's gemeint ist. Wer bist? Was willst?

Pollender. Nichts bin ich, und bitten möcht' ich ...

Sieverroither. Also: wer warst?

Pollender: Ein Bauer war ich. Josua Pollender. Ein Stund zwei von Lambach.

Sieverroither. Und?

Pollender. Nun, und die Baiern haben mir meinen Hof verbrannt, und ich habe mich kaum vor ihnen errettet. Aber der Herr war mit mir.

Sieverroither. Die Baiern? Sind die wieder im Land? Und sieht man ihnen zu?

Pollender. Jetzt — weißt Du denn nichts? Von allen Seiten kommen sie — es ist Dir grausam, was sie wirken. Ich hab' nie was getan. Gar nie. Still bin ich gesessen und mein Körndl hab' ich gebaut. Und wir haben ja auch Ruh gehabt, ganz schöne Ruh gehabt. Und auf einmal — weinen möcht' man, um nur nicht zu fluchen. Nur weil meine zwei Buben beim Regiment in Wels stehen, zünden sie mich an. Ist das erhört? Kann ich was dafür für meine Buben? Woher wissen sie, daß es mir recht ist? Gleich anzünden!

Sieverroither. Und Du hast zugeschaut?

Pollender. Nu, was willst machen? Freilich, hernach, wie sie fortreiten und ich liege im Wald, da knallt's neben mir und einer fliegt vom Gaul. Muß wer Großer gewesen sein, sie sind Dir nämlich nicht schlecht durcheinander gelaufen danach. Dafür haben sie's Holz angesteckt.

Sieverroither. Die Hunde! (Setzt sich.) Und jetzt: was willst von mir?

Pollender. Helfen sollst Du mir. Du hast Geld, leih mir eins, daß ich bauen kann.

Sieverroither. Geld? Leihen? Das nicht!

Pollender. Um die evangelische Gleichheit!

Sieverroither. Geld? Nein. Gar jetzt. Wenn s' Dich morgen wieder anzünden?

Pollender. Dann ist es Schickung, und man muß sie nehmen.

Sieverroither. Nein. Geld nicht. Bleib bei mir und Du kannst alles haben, was Du brauchst. Ist erst Ruh im Land, so will ich Dir helfen, mit Roß und mit Hand, bauen. Aber jetzt nicht und Geld gar niemals, niemals. Wüßt' nicht, woher es nehmen. Hab' nichts Bares.

Pollender. Der Sieverroither?

Sieverroither. Derselbe.

Pollender. Ist aber ein bitter Brot, das Gnadenbrot. Kann mir nicht denken, wie ich's essen soll!

Sieverroither. Nimmst es auch als Schikkung. Darfst arbeiten dafür. Hat jedes seinen Packen.

Pollender. Du auch.

Sieverroither. Und meinen schweren! Ge-

wiß: reich bin ich, und es gibt keinen Bauern im Land, der den Sieverroither nicht kennt und nicht Hut zieht vor ihm. Aber: weil ich stark bin, hab' ich schwer, bald zu schwer aufgeladen bekommen. Da ist mein Weib gestorben ...

Pollender. Gott nehme sie in die Gnade und gebe Dir seinen Trost.

Sieverroither (aufstehend.) Verstehst mich nicht. Ich habe sie rechtschaffen gerne gehabt und getrauert um sie. Aber daß sie sterben muß, das hab' ich gewußt. Nur gar so lang hat sie sich geplagt und gemartert.

Pollender. Und wieso? Da hört man kein Wort.

Sieverroither. Von dem, was da hier geschieht, hört man gar nie ein Wort. Aber wissen kannst es schon: Also, ich habe kaum geheiratet gehabt und führ' mein jung und schön Weib in den Wald und zeig' ihr, was ihr alles gehört. Jung war ich auch noch — immer erst ein vierzig Jahr, weil ich nicht habe anfangen wollen zu hausen, so lange meine Eltern gelebt haben, weil nämlich zwei Herren immer kein gut tun auf einem Grund. Und wie ich seh', was hübsch sie ist und wie sie lacht vor Lust im Grünen, da sagt sie auf einmal: Ich lauf', ich lauf', Du fang mich. Und sie läuft und ich nach und mach' die Dummheit mit, nicht gar gern, und sie will sich nicht fangen lassen und wieder nicht und sieht zurück und lacht mich an mit weißen, ganz weißen Zähnen, und die Augen lachen mit. Und auf einmal strauchelt sie, schreit mir auf und fällt auf den Rücken und kann mir nicht mehr aufstehen. Ich heb' sie auf und

trag sie nach Hause, und o ist sie mir fünfundzwanzig Jahre gelegen. Das ist Schickung. Das probier einmal. Aber ich kann keines mehr lachen sehen, seitdem ..

Pollender. Das ist arg. Aber sag': willst mir nicht helfen?

Sieverroither (streng). Jetzt red' ich. Also: fünfundzwanzig Jahr liegt sie mir so. Denk Dir das aus, wenn Du's kannst: ein junger, starker Mann und ein Weib, das man nicht einmal anrühren kann. Und so ein Hof — es gibt keinen solchen in der Welt und kein Erbe! Und scheiden lassen? Das wär' meinen Leuten freilich recht gewesen. Aber unfromm und niederträchtig wär's auch, und das soll mir niemand nachsagen. Und dann — so gar fromm ist's geworden: gebetet und gesungen hat's und erzwingen wollen hat's die Gnade, und ich habe mich endlich gefürchtet vor ihr und ihrer Heiligkeit. Kein Freud zu Haus — kein Freud in der Welt. Und bist eine Stunde länger weg — so hat sie ihre Angst und ihre Zuständ' und kann gar nichts nehmen, wie es kommt. Und das soll der Mensch doch, oder er vertragt sein Leben nicht, und niemand, der's mit ihm hat. Ich aber — schweigen! Oder mit wem soll ich reden? Mit meinem Knecht?

Pollender. Und Dein Hof? Was wird mit dem?

Sieverroither. Ist meine Sach'. Da sorgt man schon vor.

(Lärm aus dem Hause, immer steigend, während der letzten Worte. Endlich springt die Tür auf; Stefan stürzt heraus, hinter ihm Christian, dann die anderen.)

Fünfte Szene.

Die vorigen. Stefan. Christian. Die anderen.

Christian. Noch ein Wort und ich erschlag' Dich.

(Rufe: Auseinander! Auseinander! Halt's den Christian! Christian!)

Sieverroither. Auseinander. Wird's? (Sie fahren auseinander.) Was gibt's schon wieder?

Stefan (schreiend). Nicht einmal die Wahrheit reden darf man auf dem Hof!

Christian (losfahrend). Jetzt aber!

Sieverroither (zu Christian). Ruhig! Oder ... Was war's?

Stefan. Kann ich was dafür, daß er ein ledig Kind ist?

Marcus. Jetzt darfst ihm eins geben, Christian. Aber gehörig, daß er nimmer aufsteht.

Anna. Halt Dich, Christian!

Christian. Gar ist's jetzt mit Dir.

Sieverroither. Du! ruhig, sag' ich!

Anna. Der hetzt ihn aber auch immer.

Marcus. Und sein Glauben — keinen gefaulten Apfel gebe ich dafür!

Sieverroither. Hat Euch wer um Eure Meinung gefragt?

Anna. Und mir gibt er auch niemals Ruh.

Sieverroither. Das ist wieder was anders. Der Christian kann sich schon helfen. Du nicht. Dir aber sag ich, Stefan: Du gefällst mir nicht und dem ist's nicht gut, der mir nicht gefällt. Noch einmal, und Du wirst schauen. Hat's schon so mancher getan. Du,

Christian, Du bist mir zu trotzig; ich kann Dich schon brechen. Und jetzt: an die Arbeit, sag' ich! Marsch!

Christian. Ich mag nicht.

Sieverroither. Magst nicht aufs Feld? So wirst halt Strohbänder machen.

Christian. Weiberarbeit? Just nit!

Sieverroither. Wirst? Bursch!

(Der Lärm hat Christinen hervorgelockt. Sie steht unschlüssig, von Anna unterstützt, in der Kulisse.)

Sieverroither (sieht sie; noch heftig und befehlend). Wie lebst alleweil?

Christian. Schrei nicht so mit ihr! Siehst nicht, was sie sich fürchtet?

Sieverroither. Misch' Dich nicht ein. An Dein Ding geh' sag' ich. Nun, Christin'?

Christine (zuckt zusammen und wagt ihn überhaupt nicht anzusehen). Ich dank' schön. Ich dank' auch schön. Ich leb' noch.

Sieverroither (weicher). Noch! Du wirst schon noch lang leben und gut leben. Ist Dir lange genug schlecht gegangen dafür.

Christine (wie oben). Na, na. Ich mag nicht. Ich verlang' mir's nicht. Ich dank' schön.

Sieverroither. Wirst Dir's nachher schon verlangen. (Zu Pollender.) Wir gehn essen.

Pollender. Ja, gern. Aber wer ist die Person?

Sieverroither. Ein armes Mädel. Sie ist halt bei mir.

Pollender (im Abgehen). Du hast aber viele Knechte!

Sieverroither. Bei so einem Hof!

Pollender. Scheint mir doch, mehr als genug.

Sieverroither. Geht keinen was an. Ich zahl's. Und dann — wer weiß, wie viel Fäuste man heutigen Tages brauchen kann.

Pollender. Es sind trotzige Burschen!

Sieverroither. Der hat gern Wolfshund', der hat gern Spitz'. Sind nicht meine Sache, die Spitz'.

Pollender. Und wer ist der Stärkste?

Sieverroither. Der werd' noch immer ich sein.

Pollender. Und darnach?

Sieverroither. Ich denk', der Christian.

Pollender. Du, der scheint mir schon eher ein Wolf als ein Wolfshund.

Sieverroither. Ist mir recht, wie er ist. Kann schon so sein. (Sie verschwinden im Hause.)

(Währenddessen ist Christine mit Anna mühsam dem Nußbaum näher gekommen. Christine ist nicht alt, aber sehr vergrämt, spricht heftig und stoßweise.)

Christine. Ich dank' Dir. So, ich sitze schon ganz gut. Jetzt geh. Ich bitt' Dich geh! geh! Du tust einem gar nicht gut, mit Deiner Gutheit.

(Anna ab, der Hof ist völlig leer. Christian macht ihr gegenüber Strohbänder. Beide sprechen gleichzeitig, aber nicht zueinander.)

Sechste Szene.

Christian. Christine.

Christian (ein Strohband ausziehend und prüfend.) Ist stark genug. Wär' gut für den Stefan. — Und

das da? Wüßt' schon, wem Du passen könntest. — Und das? das ist auch gut. Ich wär' nicht in Sorgen! Soviel kann ich gar nicht fertig machen, als ich Leute dafür wüßte. Eins für jeden und ein Baum im Walde der Sieverroith für jeden! Ich wollte, ich könnte!

Siebente Szene.

Christine. Daß sie einen nie allein lassen! Gar nie allein! Ich mag sie nicht, mag keinen, keinen! Ja, du liebe Sonne, du liebe Zeit! Was ihr alles anschauen müßt! Und da scheint die Sonn', und es ist völlig, als müßte man völlig gesund werden wieder. Ich mag nicht, ich mag nicht. Nein, nein. Aber ich habe mir oft gedacht, wenn die Sonne scheint im Winter aufs Erdreich und das möchte treiben und hat die Lust in sich zum Blühen und kann's nicht vorm Schnee, vorm Schnee — wie muß das da dem Erdreich sein! Kurios, was einem alles einfällt. Kurios ...

Achte Szene.

Christian (wie oben). Und das da ist gar stark. Da gehört ein Großer daran. Ganz ein Großer.

Christine. Christian!

Christian. Gleich.

Christine. Christian!

Christian. Was will die Mutter schon wieder?

Christine. Mußt nicht so mit mir reden. Schau, mir ist gar nicht gut.

Christian. Mir just auch nicht.

Christine. Ich werd's nimmer lange machen.

Christian. Ich wünsch's auch keinem von uns beiden.

Christine. Um alle Gnade und Barmherzigkeit, red' nicht so.

Christian. Ich kann nicht lügen.

Christine. Aber reden muß ich noch, ich muß Dir noch sagen ...

Christian. Ich verlange mir's nicht, ich habe nicht darum gefragt. Hat noch eine jede eine Ausrede gehabt.

Christine. Christian, sei nicht so.

Christian. Nun ja, Du hast was davon gehabt oder geglaubt, Du wirst was davon haben. Oder hast Dich unterhalten dabei, oder Dir ist doch wenigstens was dabei versprochen worden. Aber ich? Mir graust, wenn ich denke, wie's war von Kindheit auf. Geschlagen haben sie den Buben wie einen Hund, bis er gebissen hat nach ihnen. Kein gutes Wort durch so viel Jahre. Und erst heute: ich lasse mich nicht schimpfen: eine Kinderspottarbeit soll ich machen dafür. Ich nehme mich an um Dich; nun ja, das hast Du selber gehört. Unrecht leiden alle Tag. Und ist's heute nicht mehr gar so — warum? Weil ich der wilde und der starke Christian bin. Und sie sollen mir nicht mehr so kommen, keiner — oder ...

Christine. Laß mich reden. Ich habe nichts gehabt, nur Kränkung und Schande.

Christian. So dumm! Ist nur Deine Schuld.

Christine. Laß mich reden. Ich habe lange genug geschwiegen und tät's jetzt noch, hätte ich nur noch Zeit dazu. Aber ich muß mich tummeln, sonst wird's zu spät. Da war ich einmal, noch vor Dir, auf einem

Hofe. Der Bauer hat mich gerne gesehen. Ich aber hab' ihn nicht lieb gehabt. Nicht einen Augenblick lang.

Christian. Und doch! O, Du ...

Christine. Laß mich reden. Ich werd's nicht mehr lange können. Also: — Wo war's nur? Ja. Der Bauer hat mich gerne gehabt, und der Hof lag in der Einöde, und ich war froh mit dem guten Dienst, und ich hab' mich nicht fortgetraut und vor dem Bauern hab' ich mich gefürchtet sehr und die ganze Zeit und dann — der Herr. Also, so ist's geschehen, ich hab' nicht Schuld gehabt, ihm Nein zu sagen ...

Christian. Und er?

Christine. Er — er hat ein Weib gehabt, die war immer krank, und ich glaube — er hat sich gefürchtet vor ihr, und ich habe sie gepflegt. So hat er mich immer finden können, wenn er hat wollen, und drangsalieren, und ich habe nie einen Mut gehabt gegen ihn.

Christian. Und hast ihn nie gemahnt: Tu was für Dein Kind?

Christine. Ich hab' mich nicht getraut.

Christian. Und er?

Christine. Er hat mich immer vertröstet auf dann und dann.

Christian. Und dann — bist nicht aufgestanden vor der Gemeinde und hast gesagt: Helft mir?

Christine. Wer hätte mir geglaubt gegen ihn? Wer traut sich gegen den?

Christian. Mutter, so gibt's nur einen ...

Christine. Und wenn's der war?

Christian. Mutter!

Christine. Und wenn's der war?

Christian. Der!

Christine. Der.

Christian. Der! Und hat zugesehen, wie sie mich herumgeschupft haben wie keinen jungen Hund! Und hat keinen Finger gerührt für sein eigen Blut und hat kein Kind und niemand. Und Du hast niemand, der darum weiß?

Christine. Niemand! Um Gotteswillen schweig!

Christian. Ich muß, wenn er nicht redet. Und er wird's nicht. Hat er so lange geschwiegen, warum mit eins nicht mehr? Sags' noch einmal: Wer war's . . .

Christine. Du weißt schon.

Christian. Der! Der Heilige! Und wenn er vorgebetet hat beim Vaterunser, und wir haben gesagt: „Und vergib uns unsere Schuld, als auch wir vergeben unseren Schuldnern", so ist er dagestanden, als täte er nur so beten und weil es so geschrieben steht, und wüßte von keiner Sünde in sich. Der! O!

Christine. Christian, um Gotteswillen! Christian, mir wird schlecht. Versündige Dich nicht! Denk an Gott.

Christian. O, und weiter schweigen und sich's Herz abfressen lassen, wie Du Dir's abgefressen hast, und er lobt Gott vor der Gemeinde und ist der Fromme.

Christine. Um Gotteswillen, Christian!

Christian. Der! Der Heilige. Wart'!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Szene: Große, entsprechend ausgeschmückte Stube eines reichen Bauern. Nur darf gar kein Bild an den weißgetünchten Wänden sein. Eine umlaufende Bank mit Knechten darauf. In der Mitte ein sehr langer Eichentisch mit hochlehnigen, schmalen Stühlen. Eine Thür führt ins Nebengemach, eine zwischen der Bank in das Freie. Nachmittagsstimmung.

Erste Szene.

Stefan. Marcus. Knechte. Am Tische sitzen Josua Pollender und die alte Barbara.

Pollender. Gar so erbaulich hat er heut die Andacht gehalten, der Sieverroither.

Barbara. Ja, ja, gar so erbaulich. Er redet einem ordentlich ins Herz und legt das Wort Gottes aus, wie sich's gehört.

Pollender. Ueberhaupt ein Mann, der in der Gnade des Herrn wandelt.

Barbara. Ja, ja, so ist er.

Marcus (von der Bank her). Was die heut wieder zusammenhimmeln über den Sieverroither.

Stefan (von der Bank). Bettelmann und Nichtsnutz. Der pfeift, die singt dem Sieverroither zu Ehren.

Pollender. Schlechtes Volk! Aber der Herr wird Euch heimsuchen und an Euch die Kraft seines Armes zeigen, wie er es an mir getan hat.

Marcus. Da hat er sich nicht gar sehr anzustrengen gebraucht, der liebe Herrgott.

Barbara. Mußt sie nur reden lassen. Ich höre Dir alleweil gerne zu, weil Du gar so sehr gottesfürchtig bist.

Pollender. Bin auch nicht bös. Sollen nur schmähen und lästern. Aber die Zeichen sind da, und es wird sich vollenden, was da bestimmt ist an ihnen, wie sich's an mir bewährt hat.

Barbara. Hast recht. Die Zeichen sind da. So rasch hintereinander sind zwei gestorben auf dem Hof. Erst die Bäuerin und dann keine zwei Monat später die Christine. Sie hat freilich ein ledig Kind gehabt, aber abgebüßt hat sie's und gestorben ist sie — ich habe viele sterben gesehen und tröste gerne dabei — aber die hat keinen Trost gebraucht, so selig und so ergeben war sie! Daß sie nicht noch die Freud' gehabt hat!

Pollender. Daß der Christian Großknecht geworden ist? Ob sie's gefreut hätte, wie der mit alten Leuten umgeht? Und weiß man nicht, von wem er ist?

Barbara. Gar nichts weiß man. Nicht einmal raten kann man. Sie hat fest geschwiegen.

Pollender. Kurios. Aber mich freut's schon gar nicht da, seitdem der Bursch kommandiert.

Barbara. Mich auch nicht. Ein ledig Kind — da hat Gott wollen, es soll in Schande leben, weil es ist in Schanden empfangen und geboren worden. Das soll man nicht zu Ehren bringen. Ich fürchte, ich fürchte, der Bauer hat sich versündigt damit.

Pollender. Ich fürcht's auch. Wär's nur schon ruhiger im Land!

Ein Knecht. Die Langeweiler! (Geht fort, andere schließen sich ihm an, nur Marcus und Stefan bleiben.)

Barbara. Dummes Volk! Und was machst hernach, wenn Ruh ist?

Pollender. Mein Hof' bau' ich mir auf.

Barbara. Und wer soll Dir dann hausen?

Pollender. Ich weiß nicht. Ich bin ein betrübter Witwer, und ob mir meine Söhne heimkommen, das weiß Gott allein.

Barbara. Ganz so wie der Sieverroither. Du, mir scheint, Du siehst ihm ähnlich. Pollender ...

Pollender. Was denn?

Barbara. Ich wüßt Dir wen.

Pollender. Wozu denn?

Barbara. Nun, der Dir hausen könnte.

Pollender. So?

Barbara. Du brauchst nicht so zu tun. Es ist eine brave Frau, hat in Ehren gelebt und kann ihre Sach', hat was erspart und kann Dir helfen für den Anfang und ist sparsam und rüstig und fromm, ganz wie sich's gehört, ganz wie sich's gehört!

Pollender. Na, wen denn?

Barbara. Nun freilich — mich.

Stefan (von der Bank). Nimm sie, ihr paßt zusammen.

Barbara. Lump!

Zweite Szene.

Die Vorigen ohne Knechte. Christian.

Barbara. Da kommt der Heide.

Pollender. Nun freilich, wo wird der zu einer Andacht kommen. Hat's ja gar nicht in sich.

Barbara. Und warum hat er's nicht in sich? Weil die Andacht im Herzen wohnen soll. Hat er aber ein Herz? Ja, wo wird der! Oder hast ihn weinen gesehen, wie sie seine Mutter selig begraben haben vor ihm? Nicht ein einziges Mal. Nicht einmal so getan hat er, der Hochmut, der Schlechte!

Marcus. Der braucht aber Geduld!

Christian. (sehr ruhig). Seid ihr bald fertig?

Pollender (zusammenzuckend). Ja, ja, ich hab' ja nichts geredet.

Barbara. Man wird sich doch noch dürfen das Herz erleichtern, wenn es einem danach ist. Oder hast geweint, oder warst bei der Betstunde?

Christian (sehr ruhig wie oben). Wo ich war, geht Dich nichts an. Jetzt aber sag' ich Dir und Deinem Gespann: Ich hab' Euch satt. Beide: versteht's? Aus der Stube! Geschwind! Draußen erleichtert Euer Herz, so lang's Euch gefreut!

Barbara. Ist das erhört? Ein ledig Kind, und kommandiert so mit alten Leuten.

Christian (mit Hohn). Wird Euch nichts geschehen draußen. Ist hübsch warm. Paßt aber auf, es könnt Euch sonst einmal geschehen, daß die Tür zu ist, wenn Ihr wieder herein wollt. Ich möcht' doch nicht so sein an Eurer Stelle!

Barbara. Das war noch nicht da, seitdem die Sieverroith steht. So ein Herr von gestern!

Stefan. Hat Schneid, die Alte. Hätt' sie nur Zähne, die möcht' gehörig beißen!

Christian (losfahrend). Jetzt ist's genug! (Pollender und Barbara ab. Zu Stefan.) Du! aufstehen, hab' ich gesagt.

Stefan. Ist noch Platz neben mir.

Christian. Neben Dir soll sitzen, wer da will, ich nicht. Wirst?

Stefan. Nur nicht so jäh, nur nicht so jäh!

Christian. Du, reiz' mich nicht! Du kennst mich noch nicht. Warum warst heut nicht beim Roden?

Stefan. Weil ich im Stall war.

Christian. Ich hab' Dir befohlen, Du sollst roden helfen, und jetzt gilt, was ich sage. Das merk' Dir. Ich zwinge Dich noch allein, ohne den Bauern. Noch einmal gehorch' mir nicht und dann schau' zu, wie Du von der Sieverroith kommst. Daß Du wegkommst, das steht so. Und jetzt mach' fort; fort, sag ich, fort! (Marcus steht auch auf.)

Dritte Szene.

Christian. Marcus.

Marcus. Da muß ich wohl auch?

Christian. Ich hab' Dir's nicht befohlen. Kannst schon bleiben.

Marcus. Nein, nein. Aber sagen möcht' ich Dir noch . . .

Christian. Ich bitte Dich, red' mir nichts!

Christian. Weil ein Armes nicht früh genug wissen kann, daß es arm ist.

Marcus. So, und seit wann bist Du denn nicht mehr arm?

Christian. Mir lang genug; und ich mag ihn nicht. Der raunzt den ganzen Tag und betet, damit er nichts zu tun braucht.

Marcus. Ja, und er raunzt Dir die ganze Welt gegen Dich auf. Was soll auch so ein armes, altes Mandel noch viel arbeiten? Und weißt Du, wie's der Bauer nimmt, daß Du mit dem so bist, der doch einmal ein Bauer war? Da sind sie dir oft gar verwunderlich.

Christian. Ist mir gleich, wie's der Bauer nimmt.

Marcus. Ja dann! Und warum hast's so auf den Stefan?

Christian (auffahrend). Der! Wer kann den mögen leiden? Das ist einer! Ich hab' noch mein Leben nichts mit einem Mädel gehabt, nichts haben wollen. Der aber! Hinter jeder ist er her. Pfui! Und er hat so was an sich — ich glaub', der Lump hat sich noch nie geschämt, nicht einmal vor sich selbst. Tut heilig, und kein Gebot gibt's vor ihm. Daß mir der Bauer den nicht vom Hofe tut! Ich hab' ihn schon gebeten — denk' Dir, ich hab' ihn gebeten! — er tut's nicht. Das gedenk' ich ihm noch!

Marcus. Willst leicht den Bauern an?

Christian. Könnt' ich nur!

Marcus. Versündig' Dich nicht! Er hat viel getan für Dich.

Christian. An dem kann ich mich gar nicht versündigen.

Marcus. Du redest jung. Aber glaube mir, ich bin Dir nicht neidig. Die anderen können's immer sein. Ich hab' nie viel über etwas nachgedacht, was der

Sieverroither befohlen hat: auch nicht, wie er Dich so jäh zum Großknecht gemacht hat. Der weiß, was er tut. Einer muß es einmal werden, und da denk' ich: besser Du als ein anderer. Vor Dir bin ich zurückgetreten; aber Du darfst mir glauben, ich meine Dir's gut.

Christian. Mein' mir's, wie Du willst.

Marcus. Du überreitest das Roß.

Christian. Kann sein, weil ich nur oben sitze. Und jetzt — Du hast recht, geh, geh! (Marcus ab.) Er meint's gut, sagt er. Kann sein. Aber was weiß er, wie's mit mir ist? Was kann er wissen davon? Und alle reizen sie mich, und die Plage und das Denken! das tut fast noch mehr weh. Man plagt sich gerne, aber nicht sinnieren sollte man müssen. Das nicht! Und der Stefan und die Gesichter alle, die neidigen. Na, so hat man wenigstens an denen eine Freude. (Steht am Fenster, zusammenschreckend.) Wer ist schon wieder?

Vierte Szene.

Anna. Christian.

Anna (ist aufgetreten und deckt den Tisch für zwei Personen). Und wenn ich hätt' die Teller fallen lassen?

Christian. Wär' nur Dein Schaden. Für wen richtest Du Essen?

Anna. Ich muß nicht so mit mir reden lassen.

Christian. Gar nichts erfährt man, was in dem Haus geschieht. Antwort! Ich will's.

Anna. Wenn ich aber nicht mag?

Christian. Auch gut. Ich werde Dich nicht zwingen.

Anna (in ihrem Geschäfte fortfahrend). Kannst denn gar nicht bitten?

Christian. Nein. Muß es wohl nicht gelernt haben.

Anna. Mußt denn mit jedem so herumschreien? Gar, wenn der Bauer in seinem Zimmer ist?

Christian. Daneben ist er?

Anna. Nun ja, und noch dazu nicht allein. Aber freilich, Du warst ja nicht in der Bibelauslegung . . .

Christian. Mit wem sitzt er denn?

Anna. Ich kenn' ihn auch nicht. Er ist vorhin gekommen. Er sieht fein aus. Trägt sich wie ein Bauer, ist aber kein Bauerntuch, was er auf sich hat. Herrisch ist er. Muß gar wer Großer sein. Vielleicht gar vom evangelischen Regiment in Wels. So, nun weißt alles, was ich selber weiß. Herrgott! und ich hab' Dir's gar nicht sagen wollen!

Christian. Wär' kein Unglück, wenn Du's für Dich behalten hätt'st.

Anna. Wenn Du nur grob sein kannst! Dann bist glücklich. Ich weiß nicht, sie sind sonst alle so gut mit mir — und just Du!

Christian. Am besten ist doch der Stefan, was?

Anna. Der Stefan? Wer redet von so einem Lumpen? Aber der Sieverroither ist auch gar gut zu mir.

Christian. Du, das ist auch kein Glück!

Anna. Warum? (Pause.) Nein aber, wo Du hindenkst! Du bist doch gar zu närrisch mit Deinem Mißtrauen.

Christian. Ich hab' meine Ursach dazu. Es ist halt jedes, wozu sie's gemacht haben, und ein ledig Kind — da machen sie niemals was Rechtes draus.

Anna. Wär' nicht schlecht! Ich bin auch ein ledig Kind, und hat mir doch so etwas noch niemand gesagt.

Christian. Du auch? Und weißt, wer Dein Vater war? Lebt er noch?

Anna. Wissen tu' ich's schon. Meine Mutter hat's mir gar oft erzählt. Ein Holzknecht war er, und nur alle Wochen einmal, am Sonntag, hat sie ihn sehen können. Das soll Dir gar schlimm sein, hat sie immer gesagt; und sie haben heiraten wollen: da hat ihn ein Baum erschlagen, und ich bin ohne Vater gewesen und geblieben.

Christian. Und Deine Mutter hat um ihn geweint?

Anna. Kannst Dir's doch denken! Und später, wie wir noch beisammen waren, da hat sie sich's ausgemalt, wie das wäre geworden, wenn er nicht wäre so elend um sein Leben gekommen, und sie hätten zusammen gehaust. Weißt Du, es ist uns danach gar schlecht gegangen eine Zeit, nicht gar lang. Da hat man eine Freude mit so etwas, und ich denke mir auch manchmal, wie das sein wird mit einem Mann. Weißt: mir geht's gut, aber man träumt viel zusammen, kann man einmal nicht einschlafen.

Christian. Und wie Deine Mutter gestorben ist, hast Du geweint?

Anna. Gewiß. Wie fragst denn?

Christian. Siehst Du, und ich hab's nicht können. Das ist der Unterschied.

Anna. Das versteh' ich nicht.

Christian. Glaub's gern. Versteht's keiner. Und es ist doch so. Und die Menschen, waren sie gut zu Dir?

Anna. Alle waren's.

Christian. Das versteh' ich wieder nicht.

Anna. Und doch wieder — manchmal denk' ich mir, ich möcht' doch schon mein Hütten haben und mein Mann. Du, hätt' ich den gern, der hätt's gut mit mir! Und am Ende — sie haben immer gesagt, schon wie ich klein war, ich bin ein lieber Narr.

Christian (für sich). Das schwatzt! Kein Meiserl, kann's besser und lustiger, wenn's stöbert. (Lauter). Und im Dienst ist es Dir auch immer gut gegangen?

Anna. Immer. Nur freilich, vor mir hab' ich niemand sehen können. Ich hab' immer die erste sein müssen. Na, und ich bin es auch immer gewesen. Mir befehlen lassen von wem, das kann ich nicht leiden. Nein, nein, das vertrag' ich schon gar nicht. Und daß Du auch so bist und Dich vor niemand duckst, nicht einmal vor dem Bauer, vor dem sie alle kriechen, das hat mir gleich an Dir gefallen. (Christian lächelt). Kannst das auch? Das hätt' ich gar nicht geglaubt.

Christian (wieder düster). Und Du hast alle Menschen gerne, wie's geboten ist?

Anna. Alle. Aber weißt, ein Unterschied ist schon dabei. Wird doch nicht verboten sein in den Büchern?

Christian. Siehst Du, und mir ist manchmal,

als müßt' ich wen erwürgen, nur damit ich nicht ersticke vor dem, was in mir schreit. Und ich wollte, mein Vater wäre tot und meine Mutter hätte mich wo am Wege liegen lassen, daß mich die Pferde hätten zertreten.

Anna. Um Gotteswillen, was redest Du?

Christian. Siehst Du und das ist: Ich habe keinen gern, keinen.

Anna. Du . . .

Anna. Ich glaube, wenn Du erst einen ordentlich gern hättest, nachher hätt'st bald alle lieb.

Christian (lächelt wieder). Du lieber Narr!

Anna (erfreut). Noch einmal! Gar zweimal in einem Tag! Schaust, so könntest Du einer jeden schon gefallen.

Christian. Jeden? Dir auch?

Anna. Ich werd' gehen müssen, ich verplausch' mich da.

Christian. Dir auch? Red'!

Anna. Ich bitte Dich, ich hab' so viel zu tun, da vergißt man immer etwas.

Christian. Dir auch? Annerl, red'!

Anna. Wenn ich schon sag': einer jeden.

Christian. Du, Du, Annerl, Du!

Anna. Aber jetzt will ich . . .

Christian. Anna!

Anna (kommt). Willst noch was?

Christian. Nichts. Anna! (Anna kommt wieder.)

Anna. Warum rufst mich, wenn Du nichts willst? Also . . .

Christian. Nichts. Anna!

Anna (ganz nahe). Also, willst was?

Christian. Nichts! (Anna geht. Er ist allein, geht langsam dem Tische zu und läßt den Kopf in beide Hände fallen; dumpf). Soll's noch so einen geben wie mich?

(Annas Stimme). Barbara! Einen großen Krug Most und drei Becher! Hörst Du? Drei!

Fünfte Szene.

Christian. Barbara.

Barbara (tritt auf). Drei! Am Ende den auch noch bedienen! Den! Ein bitter Brot das auf der Sieverroith. Der schläft derweil, und wir plagen uns! Nu ja, jung Volk kommandiert jung Volk. (Stellt die Becher nieder. Christian hebt den Kopf. Sie setzt den Krug an den Mund mühselig und trinkt.) Das tut gut! Hihi, das tut gut!

Christian. Was! Maust Du schon wieder?

Barbara (sich zurückziehend). Alles sieht er, der Neidian! Alles sieht er, und gar nichts Gutes vergönnt er einem. Rein, wie wenn's ihm gehöret und nicht . . .

Christian. Du, ich könnt' mich doch vergessen.

Barbara. Möcht' ihm gleich sehen. Ja, ja, das möcht's ihm schon.

Christian. Du wirst mir zuviel, ich halt's nimmer aus.

(Die Thür zum Nebenzimmer geht auf. Es erscheinen:)

Sechste Szene.

Sieverroither und der schwarze Student. Die Vorigen.

Sieverroither. Was schreist schon wieder?

C h r i s t i a n. Wenn die einen bestiehlt und noch keck ist!

B a r b a r a. Gottlob, ein Stärkerer ist über ihn gekommen, ein Stärkerer!

C h r i s t i a n. Da hörst Du's. Vor Dir ist sie frech. Bettelvolk sollt' können schweigen.

B a r b a r a. Bettelvolk! Hörst es? So heißt man eine fromme Witfrau, die sich geplagt hat viele Jahre für Dich!

S i e v e r r o i t h e r. Ich weiß schon allein, was ich zu tun hab'! Du solltest niemand so schimpfen, Christian. Weiß niemand, was ihm der Herr bestimmt hat. Du aber, Du hast ein loses Maul, Barbara. Das Essen bring', hörst?

C h r i s t a n. Wenn ich immer unrecht haben soll ...

S i e v e r r o i t h e r. Das nicht. Aber Du schreist mir zu viel. Du bist mir zu jäh, Christian. Mein Leben lang befehl' ich auf der Sieverroith, aber so viel Lärm war noch nicht da, als seitdem Du da bist.

C h r i s t i a n (mürrisch vom Fenster aus). Weiß auch nicht, warum ich sie zwingen muß, und Dir folgen sie von selbst.

S i e v e r r o i t h e r. Wirst es schon noch einmal erfahren. (Die beiden setzen sich. Sieverroither fordert auf). Magst nicht? Ich hab' auch kein Gelust. Abtragen! (Zu Christian.) Kannst Dich hersetzen, weil schon drei Becher dastehen. (Christian tut's, grüßt aber den schwarzen Studenten nicht.) Darfst den Herrn schon grüßen.

C h r i s t i a n. Was will er? Ist noch keiner hergekommen, der nichts will.

Schwarzer Student. Dein Großknecht, Sieverroither?

Sieverroither. Mein Großknecht

Schwarzer Student. Ein trotziger Bursch!

Sieverroither. Trotzig — ja, aber stark. Du! Der ist Dir stark!

Christian. Das geht mich weiter viel an.

Sieverroither. Wirst Dich benehmen, wie ein Mensch, Bursch? Der Herr ist wer und soll so behandelt werden. Verstehst? Oder hast nichts vom schwarzen Studenten gehört, den sie den Kopf vom ganzen Regiment heißen? Also, unsere Sache steht schlecht, seitdem der Fadinger tot ist?

Schwarzer Student. Das wäre vielleicht zuviel gesagt, aber er fehlt uns überall.

Sieverroither. Es muß schlecht stehen, wenn ihr schon zu mir kommt und gar so wen schickt! Kurios, daß der Welser Hutmacher soll soviel vermocht haben. Da hab' ich einmal in Wels einen Hut gekauft, mag sein, gar von ihm. Hat mir nicht darnach ausgesehen.

Schwarzer Student. Bedenk' eins. Die Katholischen ziehen alles reisige Volk ins Land, da wird denn jeder Arm teuer, und wenn man mich zu Dir gesendet hat, so ist das nur ein Zeichen, wie viel uns an Dir liegt.

Sieverroither. Kurios. Lange Zeit habt ihr euch gelassen zu dem Wege. Das gefällt mir nicht. Muß schlecht stehen, sehr schlecht.

Schwarzer Student. Du wolltest ja damals nicht mit.

Sieverroither. Sollt' ich vielleicht mein kran-

tes Weib im Stiche lassen? Und es ist auch ohne mich lange gut gegangen. Und jetzt könnt ihr's nimmer richten? Das gefällt mir nicht.

Schwarzer Student. Kurz, Du willst nicht. Bedenke aber, wenn wir fallen, dann fällst Du mit.

Sieverroither. Nicht helfen wollen? Wer sagt das? Aber ich möcht' den Städter Herren, die dort die großen Herren spielen, nur zeigen, daß der Sieverroither weiß, was man von ihm will, und daß man ihn nicht foppt. Aber das evangelische Wesen, das läßt er nicht im Stich, und ehe wieder die Pfaffen tanzen vor ihrem Baal, eher will er das Letzte daransetzen.

Christian. Na also, da hat er ihn doch herumkriegt!

Sieverroither. Ruhig, Bursch, wirst mir zu laut.

Schwarzer Student. Das find' ich auch.

Sieverroither. Misch' Dich nicht in meine Sach', ich werd' schon noch fertig!

Schwarzer Student. Also, was gedenkst Du uns zu leisten?

Sieverroither. Wirst es schon hören. Ich tu', was ich will. Christian, geh in den Hof und läute die große Glocke. Dann versammle die Knechte und führe sie in die Stube. Du mußt sie bald beisammen haben. Es ist fast Abend, und da sind sie in der Nähe. Eil' Dich, Du kommst als der erste herein. Es geht um Großes, und da will der Sieverroither zeigen, was er kann.

Siebente Szene.

Sieverroither. Der schwarze Student.

Scharzer Student. Du hältst große Stücke auf Deinen Großknecht.

Sieverroither. Nachdem er's verdient.

Schwarzer Student. Wes Kind ist er?

Sieverroither. Das weiß man nicht.

Schwarzer Student. Und dennoch...?

Sieverroither. Gerade darum! Oder kennst Du das Wort nicht: den Stein, den die Bauleute verworfen haben, den will ich zum Eckstein machen? Der soll der Eckstein sein!

Schwarzer Student. Da wird sich mancher daran stoßen.

Sieverroither. Soll es nur immer. Wir sind ein eigen Volk da heroben, und er paßt zu uns. Ihn geb' ich euch mit, und er soll gehalten werden, als wenn ich's selber wär'.

Schwarzer Student. Das wird schwer gehen. Ihn kennt ja niemand von allen.

Sieverroither. Ich aber will es. Ihr werdet ihn schon kennen lernen. Ich kann unter niemand dienen, ich kann niemandem folgen, er noch, und man lernt viel im Kriege. Er hat Mut wie niemand. Hast Du die Narbe an seiner Stirn gesehen? Noch nicht siebzehn Jahre war der alt, da wird mir ein Pferd scheu, ein schönes, starkes, teures Pferd, an das sich niemand traut, scheu vor dem Blitze, der vor ihm einschlägt, und rast mir im Hofe. Er aber packt's — ein Hufschlag trifft ihn, daß er blutet und taumelt — er aber läßt's

nicht los, zwingt's und stürzt dann zusammen. Steht nach einer Weile auf, wischt sich's Blut, und während die anderen um ihn staunen, schaut er mich an, als wollt' er etwas, und geht an sein Werk. Ich hab' selten Angst und selten Respekt — damals hab' ich's um ihn gehabt.

Schwarzer Student. Werden ihm aber die Knechte folgen und die Bauern?

Sieverroither. Ich sollt' doch glauben, wenn ich es will...

Schwarzer Student. Wenn Du so darauf bestehst...

Sieverroither. Das tu' ich, ja. Ich will Dir auch den Grund sagen, obzwar ich es nicht müßt'. Der Junge gehört zum Grund, das hab' ich Dir schon gesagt, in allem, daß ich manchmal staune. Ich hab' ihn auch so gezogen. Nun ja. Du hast noch kein wilder Kind gesehen. Da hab' ich alle an ihm tun lassen, was sie nur wollten. Er sollte mir meisterlos und zornig werden, wie ein reisiger Wolf. Das ist er, aber...

Schwarzer Student. Aber er ist es Dir zu sehr.

Sieverroither. Dahier bin ich nicht gewohnt, daß mir wer das Wort vom Munde nimmt. Das merk' Dir. Aber ganz unrecht hast nicht. Er bleckt manchmal die Zähne auch gegen mich. Nun, ich fürcht' ihn nicht, das tät' mir nichts. Aber zu heftig ist er. Kein Mensch ist er. Noch kein Mädel hat er mir angesehen. Ich bin ihnen auch nicht nachgelaufen, aber das ist zu viel. Gespart hab' ich. Er ist geizig. Das soll nicht sein, das darf nicht sein! Er soll einmal nach mir hier

Herr sein. Das will gelernt sein. Und darum soll er mit: befehlen und wieder gehorchen lernen.

Schwarzer Student. Aber ginge das nicht besser, wenn Du mitgingest? Daß Du Dir ihn selber ziehst?

Sieverroither. Ich will nicht mit; noch nicht. Nimm's: ich bin der letzte Trumpf. Nimm's: ich will nicht mit einem verlaufenen Trupperl kommen, sondern wie sich's gehört. Nimm's, ich will, daß ihr noch eine Zuflucht habt. Er aber muß jetzt schon fort ...

Schwarzer Student. Jetzt versteh' ich.

Sieverroither. Meinst? Nun ja, ihr seid gar so klug, ihr gelernten Herren. Noch nichts verstehst Du. Ich will, daß der Herr selbst entscheide, ob er ihm das Leben — und es gibt keines, mit dem ich tausche — gönnt oder nicht. Darum soll er mit. Kommt er lebendig zurück — gut! Wenn aber nicht, dann hat der Herr selbst entschieden, denn in seinen Dienst stell' ich ihn. So ist es. Verstehst Du jetzt?

Schwarzer Student. Ich versteh'.

Achte Szene.

Die Vorigen. Christian.

Christian (wieder auftretend). Die Knechte warten.

Sieverroither. Erst mit Dir ein Wort. Ich hab' viel für Dich getan. Ich will noch mehr tun.

Christian. Nur das Meine möcht' ich endlich einmal.

Sieverroither. Wie meinst Du das?

Christian. Ist doch klar, mein' ich. Was ich verdien' und was mir zukommt.

Sieverroither. Ich könnt' Dir anders reden, aber heut' nicht. Kurz, Du gehst mit dem Herrn da und mit allen Knechten und Nachbarn. Man braucht jeden Arm wieder. Du bist der Obermann von allen, mach' mir keine Schande! Und jetzt sollen sie kommen, herein, alle herein.

(Knechte stürmen tumultuarisch herein. Rufe:)

Was gibt's, was will der Bauer?

Neunte Szene.

Die Vorigen. Marcus. Stefan. Pollender. Knechte.

Schwarzer Student. Als Gesandter eurer Brüder im Glauben bin ich hiehergekommen. Denn der Herr hat uns heimgesucht mit Trübsal und Not, daß unsere Seele verschmachtet. Der uns Führer und Leiter war, hat er zu sich genommen, und so — — —

(Rufe). Was will er? — Was redet er? — Verstehst ihn? — Nein. — Ich auch nicht. — Der Bauer soll reden, der Bauer!

Sieverroither. Da hörst Du! Ruhig! Burschen und Männer, unseren Brüdern im Unterlande geht's schlecht. Ihr habt mir oft Löcher im Kopf heimgebracht für nichts und wider nichts. Ich hab' keinem was gesagt, keinen deswegen fortgeschickt. Jetzt aber sag' ich euch: Geht hin und drescht, als stündet ihr auf der Tenne. Die Baiern sind die Garben, und Gottes Zorn wird mit euch sein und Kraft leihen. Wollt ihr?

(Rufe). Wir wollen! Wir wollen!

Sieverroither. Bring' einer Most und Krüge, soviele da sind. Wer aber nicht gerne mittut, der bleibe dahinten ... Dich, Marcus, frag' ich gar nicht. Dich kenn' ich. Du gibst mir acht auf den Christian, auf Dich kann ich mich verlassen.

Marcus. Sollt's doch meinen.

Christian (für sich). Was heißt das? einen Aufpasser?

Sieverroither. Dich, Georg, auch nicht. Du Stefan?

Stefan. Dazu bin ich nicht gedungen.

Sieverroither. Dann geh; ich kann Dich nicht mehr brauchen. Wer nur um Lohn dient, der ist ein übler Knecht und gleicht den bösen Schälken und hat also seinen Lohn dahin. Mach' fort! — Und Du, Pollender?

Pollender. Wenn's auf mich gerade anstehen? Aber soll denn gar kein Mann mehr auf dem Hofe bleiben?

Stefan (zu Marcus). Verflucht! Und gerade jetzt. Und es hätt' so lustig werden können. Ich allein im Taubenschlag. (Marcus dreht ihm den Rücken.)

Sieverroither. Ich aber kann nicht mit. Ich bin zu alt und muß auch das Haus hüten, damit ihr einen Unterschlupf habt, wenn ihr heimkehrt. Und wer mir zurückkehrt, der soll mein Bruder sein und soll ein gleich Teil haben an meinem Tisch. Wer aber soll Euch führen ins ewige Leben oder zum zeitlichen Tod? Denn es ist eine böse Sache, und ich weiß nicht, wie viel mir wieder kommen.

Marcus. Der Wildeste! der Christian!

(Rufe.) Der Christian! Der Christian!

Christian. Was soll das? (Zu Marcus.) Paß auf, ich fang' wen. (Vortretend zum Bauern.) Und Du, warum gehst Du nicht mit?

Sieverroither. Hast es nicht schon gehört?

Christian. Gehört schon, aber ich sag' Dir, Bauer, Du wirst Dich irren!

Sieverroither. Das tun wir alle, der Herr soll entscheiden! Und jetzt — es ist eine heilige Sache, für die ihr geht, denn ihr wollt nicht, daß die reine Lehre wieder sinke, und so kämpft ihr nicht um Mutwillen, und drum und weil wir vielleicht alle zusammen das letztemal hier vereinigt sind, so erhebet Eure Herzen und Eure Becher und rufet: Es muß sein!

(Rufe). Es muß sein! Es muß sein! Es muß sein!

Sieverroither. Ein heiliges Losungswort! Und nun tut, was ihr noch zu tun habt. Morgen mit dem Frühesten geht es fort.

(Knechte ab mit dem Rufe:) Es muß sein!

(Die Stube leert sich. Alle ab. Sommerliches Zwielicht. Lange Pause. Danach tritt Anna ein, setzt sich auf die Ofenbank und starrt ins Leere. Nach einer Weile Christian.)

Zehnte Szene.

Anna. Christian.

Anna (freudig). Ich hab's gewußt, Du mußt noch herkommen.

Christian. Und woher denn? Du neunmal Kluge?

Anna. Ich weiß nicht, aber ich hab's gewußt. Und

war auch Dir nicht so, als müßten wir uns noch ein Behüt Gott sagen?

Christian. Daran hab' ich nicht gedacht.

Anna. Christian!

Christian. Anna, mußt mir nicht böse sein. Von Dir möcht' ich's nicht, und glaub mir, ich habe viel im Kopfe, viel und nichts Gutes. Oder hast Du Dich schon einmal vor Dir selber gegraut?

Anna. Wie kann man das?

Christian. Glaub' mir, man kann's, wenn man das vor sich sieht, was man tun will. Und jetzt — hast Du mir was zu sagen?

Anna. Viel. Aber Du bist wieder so. Ich weiß kein Wort mehr.

Christian. Such's. Du weißt nicht, wie gern ich Dich höre.

Anna. Mußt aber nicht lachen über mich, siehst Du.

Christian. Ich werd's nicht. Gewiß nicht.

Anna (hat ein Kreuzchen aus dem Busen genommen. Christian will danach greifen). Siehst? Nicht so, und dann, Du weißt ja nicht —

Christian. So red'!

Anna. Siehst, das Kreuzel hat meine Großmutter selig getragen. Es ist geweiht, ich glaube: neunmal. Und man hat mir gesagt, es ist ein Segen dabei, daß, wer es trägt, der kann nicht gewaltsam sterben. Und mein Vater hat es danach immer bei sich gehabt — und das eine Mal, wo er es vergißt, da hat ihn der Baum gestreift.

Christian. Annerl!

Anna. Mußt nicht lachen. Es ist heidnisch, ich weiß, und ich bin sonst gut evangelisch und könnte sterben für die reine Lehre. Aber es ist uns damals so gut gegangen, und jetzt! Ich will freilich nicht klagen, der Herr hat mir's so bestimmt. Aber vielleicht hilft's doch. Ich möcht', daß Du zurückkommst. Magst es nehmen?

Christian. Annerl! Gar von Gold. Du wirst schier die einzige sein, die sich ängstigt um mich.

Anna. Glaub's nicht. Da ist der Bauer.

Christian. Ja, der Bauer! Freilich, er hat mich weggeschickt. Nun ja, wenn man einen will forthaben, so kann man schon ein übriges tun, als bedauerte man einen.

Anna. Nein, nein, er hat Dich doch gern, so wüst Du tust. Und verkauft hätt' ich es nie. Also nimmst es?

Christian. Ja, und ich werde zurückkommen.

Anna. Daß Du doch auch kannst lieb sein!

Christian. Ja, ich komme zurück. Erst hab' ich's wollen aus drei Gründen:? Um eine Tote, um einen, der lebt, und um mich. Jetzt ist noch eine Sach' dazukommen. Doppelt hält gut. Vierfach aber ist ein Strick, daran soll mir wer müssen, der's nicht denkt und wie er sich's nicht denkt. Auge um Auge, Zahn um Zahn; rücklings an ihn, wie er rücklings ist an mich! Aber Du wirst immer so sein wie jetzt? Immer stehn zu mir!

Anna. Wie redst wieder? Nein zum fürchten!

Christian. Antwort: Wirst es?

Anna. Immer so lang ich darf. Behüt Dich Gott.

Christian. Behüt Dich Gott, Du lieber Narr!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Szene: Flur der Sieverroith. Türe nach rechts, Türe nach links, mit einem Vorbau. Hinten ein Tor, vorne ein Tor.

Erste Szene.

Pollender. Der Bauer.

Sieverroither (auf und ab gehend). Also, wann kann er gekommen sein?

Pollender. Ich hab' Dir's schon gesagt. Oder nicht? Kann sein, nicht. Also: Gegen früh zu.

Sieverroither. Du hast ihm aufgemacht?

Pollender. Freilich, freilich. Es ist wohl bitter für einen alten Menschen. Nun ja, ich schlafe nicht mehr gut. Und es ist auch jetzt so still auf dem Hofe — man hörte jede Katze, die übers Strohdach geht, glaubt man. Und richtig, kaum bin ich eingeschlafen, da klopft's ans Tor, und da war er. Ich hab' ihm aufmachen müssen, ich, ein Bauer, einem solchen. Und Gott gebe mir nicht die ewige Ruh — aber ich hab mir manchmal gedacht, ich möcht' ihn wieder fluchen und wettern hören. So einödig war mir's.

Sieverroither (freudig). Hast Du das gedacht? Wirklich?

Pollender. Wirklich — und jetzt kommt er mir zu so einer Zeit und klopft mich aus dem Bette. Ist das der Dank?

Sieverroither. Und warum hast mich nicht gleich geweckt? Ihn nicht gleich zu mir gebracht?

Pollender. Weiß man's denn, ob man's darf bei Dir? Und hätt' er's denn gelitten? Verboten hat er mir's; er befiehlt und verbietet mir was!

Sieverroither. Nun, gehorcht hast ihm am Ende doch.

Pollender. Das ärgert mich ja am allermeisten.

Sieverroither. Und wie hat er ausgesehen? Was hat er getan?

Pollender. Ausgesehen? Wüst natürlich. Was er getan hat, meinst? Gar nichts. Nichts gedeutet hat er und nichts geredet. Sondern in die Scheuer ist er gegangen und hat sich niedergelegt. Und dort liegt er jetzt noch, und wenn man dabei stirbt vor Ungeduld und Neugierde. Das wäre ihm recht, just recht wär's dem Hochmut.

Sieverroither. Es ist auch nicht nötig, daß er was redt. Ich weiß genug.

Pollender. Und was weißt Du, Bauer?

Sieverroither. Bist wirklich so dumm, Pollender?

Pollender. Aber Bauer!

Sieverroither. Nun ja, glaubst Du, so kommt wer heim, wenn es gut gegangen ist, einzeln oder in der Nacht? Es steht schlimm um die heilige Sache, sehr schlimm. Der Herr hat seine Hand von uns genommen und uns verworfen in seinem Zorne.

Pollender. Meinst wirklich? Aber mein Gütel? Wie komm' ich hernach zu meinem Gürtel?

Sieverroither. Wär's nichts weiter. Aber sie werden über jeden kommen.

Pollender. Fürchtest Dich, Bauer?

Sieverroither. Fürchten? Narr Du! Ich lass' Dich zuviel reden. Aber freilich, wenn man so eine Woche wartet, wartet, und man hört nichts von dem, was man zumeist möchte, da horcht man sogar auf eine Klappermühle, wie Du's bist, und die übernimmt sich dann und glaubt, wenn's nur geht Klipp Klapp, so gibt das schon einen Sinn.

Pollender. Bauer, das ist nicht schön, daß Du mir Dein Gnadenbrot so vorrückst. (Pfiffig.) Aber am Ende, so gar lang wird's nicht mehr dauern. Meinen Grund forttragen können sie mir nicht, und ob der Baier Herr ist oder wer anderer, das ist mir ganz gleich. Meine Ruhe will ich haben, und wenn unser Herrgott gewollt hätte, daß die Bauern Herren sind, so hätte er sie zu Herren gemacht und nicht zu Bauern. Leben will ich — und der Glaube, der ist der rechte, der das bessere Teil hat. War das auch dumm geredet, Sieverroither?

Sieverroither. Nein, nur schlecht.

Pollender (gekränkt). Gar nie trifft man's bei dem.

(Es treten auf: Anna und Barbara.)

Zweite Szene.

Die Vorigen. Anna. Barbara.

Anna (mit dem Frühstück). Guten Morgen, Bauer, und willst da frühstücken?

Sieverroither. Nein, mir ist zu bang. Ich mag nicht essen. Weißt schon, daß der Christian wieder da ist?

Anna. Ja, ich weiß es.

Sieverroither. So, und woher?

Anna. Ich hab' das Tor gehen gehört, und dann hab' ich hinausgeschaut und ihn kommen gesehen.

Sieverroither. Und bist nicht neugierig, wie's gegangen ist?

Anna. Nein. Wär's gut gegangen, dann hätte er an mein Kammerfenster geklopft und mir's zugeflüstert.

Barbara. So genau weiß er Dein Kammerfenster?

Anna. Du mußt einmal sehr schlecht gewesen sein, daß Du so von einem braven Mädel denkst.

Barbara. Einmal? Wohl gar lange?

Anna. Na, meinetwegen kannst Du es jetzt auch noch sein.

Barbara. Keck ist das Mädel! Und Du, Pollender, sagst kein Wort dazu?

Pollender. Ja, was willst Du denn da tun? Warum redest Du auch so? Und muß ich mir dahier nicht auch alles gefallen lassen?

Barbara. Du Lapp! Aber der Krieg scheint aus.

Pollender. Scheint.

Barbara. Wann baust?

Pollender. Wann Gott will.

Barbara. No, ich möcht's gern wissen, damit man sich richten kann.

Pollender. Womit denn?

Barbara. Na, die Sachen, wann ich mitziehen soll.

Pollender. Na, na, mußt Dich nicht strapezieren dabei. (Rasch ab. Barbara ihm nach.)

Dritte Szene.

Sieverroither. Anna.

Sieverroither. Ein nettes Bandel!

Anna. War ich zu geschnappig, Bauer?

Sieverroither. Nein, mein liebes Mädel.

Anna. Ich mag die beiden auch nicht. Ich glaub', ich hab' vom Christian den Zorn auf die zwei.

Sieverroither. Hast so viel auf ihn gegeben? Ihn am Ende gern gesehen!

Anna. Ja.

Sieverroither. Kurios, so einen Unband!

Anna. Er war's gegen mich nicht.

Sieverroither. Nun ja, und das gefällt Euch Weibern halt, wenn Ihr meint, Ihr habt etwas ganz extra für Euch. Mußt Dich aber nicht schämen.

Anna. Das tu' ich auch nicht. Ich hab' keine Ursach!

Sieverroither. Nun, und wenn Gott will, und alles ist ehrlich gegangen, dann kann's ja immer gut werden. Siehst, ich hab' niemand, und jetzt in der einsamen Zeit hab ich's erst gesehen, ein wie herziger Schatz Du bist.

Anna. Bauer! Aber mir ist garnicht darnach, garnicht! Eher, als wäre der Christian tot und käme nie wieder.

Sieverroither. Mir auch. Daß er auch so ganz allein gekommen ist! Aber freilich, auf der Flucht! Den versprengt's dahin, den dorthin, und es schaut nur jeder, wie er in einen Unterschlupf kommt.

Anna. Bauer, soll ich ihn nicht doch wecken?

Sieverroither. Ja — nein, tu's nit! Es muß ja doch wer kommen, und ich weiß nicht, es redet sich so schlecht mit dem Christian. Es ist immer, als paßte er auf einen.

Anna. Das hab' ich noch nicht empfunden, aber ..

Sieverroither (aufschreiend). Der Marcus! Der Anton! Ueber den Hof kommen sie!

Vierte Szene.

Die Vorigen. Marcus und Anton. Pollender. Barbara.

Marcus und Anton. Grüß Gott, Bauer!

Sieverroither. Also! Daß ihr da seid! Wo sind die anderen?

Marcus. Werden schon noch welche kommen. Freilich — viel nicht mehr.

Sieverroither. Erzählt, erzählt! Wie ist's! Wie steht's? Wie war's?

Anton. Wie soll's sein? Müde bin ich und hungrig bin ich.

Sieverroither. Ihr müßt es ja sein. Daß man an so etwas nicht denkt! Barbara, bring was! (Es geschieht. Anton setzt sich und ißt.)

Marcus. Das ist einer! Kurz, es ist zu Ende mit der evangelischen Sache!

Sieverroither und die anderen. Um Gott!

Marcus. Ich weiß freilich nicht viel. Wir sind so nach Aschach hinunter, und dort haben wir uns geschlagen.

Anton. Ja, und das rechtschaffen!

Marcus. Wir griffen an, das heißt: wir nicht, sondern es waren vier Haufen immer zu jeder Seiten — drei vorne und die Traungauer mit dem Christian zuletzt, und wir sind vorgedrungen, das heißt, die anderen. Wir warten, und es kommt kein Befehl. Endlich sag' ich den Meinigen: Drauf! Also, das geschieht, und wer bei uns steht, alle uns nach. Da hören wir schon Geschrei vor uns: Maria, reine Magd! Der lauft, der wehrt sich noch. Wir haben uns gewehrt, aber es war nichts mehr zu machen.

Sieverroither. Der Herr hat sein Auge abgekehrt von seinem Volke! Erbarme Dich, Herr!

Marcus. Das wird zu spät sein. Ich bin auf Umwegen her, und jede Nacht war ich wo anders schlafen, einmal im Walde, einmal dort, wie sich's geschickt hat. Aber jede Nacht hat's wo anders gebrannt, da eine Einzelflamme, dort ein ganzer Weiler, manchmal war der ganze Himmel rot. Sie sind schnell, die Baiern. Erst vor dem Hofe hat sich der zu mir gefunden.

Sieverroither. Wir müssen's tragen. Und der Christian?

Marcus. Den habe ich in der Schlacht nicht gesehen.

Sieverroither. Nicht gesehen? Und Du, Anton?

Anton. Ich weiß nichts.

Sieverroither. Red', Kerl!

Anton. Nun ja, was soll ich wissen? Wie's geheißen hat: Schlagt! hab' ich geschlagen, danach, wie's geheißen hat: Lauft! bin ich gelaufen. Aber komisch war's; jeder von uns ist mit seinem Baiern fertig ge-

worden — alle zusammen haben sie uns untergekriegt. Das versteh' ich nicht! Komisch! Was?

Sieverroither. Und hast Du den Christian in der Schlacht gesehen?

Anton. Da muß ich erst nachdenken. Vorher, ja, und dann — ich bitte Dich, da hab' ich keine Zeit dazu gehabt. Ich hab' auf mich geschaut. Nun ja, ich muß es doch, oder wer tät's denn sonst. (Es sind noch einige Knechte gekommen. Der Flur ist halbvoll.)

Sieverroither. Mir wird bange. Ihr wißt nichts? Du auch nicht? Nein? Dummkopf!

Marcus. Es war nicht richtig bei Aschach, Sieverroither.

Anton. Nicht wahr? Es war aber garnicht richtig!

Sieverroither. Ich denke — ihr sagt es. Warum meinst Du das, Anton?

Anton. Nun, wie's aus war und wie wir's schon aufgegeben haben, da haben die Baiern immer noch geschossen. Neben mir einen weggeschossen haben sie! Gehört sich das? Wenn wir's schon verspielt haben, dann sollen sie doch einen Frieden geben. Oder ist das eine richtige Rauferei? Einen Frieden müssen's doch geben hernach!

Sieverroither. Kerl! Ruft mir den Christian! (Ein Knecht geht ab.)

Marcus. Ist der auch da? Gottlob, dann ...

Sieverroither. Du meinst?

Marcus. Nein, nein. Oder wäre er sonst hergekommen?

Sieverroither. So hast Du von ihm gedacht?

Marcus. Es kommen einem kuriose Gedanken, wenn man's verspielt sieht und es ist vordem immer gegangen, und man weiß nicht, wieso es auf einmal nicht mehr geht. Aber jetzt wird's gut sein. Er wird doch nicht . . .

Fünfte Szene.

Die vorigen. Christian.

Barbara (zu Pollender). Du, paß auf! Mir scheint, es geht über einen.

Pollender. Dummes Zeug. Das tu' ich so. Aber geschehen tut nichts.

Christian (tritt auf). Was wispert ihr schon wieder! Grüß Gott, Marcus! (Marcus gibt ihm zögernd die Hand.) Grüß Gott, Anna!

Sieverroither. Für mich hast kein „Grüß Gott"?

Christian. Meinetwegen: Grüß Gott, Bauer.

Sieverroither. Und zu erzählen hast Du mir nichts?

Christian. Nichts, was Du nicht schon wüßtest. Es ist schlecht gegangen, denk' ich.

Sieverroither. Denkst Du? Du mußt's wissen.

Christian. Wissen die was?

Sieverroither. Aber Du hast kommandiert.

Christian. So? Nun, ich weiß doch nichts.

Sieverroither. Um Gotteswillen, martere einen nicht!

Christian. Was willst denn eigentlich? Das, was die Hauptsache ist, hast Du schon gehört.

Sieverroither. So bist Du mitgeflohen?

Christian. Wär' Dir's lieber, sie hätten mich erschlagen?

Sieverroither. Und dennoch will Dich niemand im Treffen oder auf der Flucht gesehen haben.

Christian. Wer weiß, wo die ihre Augen gehabt haben.

Sieverroither. Bursch, ich vergreife mich!

Christian. So probier's!

Anton. Ich weiß noch was, Bauer.

Sieverroither. Was? Rede!

Anton. Auf dem Herwege hab ich bairische Reiter gesehen, kurz vor Gmunden, wo der Weg abzweigt. Sie können nicht mehr weit sein. Freilich, Pferde kommen nicht herauf auf die Sieverroith. Aber sie könnten ja am Ende vielleicht absteigen.

Sieverroither. Und das sagst Du erst jetzt? Vorwärts, vorwärts! Das Tor nach hinten zu! Es ist schon gesperrt? Probiert's! (Man rüttelt daran.) Das hält was aus. Wachposten vors andere! Laßt niemand herein, den ihr nicht kennt! Vorwärts, vorwärts! Die Waffen aus dem Hause! (Zu Christian.) Du bleibst da. Mit Dir hab ich noch zu reden.

Christian. Ist mir recht. Ich bin auch gar zu müde, und was geschehen soll, das werdet ihr nicht aufhalten. Marcus!

Marcus. Ich hab' nichts insgeheim mit Dir!

Christian. Auch gut. Wirst noch betteln um den Bissen Brot bei mir.

Sieverroither. Wie redest Du daher?

Christian. Ist meine Sach, und ich weiß es, warum ich's tun darf.

Sieverroither. Ich begreif' Dich nicht. Aber wehe Dir, wenn nicht alles ist, wie's hat sein sollen.

Christian. Droh nicht. Ich kann's von Dir nicht hören! (Setzt sich nieder, brütend.) Wenn man nur keinen Menschen sehen müßt'!

Sechste Szene.

Christian. Anna.

Anna (ist zu ihm getreten, rasch). Daß Du nur heil da bist, Christian! Daß Dir nichts geschehen ist!

Christian (aufschreckend). Wer ist's? Ach, Du, Anna! Was gibt's?

Anna. So redst Du mit mir? Ueberhaupt . . .

Christian. Nun, was ist Dir nicht recht? Ich treff's ja bei keinem mehr.

Anna. Bei mir hast's noch immer recht getroffen. Ich kann mir's ja denken, wie Dir's sein muß. Du hast das Deinige getan, und jetzt sehen sie alle so scheel auf Dich. Nicht wahr, das tut Dir weh?

Christian. Ja, ja, Du wirst es schon erraten haben. Da siehst Du es: Nicht einer mag mich ordentlich.

Anna. Du tust dem Bauern groß Unrecht. Er hat sich genug um Dich gesorgt.

Christian. Um mich? Das red' einem Dümmeren ein. Um die evangelische Sache — meinetwegen;

um den Marcus — kann sein. Aber um mich? Ja, gesorgt hat er sich, ob ich vielleicht nicht doch am Leben bin. Du willst den verstehen? Du in Deiner Gutheit!

Anna. Um Gotteswillen! Aber ich hab mich auch geängstigt, und jetzt kann ich nicht froh werden mit Dir, so gern ich's möchte.

Christian. Dir glaub' ich beides.

Anna. Nun also, siehst Du, und ich hab' gewußt, mein Kreuzel wird Dich beschützen.

Christian. Dein Kreuzel? Das hat mehr getan, als Du glaubst.

Anna. Siehst Du! Ich bin freilich nur ein dummes Mädel, aber es wird noch gut, alles gut. Erst vorhin hat der Bauer zu mir gesprochen von uns beiden — so lieb, ich hätt's nie geglaubt.

Christian. Von uns beiden?

Anna. Nun ja. Ich hab's ihm gesagt, daß ich Dich gern habe, und er war garnicht bös.

Christian. Und ihm glaubst Du auch nur ein Wort?

Anna. Ich bitt' Dich — ihm nicht? Wem dann? Geh, tu mir's zu lieb, red' freundlich mit ihm, Arbeit' mit bei dem, was sie tun, und zeig's ihnen, wer Du bist. „Ihr habt mir weh getan, ich aber steh' fest zu Euch und der evangelischen Sache."

Christian. Also hängst Du an der evangelischen Sache?

Anna. Nein, wie Du nur bist! Oder möchtest Du nicht auch Dein Leben hingeben für die reine Lehre? Ich tät's ohne Besinnen. Aber ich Narr! Lass' mich von Dir so foppen, von Dir, der Du gestritten hast dafür!

Christian. Ich wollte, ich wäre nie hergekommen . . .

Anna. Christian, was heißt das?

Christian. Ich wollte, ich wäre nie hergekommen, oder doch nur . . .

Anna. Um Gott, das ist ja, als hätten sie recht!

Christian. Mir ist gar schlimm, Anna. Mich schnürt's. Aber das, was ich auszumachen habe, das konnt ich doch nur allein richten — allein ich und allein er.

Anna. Um Gott, ich versteh' Dich gar nicht mehr.

Christian. Möcht' ich Dir's denn sagen, wenn Du auch nur ein Wort verstehen könntest? Aber mir scheint, ich bin in der Falle, und durch will ich. Die Türe ist gesperrt. (Er rüttelt mit Macht am hinteren Tore. Es hebt sich in den Angeln, gibt aber nicht nach.) Ich krieg's nicht auf . . .

Anna. Mir wird so angst, Christian.

Christian. Darf Dir auch sein. Es ist nichts Gutes, was geschehen soll. Aber ich kann nichts dafür. Da frißt es an einem: Jahr um Jahr — nimm Dir das Deine — nimm Dir alles und mit einem Streich, und Du probierst es, und dann! Dir graust's . . .

Anna. Was ist das Deine?

Christian. Siehst Du, nicht einmal das weiß einer. Aber da hab' ich mich gefreut auf alles: Aufs Heimkommen, denn ich häng' an dem Grund, auf Dich und noch auf eines. Aber ich darf mich auf nichts freuen. Das ist, wie damals, wo ich noch ein Kind war. Da haben sie mich einmal einen ganzen Tag nicht geprügelt und nicht gequält, und es war noch dazu

im Sommer und der Tag hat lange gedauert, und wie ich in der Nacht allein auf dem Hofe bin, da fällt Dir ein Stern, so, glaub' ich, wie vor mir. Ich lauf' hin mit offener Hand, will ihn haschen. Nichts war's. Nichts. Und so war's immer und jetzt recht. Ich darf mich auf nichts freuen. Ich hab's auch nie getan. Nur jetzt, und auf Dich, Annerl. Aber ich darf's nicht, ich darf's nicht.

Anna. Also hast mich gern?

Christian. Das fragst noch? Möcht' ich denn sonst so mit Dir reden?

Anna. Dann tu mir eins. Sprich mit dem Bauern.

Christian. Mit dem? O ja, mit dem werde ich noch reden.

Anna. Ich bitt' Dich, im guten und alles wird gut.

Christian. Im guten? Im guten geht's nicht.

Anna. Ich bitt' Dich, Christian, lieber Christian!

Christian. Mit dem! Im guten! An allem ist er schuld. Meine Mutter hat er ins Grab gebracht, mich hat er martern lassen.

Anna. Um Gottes Barmherzigkeit!

Christian. Ich kann nichts hören von der Barmherzigkeit Gottes. Ich kann's nicht. Gegen wen ist er barmherzig? Gegen mich? Gegen Dich? Nein, er ist's nicht. Er ist ein Gott der Rache, er trifft Vater und Kind, eins ins andere!

Anna. Du versündigst Dich, Christian.

Christian. Geht jetzt schon in einem. Und schuld an allem — er, immer er! Er hat geschwiegen,

nun, und ich habe getan, was ich mußte. Auf ihn kommt, was mich drückt!

Anna. So sag mir's. Vielleicht ...

Christian. Da gibt's kein Vielleicht. Ich bin hereingerannt — hereingerannt, wie eine Katze ins Haus, das sie gewohnt ist, und wenn es sogar brennt. So, ganz so. Du aber, verlaß mich nicht, Annerl, Du nicht! Sie werden mich schlecht machen, schlechter wie schlecht. Glaub's nicht! Es hat so sein müssen, Annerl. Alles hat so werden müssen. Ich hab' Dich gern gehabt, aber sagen kann ich Dir nichts.

Anna. Gehabt? Und wie soll ich von Dir lassen, wenn ich nicht muß?

Christian. Wieder so mit wenn! Aber mir ist dumpf.

Anna. Freilich. Ich begreif's. Erst die Schlacht, dann die Flucht, die Angst, dann die ...

Christian. Hast recht! Erst die Schlacht, dann das — und das Sinnieren, erst: Wo ist Deine Schuld? Und Du findest keine. Und der heimliche Haß, der sich freut, wenn er darf offen werden, gegen alle, alle. Und Du hast's in Dir: Sie tun Dir unrecht, wie sie heißen, alle zusammen, und die Tage Deines Lebens, daß Du bald glaubst: es kann nicht anders sein. Und dann siehst Du: es hätt' anders sein können, und Dir gehört viel, und man gibt Dir wenig und als Mitleid. Und das frißt an Dir, und der Haß wächst und schreit in Dir, Und dann ist's geschehen, und Du bist in Sünde selbst an noch mehreren, als an Dir in Sünde sind, eh Du's weißt, und der Haß schreit weiter ...

Anna. So wirf ihn hinter Dich, den Haß.

Christian. So redst Du. Aber durch muß ich, durch, und geht's nicht — sie sollen mich nicht allein gefangen haben! Nein, es muß noch wer daran glauben! Hätt' ich nur ein Messer! Aber ich habe meine Waffen ablegen müssen. Dort. Vorher — nun dort und damals ... Nur ein Messer! Durch! — Durch! (Geschrei hinter der Szene: Der Student! Der Student!) So? Ist der da? Gut. Durch muß ich! Ah! Anna!

Anna. Christian!

Christian. Schweig! Jetzt kommt es! Fort! — Fort! (Ab zur Rechten).

(Es treten auf:)

Siebente Szene.

Sieverroither. Schwarzer Student. Marcus. Knechte.

Sieverroither. Drängt nicht so um ihn! Es muß ihm wehe tun. Ihr seht ja, er kann kaum gehen. So, da sitz. Gefallen bist Du.

Schwarzer Student. Ja, gefallen bin ich.

Sieverroither. Und wo?

Schwarzer Student. Da glaubte ich, die Baiern seien hinter mir, es hat so getrappelt. Ich springe ins Dickicht und falle hin, hart und schwer.

Sieverroither. Eine Stärkung? Trinkst Du ein Glas Wein?

Schwarzer Student. Ich komme nicht zu Gast.

Sieverroither. So ruh Dich aus, und wir wollen weiter sehen ...

Schwarzer Student. Ich komme auch nicht,

um mich zu verbergen vor denen, die mich fangen wollen. Ich tät's auch hier nicht. Denn es ist ein Preis auf meinen Kopf gesetzt. Wer mich beherbergt, der stirbt mit, und sein Gut gehört dem, der mich anzeigt.

Sieverroither. Um Gott, was willst denn? Was warnst Du mich? Oder glaubst Du, daß ich Dich im Stiche lassen möchte? Oder hältst Du mich für einen, der abfällt?

Schwarzer Student. Das glaube ich nicht. Aber ich will nur noch einmal ehrliche evangelische Gesichter sehen, ehe ich sterbe.

Sieverroither. Steht's so?

Schwarzer Student. Ja. Es ist aus mit der evangelischen Sache in Oberösterreich.

Sieverroither. Aus!

Schwarzer Student. Aus. Sie hetzen uns wie die Füchse, die nicht wissen, wo ihr Bau ist. Sie fangen uns mit Netzen und werfen den Strick um unseren Hals. Das Land dampft von den Opfern, die sie ihrer Rache bringen. Es ist aus.

Sieverroither. Aus, und ein Tag!

Schwarzer Student. Ein Tag — ja wohl! Aber Du warst nicht dabei, wie die Ueberlebenden, die letzten und besten, unter der Linde von Frankenmarkt gewürfelt haben um ihr Leben, Du hast nicht den Strick gehalten, an den sie Deinen Bruder henkten, Du nicht!

Sieverroither. Und Du — Du hast es?

Schwarzer Student. Ich hab's müssen. Ich hab' gewonnen, im Würfeln. Denn sie verkannten mich, und sie wußten nicht, wen sie fingen, sonst hätte mich nichts gerettet. Ich aber wollte leben. Ich wollte noch

einmal herkommen und Dir sagen: Matthäus Sieverroither, Du hast die evangelische Sache verderbt und also gestürzt, daß sie sich nimmer wieder kann erheben. Du! — Du! — Du!

Sieverroither. Ich?

Schwarzer Student. Du! Denn Du hast uns den Verderber geschickt — Du hast jenen schwarzen und finsteren Gesellen über die Traungauer gestellt.

Sieverroither. Und?

Schwarzer Student. Und? Frage sie, frage alle, die dabei waren: Wann habt ihr den Befehl bekommen, anzugreifen?

Marcus. Befehl? Gar keinen. Das Warten war uns zu lange, und da haben wir angefangen. Erst ich mit denen von der Sieverroith. Es sind schon welche mit. Aber nur, wer's wollte und nachdem er wollte. Wir hatten keinen, der voranging und dem alle folgten.

Schwarzer Student. Nun, und es ist Befehl nach Befehl ergangen: Greift an, um Gotteswillen! Bote auf Bote hat ihn dem Christian Mittermeyer, Deinem Christian, überbracht. Kennst Du den Pappenheim?

Sieverroither. Nein. Wie denn?

Schwarzer Student. Du wirst ihn kennen lernen, und man wird den Namen maledeien im Lande, so lange noch einer die reine Lehre darin im Herzen trägt. Nun, der griff an mit seinen Reitern. Du hast die Harnische glänzen sehen im Sonnenschein, Du hast ihr grausam Geschrei gehört, als sie einstürmten auf die Bekenner der Schrift. Nun, Ihr hattet Botschaft. Damals, als die Panzerreiter müde waren, als der letzte

Gewalthaufen bedrängt, aber noch nicht überritten war, damals war zu helfen. Ihr hättet ihm tun können, wie dem Löbel von Euren Brüdern am anderen Flügel geschehen ist. Warum kamt Ihr nicht?

Marcus. Wir hatten keine Post.

Schwarzer Student. Keine Post? Du bist brav und tapfer, ich habe Dich hernach beim Raufen gesehen. Du hast das Deinige getan. Ich wollte, alle hätten es so. Aber wo blieben dann die Boten? Warum seid Ihr so spät gekommen, als nichts mehr zu helfen war? Ist Euer Führer feig gewesen?

Marcus. Feig? Nein, das ist der Christian nicht.

Schwarzer Student. So schlimmer.

Sieverroither. Um Gott! Wieso?

Schwarzer Student (zu Marcus). Hast Du ihn in der Schlacht gesehen?

Marcus. Ich hab' schon gesagt: nein!

Schwarzer Student. Ich auch nicht und auch sonst niemand.

Sieverroither. Ja, um alle Gnade, was kam er denn wieder her?

Schwarzer Student. Der Herr liefert in die Hand der Gerechten seine Sünder, auf daß ihnen werde nach ihrem Teil. Er hat ihn verblendet, und ihm geschehe, was des Rechtes ist.

(Rufe:) Ihm geschehe, was des Rechtes ist. Er hat sich versündigt an der Gemeinde des Herrn!

Anna. Um Gotteswillen! Barmherzigkeit! Christian!

Schwarzer Student. Er hat Verrat geübt.

Er ist von seinem Posten gewichen. Er hat Botschaften unterschlagen.

S i e v e r r o i t h e r. Noch einmal sag's. Verrat hat er geübt? Ich glaub's nicht — noch nicht.

S c h w a r z e r S t u d e n t. Das tat er.

S i e v e r r o i t h e r. Mein Wahrzeichen! Mein Wahrzeichen! Er hat mich betrogen — betrogen um meinen Gott! Christian!

(Die Tür springt auf.)

A c h t e S z e n e.

Sieverroither. Christian.

C h r i s t i a n. Nun? (Alles weicht ihm aus.) Gut, daß Ihr Platz macht.

S i e v e r r o i t h e r. Fort, macht fort! Allein müssen wir's ausmachen, was wir mit uns haben. (Alle ab.) Mein Wahrzeichen, Betrüger, mein Wahrzeichen! Da warst Du?

C h r i s t i a n. Ja, da war ich!

S i e v e r r o i t h e r. Also, Du hast's gehört?

C h r i s t i a n. Natürlich. Ihr habt ja genug gelärmt dafür.

S i e v e r r o i t h e r. Und Du hast geschwiegen zu alledem?

C h r i s t i a n. Gewiß, oder verlangst Du noch mehr Spektakel?

S i e v e r r o i t h e r. Und Du bist nicht aufgesprungen: „Kerl Du lügst! Ich bin kein Meineidiger und kein Verräter!?"

C h r i s t i a n. Das fragst? Du warst ja dabei.

Sieverroither. Und warum nicht? Man schneidet Dir die Ehre ab und mir auch, und Du hast kein Wort der Abwehr dafür?

Christian. Und hätt's auch dann nicht, wenn er gelogen hätte.

Sieverroither. Bursch, er hat also die Wahrheit gesprochen?

Christian. So im ganzen schon.

Sieverroither. Und das sagst Du mir so ruhig?

Christian. Und warum soll ich lärmen dabei? Es geht schön still auch.

Sieverroither. Und wenn ich Dich dafür erschlagen lasse, wie Du's verdienst?

Christian. Zutrauen möcht' ich Dir's schon. Wenn Du Dich's nur trauen würdest!

Sieverroither. Warum soll ich nicht? Der Hof ist noch mein. Die Knechte stehen noch zu mir.

Christian. Noch!

Sieverroither. Wie meinst das?

Christian. Das kannst Du Dir unschwer ausdeuten. Den Hof möcht' ich. Ich will heiraten.

Sieverroither. So, und ich soll ihn hergeben? Wie kommst denn da dazu?

Christian. Das weißt Du wirklich nicht?

Sieverroither. Nein. Nein. Du hättest ihn bekommen, wärst Du gestanden, wie sich's gehört zur heiligen Sache. So aber — ich will sterben wie ein Hund, wenn Du nur eine Scholle bekommst. Ich hab' Dich gern gehabt, ich hab's gut mit Dir gemeint . . .

Christian. So gut, daß es nicht Dein Verdienst

ist, wenn ich nicht heute auch hänge an der Blutlinde von Frankenmarkt — so gut, daß es nicht Dein Werk ist, wenn ich nicht auch liege bei den sechstausend anderen! Ich rede nicht gern, aber Dir muß ich das doch schon noch sagen.

Sieverroither. Um Gott, wo denkst denn hin, Christian?

Christian. Dich schau' ich immer noch durch, Bauer. Du kannst schweigen und hast's gezeigt. Aber verstecken kannst Du Dich nicht vor mir. Schweig nur, schweig. Es ist mir heute gleich, ob Du redest oder nicht. Gleich, ganz gleich. Dein Reden hilft nicht mehr.

Sieverroither. Du sprichst so dunkel . . .

Christian. Es hat schon Sinn. Such' Dir ihn nur heraus. Aber bald. Du hast so viel Zeit nicht mehr dazu, Bauer.

Sieverroither. Du drohst mir, Bursch?

Christian. Ja, das tu' ich.

Sieverroither. Und darfst es denn?

Christian. Sonst tät' ich's ja nicht. Ich sage Dir: Du bist in meiner Hand, Sieverroither, und Du sollst sie spüren, daß Du vor ihr verzagst! Das sollst Du! Ja!

Sieverroither. Du, ich bin wild. Ich spür's, mir kommt mein Zorn.

Christian. Zwing ihn! Ich rat Dir's.

Sieverroither. Du — stehst Du so vor mir, dann denk ich an die Zahllosen von Aschach, die nutzlos und verraten gefallen sind, an die Heimlosen und Vertriebenen, denen man die Höfe angezündet hat . . .

Christian. Denk daran, wenn Du stirbst. Das hast Du getan.

Sieverroither (taumelnd) Das hat mir heut schon einer gesagt.

Christian. So besser. Vergiß das nie. Du bist schuld an allem, und getröste Dich mit der Schickung Gottes, die Dich so hat tun lassen, wie ich mich damit getröste, wenn es mir aufsteigt wie Wut gegen mich — ich könnte Hand anlegen an mich selber, aber vorher mußt Du daran, Du!

Sieverroither. Um Gott — und dieser Haß!

Christian. Ja, den trag' ich Dir. Und ich sag' Dir, gib mir den Hof im guten, oder es geschieht was! Und wenn Du betteln gehst danach, dann glaub': Es war Schickung. Ich glaub's auch, bei allem, was ich verschuldet hab', o! — und ich darf's nicht mehr glauben.

Sieverroither. Und warum nicht?

Christian. Ich bin nicht mehr calvinisch. Ich habe Messe gehört und Beichte verrichtet.

Sieverroither. Du — und warum?

Christian. Denk an eine Tote — an einen, der lebt!

Sieverroither. Was heißt das?

Christian. Noch immer nicht? Noch immer schweigen? Nun also, ich will nichts mit Dir gemein haben, nicht einmal den Glauben. Ich will Dich an den Galgen bringen können.

Sieverroither. Wieso? Wie willst das?

Christian. Ja, ich will's. Du hast Rebellen beherbergt; der geächtete schwarze Student ist bei Dir, und Du hast von ihm selber gehört, was darauf steht.

Ein Wort, und Du hängst. Aber ich will mehr. Der Hof ist Dein Leben. Den mußt Du mir geben. Darnach will ich schweigen, und Du geh betteln und sag' den Leuten: Das ist der Matthäus Sieverroither, der einst der große Bauer ob Gmunden war. Geben sie Dir vielleicht etwas mehr. Kriegst auch bei mir etwas, wenn Du kommst mit dem Stecken. Ich halt' Dich in der Hand. An den mußt Du, mußt!

Sieverroither. Hältst Du? Meinst Du? Da kennst Du den alten Sieverroither schlecht.

Christian. Schlecht oder gut. Ans Leben will ich Dir, am Leben hab' ich Dich. Gefreut' hab' ich mich auf den Tag — o, fast seitdem ich denke.

Sieverroither. Und warum haßt Du mich so?

Christian. Das fragst Du noch? Schlecht hast Du mich vor mir selber gemacht, ich ekle mich an, ich muß zugrunde gehen, meineidig bin ich geworden — es reut mich nicht! Aber ich bin's, und Du fragst noch?

Sieverroither. Aber hab' ich Dir je anderes getan, wenn nichts gutes?

Christian. Was denn?

Sieverroither. Ich hab' Dich aufziehn lassen auf meinem Hofe.

Christian. Warum?

Sieverroither. Ich habe Deine Mutter gelitten, wie sie sonst keiner gelitten, wie sie in der Schande war.

Christian. Das sagst Du? Gut, aber warum?

Sieverroither. Ich habe Dich zum Großknecht gemacht.

Christian. Warum?

Sieverroither. Immer: warum. Du sollst den Hof haben, wenn ich sterbe. Aber nein, das geht nicht mehr.

Christian. Ich wart' auch nicht so lange. Gleich und von freien Stücken! — oder ich geh' hin und zeig Dich an. Sie werden mir glauben, und ich hab' ihn so.

Sieverroither. Das wirst Du nicht tun, Christian. Du wirst meine grauen Haare nicht mit Schande zur Grube fahren lassen.

Christian. Ich werd's.

Sieverroither. Ich habe nie gebeten. Ich bitte Dich, tu's nicht. Es wird sich schon was finden.

Christian. Was soll sich finden? Im Elend mußt Du leben, wie meine Mutter und ich!

Sieverroither. Tu's nicht — um aller Barmherzigkeit willen!

Christian. Das Wort, das haff' ich! (Der Alte faßt ihn an.) Laß los, sag' ich, ich geh'.

Sieverroither. Ich fürcht' mich vor Dir.

Christian. Das ich das gehört hab'! Sterben könnt' ich dafür!

Sieverroither. Tu's nicht!

Christian. Laß los!

Sieverroither. Dann zwing' ich Dich — ich allein.

Christian. So komm! (Sie ringen. Der Alte stürzt zu Boden.)

Sieverroither (am Boden liegend). Tu's nicht — ich bin Dein Vater.

Christian. Das sagst Du mir zu spät. Das weiß ich längst. Just drum! (Ab.)

Neunte Szene.

Sieverroither (springt auf). Mein Gewehr! Sterben muß er! — Sterben! — Fort ist's. — Fort. (Stürzt vor). Tor zu! Bindet jeden, der heraus will. (Das Thor fällt krachend zu. Christians Stimme: Loslassen, sag' ich, los!)

Anna (hinter der Szene). Wer ruft? Christian! — Christian!

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

(Hof der Sieverroith. Herbststimmung. Nacht. Im Hofe flackernde Pechpfannen. Auf den Bergen Feuerzeichen im Niedersinken. Lager. Vor dem Tore geht Marcus als Schildwache auf und ab.)

Erste Szene.

Marcus. Schwarzer Student.

Schwarzer Student. Ist alles besorgt?

Marcus. Du hast ja Augen.

Schwarzer Student. Die Feuerzeichen sind angezündet?

Marcus. Schau Dich um.

Schwarzer Student. Kannst nicht mehr sprechen?

Marcus. Ich mag nicht.

Schwarzer Student. Ich vertrete heute den Bauern.

Marcus. So? Kann sein, aber ich weiß nicht, wer Dich dazu bestellt hat. Und wenn: ich bin aber nicht gewohnt, mir von wem anderen befehlen zu lassen, als von ihm.

Schwarzer Student. Sei nicht so störrig! Bedenke das allgemeine Elend und füge Dich der Not aller, die einen Führer brauchen. Wer kann das sein, als ich? Oder wollt ihr führerlos verderben?

Marcus. Kann sein, ich hab' unrecht. Aber ich bitte Dich, es ist auch so etwas über dem Hofe — man weiß nicht, will Dir wer ans Leben, oder sollst Du wem ans Leben.

(Ein starkes Klopfen.)

Zweite Szene.

Die Vorigen. Der Bauer vom oberen Bühl mit Knechten und Nachbarn.

Marcus. Wer ist's?
Stimme. Der Bauer vom oberen Bühl!
Marcus. Wer hat Dich gerufen?
Stimme. Das flammende Zeichen!
Marcus. Warum kommst Du?
Stimme. Fürs evangelische Regiment!
Marcus. Das Wort?
Stimme. Es muß sein!
Marcus. Es muß sein! Grüß Gott!

Schwarzer Student. Grüß Gott! Und gar mit so vielen!

Der Bauer. Meine Knechte und was von Nachbarn da ist, sind alle mit.

Schwarzer Student. Es ist gut. Glaubst Du, daß noch wer kommt?

Der Bauer. Ich wüßt nicht, wer noch kommt. Vielleicht noch der vom Lechof. Der wär' der letzte. Aber der ist lau im Glauben.

Schwarzer Student. Ruht Euch aus. Wir müssen noch heute aufbrechen und die Nacht durchmarschieren. (Sie verteilen sich, nur der Bauer steht bei Marcus nnd dem Studenten.)

Marcus. Nun, und der Sieverroither — will der noch nicht?

Schwarzer Student. Ich weiß nicht. Ich traue mich kaum, mit ihm zu sprechen. Seit Mittag sitzt er in seiner Stube und blättert in der Bibel. — Blatt für Blatt schlägt er um und stöhnt dabei. Vorhin sah ich ihm eine Weile zu — eine gute Weile. Er bemerkte mich aber gar nicht. Nur einmal ließ er den Kopf schwer fallen — ich lege die Hand auf seine Schulter, er aber schnellt auf und schaut mich mit finsteren Augen an, daß ich fast erschrecke. „Willst mich ausspionieren? Wart! Wirst schon noch alles hören." Aber geweint hat er nicht, wie ich mir's vorgestellt hatte.

Marcus. Weinen? Der? Da kennst Du ihn aber schon gar gut! Daß ihn aber die Sache mit dem Christian so herumgerüttelt haben soll? Oder wirklich nur, weil er wen gefunden hat, der ihn übermeistert? Wär' möglich. Er war immer gar stolz auf seine Kraft.

Schwarzer Student. Was ist mit dem Christian?

Marcus. Nun, gebunden haben wir ihn. Das

war Dir keine kleine Arbeit. Eine Gewalt hat der Jung' in sich!

Schwarzer Student. Und jetzt?

Marcus. Jetzt starrt er vor sich hin und spricht kein Wort. Nur manchmal reißt's ihn. Und die Anna ist bei ihm, auch stumm, und weiß kein Ende mit Schluchzen. Was nun das gar werden will!

Schwarzer Student. Könnt' sie ihn nicht losbinden?

Marcus. Der Anton hält Wache — und wenn? Wohin will er? Aber eins wundert mich. Aehnlich sieht er dem Bauern! Ich hab' den jung nicht gekannt, aber einmal muß er was an sich gehabt haben, ganz so etwas, wie es der Christian heut hat. Man könnt' fast auf Gedanken kommen. Aber jetzt bin ich doch schon zwanzig Jahre da — also da hätt' man doch was hören müssen.

(Es klopft wieder.)

Dritte Szene.

Die Vorigen. Der Bauer vom Lechof.

Marcus. Wer ist's?
Stimme. Der Bauer vom Lechof!
Marcus. Wer hat Dich gerufen?
Stimme. Das flammende Zeichen!
Marcus. Warum kommst Du?
Stimme. Für das evangelische Regiment!
Marcus. Das Wort?
Stimme. Es muß sein!

Marcus. Es muß sein! Grüß Gott! Spät kommst. Wir haben Dich nicht mehr verhofft zu sehen.

Der Bauer. Ich hab' weit. Aber wenn's das gilt, das letzte! Sie heißen mich lau. Aber siehst — meine Buben, meine beiden Buben haben sie mir erschlagen, ich hab' gar niemand mehr. Wenn ich mir denke, mein Hof ist so ganz einsam, und es wird Winter, und die Wölfe kommen vom Gebirge und bellen um den Hof, und es wird Nacht und Du siehst die grünen Augen leuchten durch die Finsternis und da geh' ich lieber wo die sind. — Du hast niemand mehr, der zu Dir steht und zu Dir gehört — das halt' ich nicht aus. Und noch dazu, wenn der Sieverroither ruft, wer käme dann nicht?

Marcus. Da siehst Du, wie sie zu ihm halten.

Schwarzer Student. Ja, wäre er selber mitgekommen, wie es noch Zeit war! Aber jetzt!

Marcus. Jetzt ist nichts mehr zu retten, meinst Du?

Schwarzer Student. Ich glaub' es beinahe. Nur daß der Herr gewaltig wird in uns und seine Wunder tut.

Marcus. Du, der tut Dir keine Wunder mehr!

Schwarzer Student. Aber man hofft's doch.

Marcus. Ist besser, man tut's nicht. So grimmiger ist man danach.

(Die Haupttür ist aufgesprungen.)

Vierte Szene.

Die Vorigen. Sieverroither.

Alle. Endlich!

Sieverroither (geht langsam vor). Mir tut's weh in den Augen. Nun ja — erst die Finsternis und jetzt das Flackern. Das tut mir weh in meinen alten Augen.

Marcus. Sollen wir uns zum Aufbruch schicken?

Sieverroither. Noch nicht.

Schwarzer Student. Wir haben Eile. Nur bei Nacht können wir noch marschieren und uns mit unseren Brüdern vereinigen, die noch vom Flachlande heraufziehen, und mit denen, die Gmunden berannten und nun abstehen müssen davon. Bei Tage schlachten uns die Feinde einzeln. Ich habe Nachricht, daß sich die Unsrigen alle heute Nacht bei Pinsdorf lagern.

Sieverroither. Noch nicht.

Schwarzer Student. Du hast auch die Nachbarn noch nicht begrüßt, Matthäus.

Sieverroither. Wer ist Dein Matthäus? Und willst Du mir sagen, was ich zu tun habe?

Schwarzer Student. So war's nicht gemeint.

Sieverroither. So überleg's Dir besser, was Du sagst. Marcus, läute die Glocke. (Alle kommen herzu, Anton auch.) Das gellt! Marcus!

Fünfte Szene.

Die Vorigen. Alle aus der Sieverroith.

Marcus. Was willst, Bauer?

Sieverroither. Mich schwindelt's. Führ' mich zur Bank. Ich glaub', ich seh' nichts — keinen Schritt seh' ich. Sitzen will ich, sitzen! (Alles drängt sich um ihn.) Sind das alle? Wenige sind's, wenige! Na — am Ende für das, was noch zu tun ist, sind's genug.

Schwarzer Student. Also, sollen wir abziehen?

Sieverroither. Wirst's schon hören, wann's an der Zeit. Dorthin, wohin wir müssen, kommen wir immer noch zeitlich genug. Es ist nur . . .

Marcus. Was meinst?

Sieverroither. Nichts! Drängt Euch nicht so um mich! Da starren sie mich an. Das mag ich nicht. Wer hat die Wache gehabt?

Marcus. Beim Tore ich.

Sieverroither. Nein, anderswo.

Marcus. Beim Christian meinst?

Sieverroither. Den Namen hab' ich nicht verlangt.

Marcus. Anderswo — der Anton.

Sieverroither. Ist recht — ist ein zuverlässiger Bursch. Und jetzt?

Marcus. Jetzt ist niemand bei ihm.

Sieverroither. Ist gut so. Ist nicht mehr nötig, daß wer bei ihm ist. Bist brav, Marcus, ich werd' Dir's gedenken. Ja so, das geht nicht mehr. Also, Ihr

geht alle mit und Ihr wißt, daß vielleicht keiner am Leben bleibt von allen?

Schwarzer Student. Warum sagst Du das heraus?

Sieverroither (steht auf.) Weil ich will! Und warum sollen's die Knechte nicht wissen? Ist besser, es bleibt dahinter, wer nicht mit will mit freudigem Herzen. Also Ihr habt mich verstanden und Ihr wollt alle mit?

Rufe: Wir wollen!

Sieverroither. Kurios. Sind so viele doch, und nicht einer will abfallen! Aber Euch hätten sie am Ende nichts getan. Aber uns! Wir haben ja nur die Wahl, ob sie uns ausräuchern werden wie die Füchse, oder ob wir uns wehren wie die Wölfe — wie Wölfe! (Er taumelt.)

Marcus. Ist Dir schlecht, Bauer?

Sieverroither. Nein, nein. Ich hab' nur an wen denken müssen.

Schwarzer Student. Hast Du sonst noch was zu befehlen, vor dem Aufbruch?

Sieverroither. Hat's der eilig! Kann noch nicht fort. Muß vorher noch was geschehen. Reines Haus möcht' ich machen.

Schwarzer Student. So verstör' mir wenigstens die Leute nicht, oder wir lassen Dich zurück.

Sieverroither. Probier', ob sie Dir folgen.

Schwarzer Student. Nun denn, es gilt. Brüder, vorwärts! Will der durchaus nicht, warum soll uns sein Eigenwille hindern, zu tun, was geschehen

muß? Ihr kennt mich, es hat mancher von Euren Söhnen unter mir gedient. Ich will Euch führen.

Rufe. Bis der Sieverroither geht! Hörst nicht, er ist noch nicht fertig! So lange können wir noch warten!

Sieverroither. Siehst, das hast Du wohl auch gar nötig gehabt. Ja, ja! Aber freuen tut's einen doch.

Marcus. Was freut Dich?

Sieverroither. Daß Ihr gar so steht zu mir, das freut mich.

Marcus. Von mir weißt Du es, denk' ich, lange genug. Ich hab' niemand gekannt, dem ich hätte so folgen können, und ich werde auch keinen mehr kennen. Du bist der gerechteste Mensch, den ich je gefunden habe.

Sieverroither. Meinst? Na, dann wirst bald schauen! (Zum Studenten.) Sollst mir jetzt keinen Zorn tragen. Du bist ein Schriftgelehrter. Hast Du auch schon herausgefunden, was für ein furchtbares Buch das Wort Gottes ist?

Schwarzer Student. Furchtbar? Es ist tröstlich.

Sieverroither. Das denkst Du nur so. Ich weiß es besser. Du, ich hab' heute darin gelesen, ich weiß gar nicht, wie lange. Aber nicht einen Spruch hab' ich Dir darin gefunden, der mir nicht Schauer gebracht hätte. Ist das nicht eigen? Wie deutest Du mir das aus, Schriftgelehrter? Du warst ja Student.

Schwarzer Student. Ich hab's nie gefunden. Aber ich beschwöre Dich, mach' ein Ende.

Sieverroither. Wüßt' man nur wie, wüßt

man nur wie! Aber zurücklassen kann ich ihn nicht.

Marcus. Geht's um den Christian?

Sieverroither. Ich mag keinen Namen hören! Ich mag nicht. Aber jetzt ist's schon eins. Ja, um den geht's, und was mit dem werden soll.

Marcus. Was willst Du, daß mit ihm geschehe?

Sieverroither. Ich hab' da nichts zu wollen. Ich nicht. Ihr alle müßt mich hören und richten, denn wir sind die Gemeinde des Herrn. Was? Und sein Wort lebt nur noch in uns und sonst nirgendwo im Lande. Wie das nur gekommen ist? So über Nacht, und man wundert sich. Und daß er so viel Schuld haben soll daran! Und hat doch wieder keine!

Schwarzer Student. So trage Deine Sache vor, daß wir fort können. Wir wollen richten. Ich aber glaube, er muß sterben.

Sieverroither. Meinst das schon jetzt und weißt eigentlich noch gar nichts? Was wirst erst nachher sagen? Aber jetzt begreif' ich, was ich einmal hab' nicht verstehen können: „Rottet Eure Widersacher aus mit der Schärfe des Schwertes!" und danach wieder: „Ihr sollt ihnen keinen Haß tragen im Herzen!" Aber lass' ich ihn zurück, so verschmachtet er mir hilflos, oder es gechieht ihm noch Aergeres, und leben darf er mir nicht. (Mit lauter Stimme) Nachbarn!

Sechste Szene.

Anna. Sprich noch nicht, Bauer. Ueberleg's noch.

Sieverroither. Tu' ich Dir auch weh, Annerl? Aber ich hab's lange genug überlegt, und es muß

sein. Nachbarn! Männer und Burschen! Ich hab' gesündigt im Geheimen, und ich will's bekennen vor der Gemeinde.

Rufe. Der Sieverroither spricht! Der Sieverroither!

Sieverroither. Ihr kennt mich alle seit vielen Jahren, Du vom Lechof und Du vom Bühl gar, seitdem wir leben. Ihr habt mich für gerecht gehalten alle die Zeit ...

Rufe. Das haben wir, das tun wir!

Sieverroither. Ich bin es nicht. Ihr habt mich für wahrhaftig gehalten ...

Rufe. Das bist! Es weiß es keiner anders!

Sieverroither. Ich bin es nicht. Ihr habt mich für mutig und aufrecht gehalten ...

Rufe. Was fragst? Wir wollen Dir's alle bezeugen!

Sieverroither. Ich bin es nicht. Ich habe unrecht getan, ich habe gelogen, ich war feig. Mögt Ihr mich noch zum Führer?

Rufe. Wir glauben's nicht! Sprich weiter! Wir müssen es hören!

Sieverroither. Ihr sollt es auch. Ihr habt die Christine gekannt, die bei mir auf dem Hofe war?

Rufe. Ja, ja! Was soll die?

Sieverroither. An der hab' ich mich versündigt. Sie war mein, und der Christian ist mein Kind.

Rufe. Der Christian? — Der? — Also das! — Darum? —

Schwarzer Student. Das ist eine läßliche

Sünde; die lohnt es nicht, daß wir uns darüber verweilen und darüber die Zeit versäumen.

Sieverroither. Läßliche Sünde? Du sprichst nach Deinem Verstande. Ich aber sage Dir, es gibt keine läßliche Sünde, sondern alle sind sie gleich in den Augen des Herrn, und er sucht sie heim zu ihrer Zeit. Er hat sie auch an mir heimgesucht und hat mich gefunden mit der Macht seines Armes. Ich aber will mich ihrer abtun, ehe ich mich in seine Hand gebe. Denn es steht geschrieben: „Du sollst nichts dulden in Deiner Mitte, was unrein ist oder verworfen.“ Aber Ihr habt auch mein Weib gekannt — — —

Rufe. Wir haben! Wir haben!

Sieverroither. Also. Ihr wißt, was lang sie mir gelegen ist. Und ich war damals jung und stark und stolz, und hab' unbehaust sein müssen in solchem Reichtum. Das hat an mir gefressen, und ich hab' mich hart gesorgt: „Matthäus, wenn dich der Herr ruft, wer soll nach dir Herr sein dort, wo du es gewesen bist und deine Väter?“ Das war meine Sünde. Denn wir haben uns nicht zu sorgen, sondern seine Schlüsse zu nehmen, wie er sie angesetzt hat und versiegelt von Ewigkeit. Und da las ich in der Bibel von Abraham, seinem Weibe Sarah, von Hagar, der Magd, und Ismael, ihrem Sohne. Und so hab' ich mich versündigt auch in der Tat, wie vorher nur in Gedanken. Aber mein Ismael hat seine Hand gegen mich erhoben, wie jener gegen die Söhne Abrahams seinen Haß trägt.

Also: der Bub ist zu seiner Zeit gekommen. Da hat's angefangen. Denn die Christine hat mich sehr gejammert, und ich hab' doch nicht gewußt, was soll ich tun

und wie soll ich ihr helfen. Denn ich hab' mich geschämt vor meinem Weibe, daß ich ihr bekennen soll, was ich mich vergangen, und ich hab' mich auch gefürchtet vor ihr und ihrer Frömmigkeit. Und also war ich feig und habe lieber geduldet und zugesehen, wie sie mein Mädel und mein Blut getreten haben und mißhandelt. So hab' ich denn auch gelogen. Denn ich habe dem Studenten und anderen gesagt: das leid' ich — mehr: das hab' ich so gewollt, weil ich will, daß er zornig und stark werde, wie ein reisiger Wolf. Aber ich hab's getan nur in der Angst meines Herzens und weil ich mich nicht verraten wollte vor meinem Weibe und vor meinen Leuten. Ich habe also die Menschen mehr gefürchtet als meinen Gott. Ist das auch eine läßliche Sünde, Student?

Und wenn die Christine gekommen ist zu mir an einsamen Oertern und sonst, wo uns niemand gesehen hat, und vor mir gekniet und zu mir geschrien hat: „Erbarme Dich!“ — da hab' ich sie getröstet und mich: „Mein Weib wird ja sterben, und dann ist alles gut“. Aber sie ist nicht gestorben, und später, da hab' ich ihr gedroht, und daß ich sie vom Hofe jage, und wenn ich's getan hätte, und sie hätt' Euch aufgerufen gegen mich: Wem hättet Ihr geglaubt, ihr oder mir?

Rufe. Dir, Dir, Sieverroither!

Sieverroither. Also. Und sie hat das auch gewußt, und sie hat mich, mein' ich, nie gern gehabt und sich immer nur gefürchtet vor mir, und auch das war mir nicht recht. Je älter aber meine Sünde war, desto minder hab' ich sie wollen bekennen. Sie ist verkommen darüber, und als mein Weib starb, da war's auch aus

mit ihr. Noch ganz zuerst in der Trauer, noch ehe ich gewußt habe, was ich soll, ist die Christine gestorben. Ich aber habe auch dann nicht gesprochen, und dem Christian nicht gesagt: „Du bist mein Sohn", sondern ich dachte: bist Du mein Erbe, so ist's recht. Und als er mir nicht gefiel in seiner Zornigkeit, da schickte ich ihn in den Krieg, daß der Herr entscheiden solle, ob er lebe oder nicht. Das aber war wiederum sündig, denn es steht geschrieben: „Du sollst dir nicht Lose machen noch Wahrzeichen!" Also hab' ich gesündigt vielfach, offen und insgeheim. Wollt Ihr mich noch zum Führer?

Rufe. Wir wollen! Wir wollen!

Sieverroither. Es ist gut. Auch könnt Ihr mich nicht richten, denn ich bin fortab in der Hand Gottes. Er wird mich nicht entlassen daraus, und Ihr seid nicht über mir. Jenem aber könnt Ihr tun nach seinem Recht. Er hat Eure Sache verraten, mit Bewußtsein, bei Aschach. Was steht darauf?

Rufe. Er muß sterben!

Sieverroither. Er ist abgefallen von seinem Glauben und hat Bündnis geschlossen mit seinen Feinden. Was steht darauf?

Rufe. Er muß sterben!

Sieverroither. Er hat die Hand erhoben wider seinen Vater, ihn zu schlagen, und hat meine grauen Haare mit Schande bringen wollen an den Galgen. Was steht darauf?

Rufe. Er muß sterben! (Marcus ab.)

Siebente Szene.

Sieverroither. Der Herr hat gesprochen.

Anna. Um alle Barmherzigkeit, Bauer, um alle Gnade!

Sieverroither. Was willst?

Anna. Um alle Gnade! Sei nicht so. Schau, er hat alles verloren, alles! Ich weiß. Mich hat er verloren, ich hab' ihn lieber als das Licht meiner Augen, und ich muß von ihm lassen. Ich kann nicht mehr zu ihm — ich weiß, denn ich kann es nicht. Den Hof hat er gewinnen wollen — das ist aus. Er bekommt ihn nicht. Das seh' ich. Er wird verderbt, verspielt hat er alles, weil er hat zu viel gewinnen wollen; ich seh's. Aber leben laß ihn — um Gotteswillen, laß ihn leben, leben! (Aufschrei hinter der Szene. Christian stürzt vor. Hinter ihm Marcus.)

Christian. Ist's recht? — So recht? — Hast, was Du gewollt hast? — Ah, ich hab's. Umsonst — alles umsonst. (Stürzt nieder und stirbt.)

Sieverroither. Wer war das?

Marcus. Ich hab's getan. Ich hab' ihn losgebunden, weil ich kein Metzger bin, und ich hab' den Stich geführt in seine Brust.

Sieverroither. Du? — Und warum?

Marcus. Weil die Brüder gesprochen haben und weil ich nicht wollte, daß er so lebe, wie er leben hätte müssen.

Sieverroither. Du? Gerade Du hast es nicht gewollt? — Und warum?

Marcus. Weil ich ihn gerne gehabt habe.

Sieverroither (aufschreiend.) Alle haben sie ihn gerne gehabt — alle, und das hört man erst jetzt! (Stürzt über der Leiche nieder.)

Achte Szene.

Schwarzer Student. Kniet nieder zum Gebet, vielleicht zum letzten in der Heimat! (Es geschieht.) Ihr habt es manchmal angehoben, ehe ihr in den Kampf gingt, manchmal in Kirchen. Erhebt's noch einmal, damit sich der Herr erbarme über sein Volk:

Nun betet alle, Mann für Mann,
Das Beten gilt ein Schwur:
Herr, hilf uns von der Pfaffen Bann
Und von der Herren Schur.
Laß Freiheit uns erwerben,
Und wenn der Salzbund bricht,
Herr, gib ein selig Sterben,
Danach ein mild Gericht!

Es drohen Wetter um und um,
Und fährlich ist der Streit;
Uns zeigt Dein Evangelium
Den Weg zur Seligkeit.
Und müssen wir verderben,
Weil Satan mit uns ficht:
Herr, gib ein selig Sterben,
Danach ein mild Gericht!

(Die letzten zwei Zeilen werden als Refrain wiederholt.)

Neunte Szene.

Sieverroither. Wer betet da vor, so lange ich lebe? Wer befiehlt auf der Sieverroith? Feuer in den Hof! (Einige ab.) Es will nicht aufgehen.

Marcus. Gerade schlägt's auf.

Sieverroither. Es hat lange genug geglost. Nun soll es brennen. Die Waffen hoch!

Zurufe. Fürs evangelische Regiment! Es muß sein! Es muß sein! Es muß sein! Es muß sein!

(Während der Hof in Flammen aufgeht und die Höhenfeuer in sich zusammensinken, fällt langsam der Vorhang.)



Das Blut

Roman

Seiner lieben Schwester Laura
ein Gruß übers Meer



Erstes Kapitel.

Durch das ganze Anwesen geht ein lebendiges Wasser und erfüllt es mit starkem und heimlichem Gebrause. Durch eine Mauerlücke betritt es den umfriedeten Raum; es rauscht an einer Turbine vorbei, von der allerhand Riemenwerk ausläuft und Maschinen in rasche und knarrende Bewegung versetzt. Nun überwölbt und von dunklen und widerhallenden Kellergängen vorm Sonnenlichte geschieden, kommt es bald wieder ins Grüne; es scheidet, von ängstlich schmalen Stegen überbrückt, zwei Gärten, die einander so ungleich sehen wie nur irgend möglich. Denn der zunächst dem Wohnhause ist fast übersorgfältig gepflegt; mit sauber gekiesten Gängen, mit Rabatten, in denen altmodische, großblumige Blüten mit nickenden Köpfen stehen, mit wenigen, doch vornehmen Obstbäumen, mit Aprikosen und Reben, die rankend und breitblättrig das geteerte Holzgitter der Südwand überspinnen. Der andere aber ist ganz verwahrlost, sein Plankenzaun wollte verfallen, und nur dichtes Brombeergenist, das ihn allenthalben umwucherte, bot eine Art Schutz vor unberufenem Eindringen. Aber üppiges Gras wuchs darin, schlanke Haseln standen überhangend und fast grünschattig überwölbend nächst dem Wasser. Das zog an ihnen vorüber; es durch-

bricht zum andernmale eine Mauer und tritt ins Freie, um sich wenige Schritte davon mit dem Bache zu vereinigen, von dem man's abgetrennt. Das geschieht dem Werkkanale gegenüber, der von da ab fast gerade durchs flache Land der unfernen Stadt zuzieht; hart vor der großen Wehre, deren mächtige Quadern im Sommer blank und bloß im Sonnenlichte schimmern, während im Frühjahre und im Herbste die Fluten so toll darüber hinschießen, daß man wohl begreift, warum das Bauwerk so stark und massig gefügt worden ist.

Aber nicht allein die rufende Stimme der Wasser durchklingt das Haus. Eine seltsame Unruhe lebt unablässig darinnen. Denn ein mächtiger Anbau stößt daran: da schnurrt ein Göpelwerk, da rasseln beständig Handwägelein und Schiebkarren über Steinpflaster, da hallen die Tritte schwerer und wuchtiger Männerstiefel nach. Türen fallen hart und lärmvoll ins Schloß, ein ewiges Hin- und Widergehen ist in allen Räumen. Dazu durchzieht sämtliche Gelasse ein eigener Geruch: der kräftige Brodem frisch gedörrten Malzes, der fade und dennoch erregende süßen Bieres, das starke Gewürz des Hopfens einigen sich darin.

Das Haus ist ein Brauhaus, und der Lärm städtischer Betriebsamkeit und bäuerlichen Geweses berühren sich in ihm so heute, wie zur Zeit, da Rupert und Salome Lohwag hier noch als Pächter saßen. Immer noch klirrt zur gesetzten Zeit das schrille Dengeln der Sensen, immer noch rasseln Pflugscharen über den Hof, klingt aus den Scheunen der Dreitakt behender Flegel, manchmal ganz seltsam vom raschen Pochen lustiger Böttcherhämmer, vom Kollern der Fässer auf dem Boden beant-

wortet. Immer noch ziehen mächtige Pferde, vielleicht nur nicht mehr so schön wie damals, an überschweren Wagen, um dann zu Abend leicht und mit um vieles geringerer Last heimzukehren. Auch die Bauern pflegen noch in müßiger Stunde ihren Umtrunk unter den alten Nußbäumen des Hofes zu tun; der dehnt sich manchmal bis in die späte Nacht, denn es sind Deutsche; und zuzeiten klingen immer wieder jene getragenen, alten, klagenden Weisen ins Dunkel hinaus, die Frau Salome so ungerne vernahm. Aber man kümmert sich nicht mehr so viel wie damals um das Treiben derer, die es bewohnen; man mag sie nicht, denn das Gebäude ist Herrengut, und sonst ringsum freier Bauernboden. Man liebt diePächter noch immer nicht, denn sie gedeihen, und noch ist keiner mit leeren Säcken fort, während die Erbgesessenen hart kämpfen müssen und dennoch in ihrer Wirtschaft mehr und mehr zurückkommen; verargt ihnen schon ihre Freizügigkeit, die dem rechten Bauer unfaßlich, der durch den Zwang der Gewohnheit noch heute so sehr ein Höriger der Scholle ist, als es seine Ahnen nur je durch den der Gesetze gewesen. Aber so feindliche und lauernde Blicke fliegen doch nicht mehr nach dem Wohnhause, das, mit seinen grünen Jalousien und durch himmelhohe Holzstöße neugierigen Augen fast ganz entzogen, das mächtige Rechteck des Hofes abschließt. Man haßt sie nicht mehr, man trinkt ihr Bier gedankenlos, während früher einmal jeder Schluck durch die feste Ueberzeugung eine eigene Würze gewann, es müsse mit den Lohwags doch ein schlechtes Ende nehmen, so sehr sie auch zusehends an Gut und Geld vorwärts kamen.

Ein rechter Nachbarnhaß braucht eigentlich gar keine

Begründung, während es hier zum Ueberdruß und gar mannigfaltige gab. Denn die Lohwags waren nicht nur Fremde und fremd im Orte geblieben; auch ihr Bekenntnis schied sie von den anderen. Sie waren Calviner; und man mag die eigentlich nirgends, wo sie versprengt und einsam wohnen. Auch sie besaßen jene Tüchtigkeit, die man allenthalben ihren Glaubensgenossen zuerkennt; aber nicht minder jenen selbstgenügsamen Hochmut, der ihnen überall die Herzen entfremdet. Keiner wußte, daß Rupert oder Salome jemals einen der Gäste gegrüßt hätten, wie sich das doch für Wirtsleute gehört; bei ihm war es wirklich Geldstolz, während ihr das ganze Brauhaus einfach ein Gräuel war. Sie haßte das weltliche Treiben unter den Nußbäumen, und es verleidete ihr beinahe die Freude an den Ställen, an ihren Lieblingen, den wunderschönen Rindern, die darin standen, daß sie daran vorüber mußte, wollte sie nach den Tieren sehen. Wie konnten Leute, die zumeist nicht einmal in guten Verhältnissen waren, ihr Geld so unnütz vertun? Männer singen wie die Schulbuben? Sich gar betrinken? Das verstand sie nicht, der Anblick schon war ihr widrig, und so hielt sie sich an den Nachmittagen eines Samstags oder eines jeden Sonntags ängstlich in ihrem Gärtchen oder in ihren Zimmern, in denen es so peinlich sauber, aber auch so trostlos nüchtern war, denen nicht das mindeste Bild, denen kein Zierat Anmut und rechte Wohnlichkeit lieh. Denn ein freudeloser Geist lebte in Salome wie in Rupert Lohwag; das vertrieb ihnen die Dienstleute, so hohe Löhne sie auch zahlten. „Man verlernt das Lachen bei ihnen," sagte eine Magd, als sie fort war. „Und sie würden

nicht einmal reden vor Stolz, rauften sie nicht immer mit einander," fügte eine andere hinzu.

Worum sie eigentlich stritten? Das wußte niemand. Aber sie taten's unablässig. Freilich ließ Frau Salome augenblicks die Vorhänge nieder, sobald das erste spitze Wort fiel. „Die draußen brauchen nichts zu sehen." Eine unnütze Sorge! Denn keines von ihnen erhob die Stimme, wenn sie haderten; nur die Augen, die Hände sprachen ihre leidenschaftliche Sprache. Auch das ist gar nicht nach Bauernsinn; aber wenn dann Rupert über ein kurzes mit flammendem Gesichte im Freien erschien und hastig davonstapfte, über Feldrain und durch Furchen, häufig stehen bleibend und die Faust schüttelnd und Unverständliches in seinen wirren, grauen Bart murmelnd, dann stießen die unter den Nußbäumen einander an und schmunzelte jeder, der ihm begegnete. Das wußte freilich niemand, wie lange und mit vergnüglichem Lächeln ihm Frau Salome dann nachzusehen pflegte: „Laufen muß er, ärgern muß er sich, sonst wird er mir zu dick, und der Zorn könnt' ihm dann schaden," sagte sie dann vor sich hin. Sie wußten auch nicht darum, daß er keine größere Reise machen konnte, ohne seinem Weibe irgend ein Schmuckstück, so reich und so schwer in Edelstein und Gold und wieder so unauffällig, wie er es nur immer erstehen konnte, zum Angedenken heimzubringen. Sie trug es nur den einen Tag; aber in ihrem Wäscheschranke reihten sich Kästchen und Kästchen, häuften sich Gold- und Silberrollen. Besah sie ihren Sparschatz, dann flog durch lange Zeit ein milder Schimmer über ihr kluges, hartes, ernsthaftes Gesicht: „Für mein Mädel." Er aber konnte, wenn ihm im

Pferdestalle ein ungewöhnlich schönes Fohlen entgegen-wieherte, sich nicht enthalten, ihr es vorzuführen: „Da wird mein Bub einmal darauf sitzen," und streichelte das zierliche Geschöpf, als sähe er schon den helläugigen Knaben darauf. Denn sie wünschten sich ein Kind — nur eines freilich, damit ihre Habe ungeteilt bliebe. Und wes Geschlechtes das sein solle, ob ein Sohn, ob ein Tochtermann, den sich Salome nach ihrem Herzen erlesen und ziehen wollte, einmal auf dem Gute gebieten werde, das sie als alte Leute zu kaufen gedachten, das gab Anlaß für viele und ernsthafte Streitigkeiten. Auch dann noch, als jede Ursache dazu längst geschwunden war, als keine Hoffnung mehr dafür blieb. „Sie haben sich's verschrieen, denn Gottesgabe muß man nehmen, wie und so oft sie kommt," erläuterte die alte Susann', die einzige, die es durch Jahre bei ihnen aushielt. Und die Susann' war ein kluges und vielerfahrenes Weib.

Wenn aber dieser Schmerz ihnen beiden gemeinsam, wenn er selbst ein Band mehr zwischen ihnen geworden war nach jener ersten, bittersten Zeit des Entsagenmüssens, da jedes heimlich dem anderen gegrollt, weil es in ihm die Ursache so herber Enttäuschung suchte, dann hegte die Frau noch ein Sonderleid. Eine Schwester hatte sie besessen, von reicheren Gaben, um vieles jünger, von seltener Anmut und unendlich liebenswert. Man hatte das Kind gehätschelt, und zumal sie war ihm mit allem angehangen, was in ihrer Seele zu lieben vermocht. Die war verkommen; dem Elternhause war sie entlaufen, ohne daß man auch nur ahnen konnte, warum sie es tat, noch wo sie war. Freilich hatte auch niemand jemals ihrem Schicksale nachgeforscht; ihr Angedenken ward

totgeschwiegen, und wenn irgendwie Kundschaft von ihr zugetragen wurde, dann war sie immer traurig und betrüblich und erzählte von Hunger und Herzeleid. Aber Frau Salome hatte kein Mitleiden mit ihr; sie gab viel, wenngleich nur bedacht und nie ohne weise Lehren, aber für ihre Schwester, das hatte sie sich zugeschworen, sollte ihre Hand immer geschlossen bleiben. Keine Versuchung, ihren Eid zu brechen, trat an sie heran. Die Verlorene litt und ertrug es klaglos, daß man sie selbst bei der Erbteilung nach dem Tode der Eltern überging — freilich über letztwillige Verfügung. Das tat Salome fast wohl; es war nur in der Ordnung, wenn die Sündige schon in diesem Leben ihren Lohn erhielt; aber es war schön, daß sie gegen ihr Los nicht murrte, „wider den Stachel nicht löckte", wie es sich für ein tapferes Weib gehört. Im Innersten aber war sie ihr doch noch immer zugetan, und wenn sie ihren Mann einmal aufs höchste gereizt, wenn der sich nicht mehr zu lassen wußte vor Wut, dann beschwor er das Angedenken der „Komödiantin". Er tat's selten, denn er wußte, dann ward sein Weib blaß wie der Tod, dann flog ihr Atem, und unsäglich leidvoll entrang sich ihr: „Sie ist doch braver wie manche in Seide und ist stolz und calvinisch geblieben", dieser letzte, arme Trost ihren Lippen. Tages danach litt sie; und das war der wohlfeile Triumph, einem Weibe gegenüber einmal das letzte Wort behalten zu haben, für Rupert Lohwag am Ende doch nicht wert . .

Zweites Kapitel.

Und dennoch sollte ein Tag kommen, an dem an Salomes Wunde, sonst so sorglich gehütet, daß sie ihrer

kaum mehr bewußt zu sein glaubte, gerührt wurde. Von fremder Hand geschah es, und so rauh und unversehens, daß sie vor Schmerz und Scham zu vergehen meinte. Eine Verwirrte ging sie an jenem Tage umher. Nur einmal hatte sie den Brief gelesen, der ihr solches Weh brachte, und dennoch kannte sie jede der hochtrabenden und wunderlich geschnörkelten Wendungen auswendig, in denen ein ganz Unbekannter „einer nicht genug verehrlichen Frau ergebenster Diener und Theater-Direktor" ihr mitteilte, daß der wundersame Finger des höchsten Wesens das sehr schätzbare naive Mitglied seiner vortrefflichen Künstlergesellschaft, die Demoiselle Therese Wagner, mit plötzlichem Winke zu sich gewunken habe, so daß ihr unmündiges Kindlein Gabriele eine gänzliche Waise geworden sei. Allerdings hätte er sich der Kleinen angenommen, könne sie wohl gar in Kinderrollen verwenden. Aber das scheine nicht mit denen Intentionibus der nunmehro Seligen zu stimmen, die niemalen ein Auftreten derselben gelitten. Und so ergehe denn die Frage an sie als die Tante, ob sie sich des Waisleins erbarmend annehmen, ob sie es ihm überlassen wolle, der freilich wenig für eine Erziehung mehrbemeldeter Gabi Wagner zu tun, als mit eigenen Kindern genugsam gesegnet, vermögend sei.

Eine Tote war die Verschollene Salomen seit Jahren. Einer solchen grollt man nicht, man hadert nicht oft und nie lange übers Grab. Aber nun ward der Ueberlebenden die Schande der anderen gegenwärtig; das lebende Zeugnis davon pochte an ihre Tür, die sie so sorglich vor allem Unehrenhaften gehütet. Sie mußte sich des Kindes annehmen, das stand fest; es war Gottes

Finger, seine Schickung, von der sie nach den Satzungen ihres Glaubens fest überzeugt war. Aber ein heißer Zorn kam ihr vor dieser Notwendigkeit; er war unmittelbarer als je, weil ein starker Neid mit ihm in ihrer Seele aufquoll: die Unselige besaß das Glück, danach sie selber so heiß begehrt hatte. Aber konnte sie es nicht so erlangen? Konnte ihr die kleine Gabriele nicht Ersatz für Vermißtes werden? Und dennoch, was immer jetzt kam, es war nicht das Rechte: nicht die Natur allein sprach dawider, sie wußte, auch Rupert würde sich sperren. Ihn mußte sie bitten! Wie das tun?

Den ganzen Vormittag grübelte sie so. Und dennoch wußte sie sich endlich nicht anderen Rat, als indem sie — man saß gerade bei Nüssen, die den Nachtisch machten — ohne jede Einleitung anhub: „Du, Rupert, die Therese ist gestorben."

Er knackte gleichgiltig weiter. „So? Gott schenk' ihr die ewige Ruhe, wenn er sie ihr zugedacht hat. Brauchen könnt' sie's!"

„Nicht wahr?" rief Salome nach. „Und du wirst doch als Schwager das Deinige dazu tun, daß sie's finden kann?"

Rupert aß behaglich weiter. „Wüßt' nicht, was ich tun kann dazu. Oder ist sie katholisch worden? Soll ich Seelenmessen für sie lesen lassen?"

„Wie du nur sprichst," entgegnete sie gekränkt . . . „Gewiß nicht! Aber da ist die Gabi . . ."

„Kenn' ich nicht! Geht mich nichts an!"

„Nun, der Theres ihr Kind. Und das hat niemanden auf der Welt, wenn nicht uns. Oder soll sie schlecht

werden auch? Und weil wir so keines haben, so möcht' ich denken —"

Er unterbrach sie heftig: „Ich mag kein Mädel. Das von der Komödiantin schon gar nicht."

„Ueberleg' dir's, Rupert!" bat sie . . . „Ich sag' dir: es ist Schickung, daß die Gabi zu uns kommt. Sie soll besser werden, als die Theres gewesen ist. Und du hast das Herz, ihr die Tür zu schließen?"

„Sie wird's nicht! Ich will sie nicht! Ihr taugt alle nichts!" schrie er.

Die Frau wurde sehr blaß: „Ich hab' mich mein Lebtag geplagt, und was du hast, das hab' ich mitgeschafft. Und soll ich mir darum in meinem Hause sagen lassen, daß ich nichts taug'? Bin ich dafür alt geworden? Und warum? Weil ich so tun will, wie jeder Christenmensch täte? Sag' du, was du willst: da hat sich doch manche in Seiden vor ihr zu schämen, und sie ist stolz und calvinisch blieben und hat gehungert und sich nicht gemuckt. Oder hat sie dich angebettelt? Und du schimpfst sie ins Grab hinein? Und schreist mit mir, wie nie? Das ist schlecht, und du bist's und sonst keiner mehr in dem Zimmer!"

Er lenkte ein: „Und was willst du mit dem Kind?"

„Brav soll sie werden, die Gabi!"

„Und glaubst, du kannst sie dazu machen? Bedenke, es wird sein Lebtag kein Bauernpferd englisch. Das Blut macht's da aus. Wird's bei Menschen auch nicht viel anders sein."

Sie hielt noch eine Nuß in der Hand; so gewaltsam schlossen sich ihre Finger darüber, daß man es krachen

hörte: „Brav will ich sie machen, oder sie soll mir nicht leben, die Gabi." Es klang wie ein Eid, und wer die Frau sah, und wie ihre Augen flammten unter den grauen Haaren, der wußte, daß es ernst gemeint war.

Er zuckte die Achseln: „Tu, was du mußt. Aber mein ist sie nicht."

„Soll's nicht sein. Hat man die verdorben durch Güte, wird man's hier nicht. Sie muß mir brav werden, die Gabi!"

Es war eine schwere Fahrt, die Salome Lohwag noch des gleichen Tages antrat. Sie hatte sich wohl dazu herausgeputzt, und Rupert, der um den Wagen herumschlich, um ihr sein gewohntes: „Mußt dich nicht tummeln mit dem Heimkommen, aber schon gar nicht," zum Abschied nachzurufen, staunte ordentlich, wie stattlich und herrenmäßig sein Weib einherschritt. Selbst etwas Schmuck hatte sie angelegt und freute sich, daß der Pächter sein schönstes leichtes Gespann hatte aus dem Stalle ziehen lassen. Man sollte sehen, daß es ordentliche Leute waren, zu denen die Gabi kam. Aber eine Freude hatte sie nicht mit sich; stumm fuhr sie durch das blühende Land, durch die Städte und Flecken, mit denen es übersäet ist. Oft wurde sie ehrfürchtigst gegrüßt, wenn ihr Wagen an einem der Wirtshäuser längs der hohen weißen Straße vorüberfuhr. Das hatte sie sonst erfreut: das waren ihnen pflichtige Leute, und sie wußte von jedem, wie hoch er bei ihnen im Schuldbuche stand, und konnte so im Fahren berechnen, um wie viel ihr Einfluß und damit ihr Vermögen gewachsen war. Heute ließ sie's gleichgiltig, immer ernster und finsterer sah sie darein, und wendete sie sich rückwärts und sah nach dem

Brettchen, das bestimmt war, mit Gepäck beladen zu werden, dann seufzte sie wohl gar.

Aber noch strenger schaute sie in die Welt, da sie am nächsten Tage heimfuhr. Sie war länger fortgeblieben, als sie gedacht, doch nicht das war es, was sie also verstimmte. Ihr war wie einem, der unversehens in eine Pfütze getreten. Ein häßlicher Geruch, ein häßlicheres Erinnern verfolgte sie. Nicht an das, was sie vor Gericht zu tun gehabt; rasch und sicher, eine kluge und in Geschäften befahrene Frau, hatte sie das abgewickelt. Aber der Bilder im „Hause" des Theater-Direktors konnte sie nicht ledig werden, in jener einen, engen Stube, die überfüllt war mit Kram, mit liederlich herumliegenden fremdartigen Gewändern, mit kreischenden Kindern; von der aus man auf die Bühne mit ihrem armseligen Gerümpel sah, „ein großer Vorteil, verehrteste Gönnerin, insonderlich die Leitung der Proben anlangend," hatte der Direktor versichert — in der immer und garstig der Brodem schwelender Oellampen atmete. Dort hatte sie ihr Schwesterkind gefunden; sie konnte den Ekel nicht einmal dann verwischen, wenn sie auf die Kleine schaute, die in dürftiger Anmut neben ihr saß, in ihrem schwarzen Kleidchen, das wunderlich genug zusammengeschneidert war; nicht den Groll gegen die Tote, wenn sie des annoch leeren Brettchens in ihrem Rücken gedachte. Die ärmste Bauernmagd sparte und scharrte, wenn sie eine Tochter hatte — die Tote aber . . . O! Rupert hatte recht gehabt! „Still, Gabi," fuhr sie, aus ihren Träumereien heraus, das Mädchen an, dessen schmale Wänglein sich in der neuen und raschen Lust des Fahrens gerötet hatten und das sich neugierig vom Sitze

erhob. Es duckte ohne Besinnen nieder; nur rascher atmete es und schwieg.

Es war ganz dunkel, als sie heimkamen. Oft und oft hatte Rupert in jenen Stunden ausgespäht und ein ingrimmiges „Wo das nur bleibt? Das treibt sich in der Welt herum und liederlicht den Herrgott vom Himmel herunter“ vor sich hingebrummt. Nun kam er der Letzte zum Wagen; aber gelassen bot er seiner Frau die Hand und fuhr dann damit prüfend seinen Pferden über die Rücken. Sie fühlten sich ein wenig feucht an, und: „Lump, wenn du mir die Tiere noch einmal überhetzen wirst!“ wetterte er auf den Knecht los. Er sah nicht, daß neben Salome ein schmächtiges, etwa achtjähriges Mädchen saß, hörte kaum auf das: „Das ist die Gabi, Rupert,“ seines Weibes. Nur flüchtig wendete er sich: „So? Grüß' sie Gott,“ und ging in seinen kurzen und drollig breiten Schritten auf das Brauhaus los, aus dessen Schornsteinen starke weiße Wolken gen Himmel qualmten. „Rupert!“ rief sie ihm nach. Er achtete nicht darauf. „Rupert, ich hab' mit dir zu reden!“ — „Dann komm zu mir!“ klang es schon ferne. Sie folgte ihm.

Gabi aber kletterte ungeschickt genug vom Wagen herunter; an das Trittbrett hielt sie sich, guckte sich mit großen, blauen Augen um, sah die fremde Welt und wußte nicht, was tun. Die Pferde wurden ausgeschirrt, verlöscht die Laternen auf dem Kutschbock, die eine Weile lang ihr Gesichtchen mit eigenem Schimmer übergossen hatten. Sie aber blieb immer noch allein, und es hungerte sie mächtig. Es ward völlig Nacht, und ihr bangte; unter den Nußbäumen war Kerzenlicht und ein lautes

Wesen. Endlich klang es hart und scharf über den Hof herüber: „Gabi, wo steckst du?" und müde, zaghaft und unsicher trippelte sie dem Wohnhause zu, das fortab ihre Heimat werden sollte und ihr so ungastlichen Empfang geboten hatte.

Unter den Nußbäumen saßen noch zwei Zecher schweigsam. Nun stieß der eine den Nachbar an: „Hast das Kind gesehn? War das schön, Herrgott und Heiland!" — „Seit wann kümmerst dich schon um Mädeln, wenn sie noch klein sind?" lachte der andere. „Oder denkst du an die Zukunft? Aber wir könnten gehn, meinst nicht? Es wird mir wieder zu spät sonst, und ich hab' morgen zu schaffen. Zahlen kann ich so wieder, gelt, Franz? Gehst mit heim?" — „Ich hätt' noch zu tun, Johann." — „Wo denn wieder?"

Keine Antwort; der Größere ging langsam und für sich dorfeinwärts. Dabei fuhr er sich manmal mit der Hand übers glattrasierte Gesicht und pfiff leise, doch nachdrücklich die Melodie eines Chorals vor sich hin. Er hatte eine beachtenswerte Fertigkeit darin, sie so zu ändern, daß sie noch vollkommen kenntlich blieb und dabei dennoch einem Gassenhauer bedenklich ähnelte, und das war immer ein Zeichen allerbester Laune bei Herrn Franz Rüttemann.

Drittes Kapitel.

Es wird immer ein Tag der Entscheidung für das Leben eines Menschen sein, wenn er sich zum erstenmale seiner Vergangenheit bewußt wird. Unglücklich das

Kind, bei welchem dies eintritt, denn ihm sollte eigentlich bloß die Gegenwart gegenwärtig sein; ihr hat's zu leben: denn die Sorge um das Kommende gebührt dem Vollkräftigen; über Gewesenem sinnen, ist Sache des Greisenden, der gerne wüßte, wie und von welchen Wurzeln er also geworden ist, wie er sich fühlt. Und wenn Gabis Antlitz zuzeiten einen müden und alten Zug wies, der fremd genug zu seiner Lieblichkeit stand, dann hatte die erste Nacht im neuen Heim daran zu arbeiten begonnen, und was ihr folgte, ihn vertieft und vollendet . . .

Aber Gabi klagte darum nicht. Sie wagte das nicht, weil sie niemanden sah, der ihr hätte helfen können. Einem stärkeren Willen war Gewalt über sie gegeben worden; der hatte ihr alsbald gezeigt, wie starr und unbarmherzig er diese zu gebrauchen gedenke. Seine Nähe hatte sie schon beim ersten ernsten und stummen Abendbrot, seine volle Wucht unmittelbar darnach, da man sie zu Bette geschickt, empfunden. „Ich werd' dir's heute zeigen. Komm!" hatte die Tante gesagt; der Oheim nickte nur stumm ab, als sie ihm gute Nacht bieten wollte. So ging sie denn ängstig hinter der Frau einher, durch ein großes Zimmer, darin zwei Betten standen, in ein noch größeres, das unendlich öde und kahl, in dem ein einsames Lager bereitet war. Sie schmiegte sich eng und bänglich an ihre Führerin: „Da soll ich schlafen, Tant'? Ich kann's nicht!" klagte sie.

Sie erhielt keine unmittelbare Antwort: „Kniee nieder, falte die Händ' und bet'!"

Sie gehorchte, dann ließ sie die fragenden Augen wandern: „Ich kann nicht beten, Tant'!"

Eine fast zornige Stimme erwiderte: „Und warum nicht? Hast's nicht gelernt?"

„O ja," flüsterte Gabi. „Aber zu wem denn? Ich sehe keinen Jesus und keine Muttergottes und keinen Heiligen."

„Sie ist abtrünnig geworden," schrie es in Salomens Seele. „Die mußt du im Herzen tragen," sagte sie laut.

„Ich kann's aber nicht. Ich hab's nicht gelernt."

„So wirst du's jetzt." Eine tönende Stimme sprach ihr Wort um Wort vor; verwirrt, mutlos schluchzte sie ein Kinderstimmchen nach. Dann ging Salome; das Händchen, das sich an ihren Rock klammerte, streifte sie ab; das flehende: „Ich fürcht' mich so allein, Tant', ich werd' sterben vor Angst!" überhörte sie. Das Licht hoch in der Hand haltend, verließ sie die Stube. Gabi aber sah ihr immer noch ungläubig nach; ein riesenhafter und ungeheuerlich wachsender Schatten lief über die Dielen, die weiße Wand entlang. Eine Tür fiel ins Schloß, und sie flüchtete in ihr einsames Bett, das ihr so unendlich groß erschien. Ein schmales Streifchen Licht glänzte noch von ferne; das erlosch, und das Kind drückte sein Köpfchen in die Kissen und schrie auf im Leide.

Es war eine laute Nacht; im Hause war ein Hin- und Widergehen, ein Rollen und Klirren. Manchmal lohte eine phantastische Glut darüber hin, daß die Kleine aufsprang und meinte, es brenne im Hause. Dazu sang der Bach und sauste der Nachtwind; schwanke Zweige schlugen an die Scheiben, und das Lärmen scheuchte sie wieder zurück in ihr Lager. Dann erhob sie oft ihren sehnsüchtigen Ruf: „Mama, Mama!" Nur ganz leise;

sonst, so unhörbar er sein mochte, er hatte immer Erwiderung gefunden. Und wie die heute nicht kommen wollte, ihre verlangend ausgebreiteten Aermchen nichts fanden, das sie umfassen konnten, da erkannte Gabi erst ihren Verlust und seine ganze Größe. Das jagte sie wieder auf, zur Tür hin. Aber nicht den mindesten Laut vernahm sie, der sie irgend trösten konnte. Da warf sie sich in unsäglicher Beklemmung auf den Boden; an die harten Dielen klammerte sie sich und weinte so lange, bis sie die Müdigkeit und Bängnis in den Schlummer wiegten. Und dennoch hatte Salomes waches Ohr ihr ruheloses Irren, ihr bewegliches Klagen belauscht. Aber sie verhielt sich stille. „Das tut wie ein wilder Vogel; der lernt schon stillehalten. Sie muß sich gewöhnen, und käm's ihr noch so sauer. Ich werde sie ziehen; der taugt kein gut Wort, wie es der Theres nicht getaugt hat. Brav muß sie werden," dachte sie. Und wie viel an ihr zu bessern war nach den Begriffen ihrer Tante, das hatte sie schaudernd an der religiösen Verwahrlosung des Kindes gesehen: „Nicht einmal, wo Gott wohnt und wie man betet, weiß sie. Aber der Rupert darf mir nicht recht behalten, darf nicht! Und müßte ich ihr noch anders kommen, als wie sie's meint." Und der Gedanke an Rupert und an ihren Sieg über ihn brachte ihr den Schlaf, den sie so lange hatte ersehnen müssen, wie noch nie.

Oberhalb des Brauhauses liegt ein Himmelteich. Verborgene Wasser speisen seine in einer tiefen Mulde geborgene Flut, und seine stille Fläche schweigt immer, auch an durchstürmten Tagen, ruhig und fast ungeregt. Rings an seinen Ufern blühen rote Rohrkolben, mit

satter Glut leuchtet die Weidenrose. Weiden nicken mit ernsthaft überhangenden Zweigen, und an sonnenheißen Tagen mag man den schrillen und durstigen Ruf des Regenpfeifers vernehmen. Es ist ein trauriger Ort, und nur selten kommen spielende Kinder hierher, um flache Steine über die Gewässer hintanzen, um Papierkähne darüber hingleiten zu lassen. Er aber ward der liebste Aufenthalt Gabis; hieher flüchtete sie, wenn ihr der Frost in ihrem neuen Heim die tiefste Seele durcheisen wollte. Eine alte und mächtige Weide stand ganz vermorscht und kernfaul am Gestade; in ihrer Höhlung barg sie sich, wenn sie grübeln wollte, und sah auf das Glitzern und Sonnenflirren, das allenthalben war, bis ihr fast traumhaft und schwindlig ward, bis sie in halbem Schlummer die Augen schließen mußte. Dann kamen ihr Bilder; dann glaubte sie die Mutter zu sehen, die ihr so ferne war und an deren Angedenken sie sich stets inniger klammerte, je minder man es im Hause ehrte. Denn ob sie nun lachte, ob sie sang — beides hier Vergehen! — immer war es Ruperts höhnisches Wort: „Die ganze Mutter, das Blut, ja das Blut!" und immer ward Salome dann doppelt hart und abweisend gegen sie. Was konnte die Tote begangen haben? War es nicht vielleicht nur, daß sie ihre Gabi lieb gehabt? Oder war es vielleicht eine Schuld, überhaupt nur arm gewesen zu sein? Denn der Ohm mochte sie nicht; das wußte die Kleine, das sah sie klar, wenn es ihr manchmal scheinen wollte, als schliefe in der Tante eine geheime Zärtlichkeit für sie. Aber warum strich sie ihr dann nie das Haar? Warum küßte sie nie den Mund des Kindes? Bin ich vielleicht garstig gewor-

den? dachte sie anfangs. Darüber tröstete sie aber ihr Abbild, das sie vom Weiher her grüßte und das sie häufig und gerne beguckte. Denn sie wußte um ihre Schönheit, die man ihr früh und laut genug gepriesen, und sie freute sich damit, wie mit jeder Liebkosung, jedem holden Worte, das ihr wurde, wenn sie über den Hof ging. Sie mußte gesetzte Schritte dabei machen, das forderte die Tante, und der Oheim hatte für jede heftigere Bewegung jene hämische Bemerkung, die sie so haßte und die ihr den ganzen Mann so widerwärtig machte. Denn eine starke Leidenschaftlichkeit schlief in ihr. Sie konnte ehrlich lieben und ewig Feind sein schon in jungen Jahren. Und nichts vertieft ein Gefühlsleben so, wie die Einsamkeit.

Zu der aber war Gabi verurteilt. In die Schule durfte sie nicht gehen, das litt Salome nicht; denn ihrer Schwester Kind, das keinen ehrlichen Namen hatte, war in jeder Art des Wissens so weit zurück, daß es mit den Allerjüngsten hätte beginnen müssen. Die herrische Frau begriff aber auch nicht, wozu Gabi Gesellschaft brauchen sollte. Oder verlangten Rupert und sie danach? So litt sie keine Kinderfreundschaft, kein lautes Spiel — all das war ihr Leichtfertigkeit und somit die allergrößte und allerunverzeihlichste Sünde. Und dennoch wäre es für das Kind Bedürfnis gewesen, das nach rascher Bewegung lechzte. Denn einem Flämmchen glich es in der lebendigen Anmut, mit der es durch die Gänge und Hallen des Brauhauses dahinhuschte, kam und verschwand, ehe man's ahnte, und die so groß war, daß selbst manch ein Bauernknecht, sonst an derbere Reize gewöhnt, dem zierlichen Geistchen verwundert nachsah;

einem Flämmchen glich das rasche Licht seiner Augen, die Sicherheit, mit der es jedes Glied seines Körpers zu regen wußte. Manchmal staunte selbst Rupert darüber. Einem Flämmchen gleich war aber auch sein Geist: behende und glücklich faßte er, Dunkles war ihm hell, und ein Nachsinnen darüber schien unnötig. An einer Stelle haften konnte er aber nicht.

Und gerade das begehrte man in jedem Sinne von Gabrielen. Man suchte sie nicht zu erziehen; man befahl und man strafte sie, wenn sie sich gegen Gesetze verging, die sie nicht begriffen hatte, mit einer Kälte, die ihr unendlich wehe tat, mit Demütigungen, die sie erbitterten. Und mit welchem Rechte ward ihr solches zugefügt? Sie war nicht das Kind des Hauses, das wußte sie gut, und schon der Name, den sie trug, schied sie scharf genug von den Menschen, zu denen sie Vater und Mutter sagen mußte. Rupert ihr Vater? Sie dachte des Direktors — wie war der mit seinen Kleinen umgegangen, wie konnte der lachen und scherzen mit ihnen! Er schlug sie wohl manchmal, — aber was hätte Gabi gerne für einen Schlag gegeben, den dann ein rasches, quellendes Wort gutmachte! Aber hier gab es nicht Lob, nur Tadel. Hier hieß es endlose Gebete nachsprechen, bekennen, daß man verworfen und verrucht und ein Kind der Sünde sei. Was war das nur? Noch wußte sie es nicht, aber schon grübelte sie scharf und viel darüber. Und von all den Lehren des Glaubens, mit denen man ihr Hirn marterte, von all den Bibelsprüchen haftete nur je einer darin: Erzwungene Opfer haßt der Herr, und danach der Satz: Alles ist Schickung, verhängt von Gott. Das begriff sie an ihrem Lose, das ihr nunmehr

trauriger erschien, als in jener Zeit, da sie an der Seite einer Toten gehungert . . .

So waren denn die Stunden, welche Frau Salome in die Küche bannten — „wegsehen und bestohlen werden ist eins“ — ihre Feierstunden. Dann grübelte sie an ihrem Weiher oder ahmte — ein trübseliges Tun, solch ein einsames Spielen — das nach, was sie von fern und neidvoll anderen Kindern abgesehen. Bis zur Mittagsstunde säumte sie hier; wenn aber der letzte Glockenschlag der Dorfkirchturm-Uhr dünn und dennoch gellend verzittert war, dann stürmte sie in wilder Hast heimwärts. Das Brombeergenist vorbei, schloff sie durch eine Lücke im Zaune; ihre Haare flogen, ihr Herz pochte, und nur der eine Gedanke: „Nicht zu spät kommen, um Gotteswillen nicht!“ lebte in ihr, wenn sie durch den Garten über das knarrende Brücklein lief. Und dennoch berauschte sie die rasche Bewegung; und saß sie dann am Tische, sittsam und still, das Gesichtchen noch glühend und in hartem Kampfe mit ihren hämmernden Pulsen, dann schwoll eine stille Freude über ihre List und ihre Gewandtheit in ihr. Frau Salome aber freute sich, wie blühend das Kind gedeihe . . .

Es wurde Herbst. In den Nußbäumen des Hofes standen, von Buben umlärmt, Meisenkasten, und Frau Salome konnte die laute Gesellschaft nicht fortbringen, trotz ihres Grollens, denn die Dorfjugend übte hier ein ersessenes Recht, an dem Rupert nicht rühren ließ, weil es seinem Weibe ein Greuel war. Es wurde frostig; die letzten Drachen, denen Gabi mit leisem und gewaltigem Sehnen nachgesehen, verschwanden; am Himmelsteiche aber standen noch Wagen und führten sein Eis in die

Keller des Brauhauses. Sie aber sah sich in die Stuben gebannt. Ein mächtiger Unmut haderte in ihr; niemand sah's, nur die alte Susann' strich ihr etwa verstohlen über das braune, gewellte Haar: „Hast's schlecht. Halt aus! Wird besser werden." Dann haschte sie immer nach der Hand ihrer einzigen Freundin, der sie sich schon am ersten Tage mit einem geschluchzten: „Dich mag ich, dich und sonst niemanden da!" an den Hals geworfen, und küßte sie. Sie wurde stiller und stiller; mit einer scheuen Beflissenheit tat sie, was man ihr gebot. Mit gleicher Unlust alles, und Salome irrte stark, wähnte sie, ihre Zucht beginne zu fruchten. Denn an manchen Ort ihrer neuen Heimat hatte sich Gabi, ein heimliches Kätzchen, gewöhnt — an ihre Menschen nicht.

Aber noch immer wußte sie sich nicht zu beherrschen, den Schleier nicht festzuhalten, der ihr Seelenleben mehr und schattender den Augen ihrer Umgebung umhüllte. Einmal noch hat sie ihn voll gelüftet; dann freilich sank er für immer nieder, und keiner konnte mehr in ihr lesen, dem es zugestanden hätte.

Einem regnerischen und sturmreichen Herbste war in jenem Jahre ein rauher und früher Winter gefolgt. Das bedeutet für das Weberland, das einige Stunden an der Oder aufwärts liegt, Mißwachs des Wenigen, das dort gedeiht, Hunger und Elend. Ihre Boten sah man bald; zerlumpte Kinder, Garnsträhnchen in der Hand, die sie verkaufen zu wollen vorschützten, klopften hohläugig an die Pforten der Bauernhöfe; mit schwachen Beinchen, die nur schlecht gegen den Frost der Landstraße geschützt waren, kamen sie zu Mittag und verschwanden, noch eh' es dämmern wollte. Im Dunkel bra-

chen sie auf, in schaudernder Winternacht kamen sie heim mit dem Erbettelten.

Auch im Brauhause sprachen sie vor. Um den großen Herd in der Küche drängten sie sich, verschlangen heißhungrig, was man ihnen gab, und sahen mit dem scheuen Wolfsblick des Elends auf Frau Salome und Gabi, wenn sie ihre Gaben verteilten. Denn das Kind mußte dabei immer zugegen sein, so peinlich ihm der Anblick des Jammervollen das Herz schnürte. „Sie muß geben lernen, denn sie wird's einmal können," verfügte die Mutter, freilich nicht, ohne daß Rupert höhnisch: „Red' ihr's nur ein!" brummte. So verteilte Gabi an einem Dezember-Freitage wieder die Almosen mit so trüber und verdrossener Miene, daß Salome, um ihr zu zeigen, wie gut sie's habe, sich plötzlich an einen der Buben wendete, der gerade an einem Stück Brot kaute. Es war ein häßlicher, schmalwangiger Junge, und er fuhr geschreckt zusammen, als sie ihn unversehens ansprach: „Von wo bist?"

Er deutete mit dem Daumen nach rückwärts: „Bei Odraun. Drei Stunden zu laufen von da."

„Und woher hast du Garn?"

Er kaute ruhig weiter: „Genommen. Dem Fabriksherrn."

„Und weißt du nicht, daß das eine Sünde ist? Darf man denn stehlen?"

„Man darf auch nicht verhungern," gab das Kind ruhig zur Antwort.

„Willst bei uns übernachten? Es ist gar kalt, und in der Darre ist's warm und Platz genug."

Er schüttelte den Kopf und stand auf: „Ich muß laufen, sonst wird's ganz Nacht, und ich bin allein aus meinem Dorf und tät' mich fürchten sonst. Und ich dank' auch fürs gemeinte Gute. Aber was macht nachher meine Mutter, wenn ich nichts heim brächte? Und die anderen?" und küßte ihr die Hand und ging linkisch seiner Wege. Frau Salome aber wendete sich zu Gabi: „Der muß Gottes Gebot vergessen, will er nicht verhungern! Und du dankst ihm nicht alle Stunde?" Da sah das Mädchen mit stillen und ernsten Augen zu ihr auf. „Hat's besser wie ich," flüsterte es so dumpf, als wisse es kaum, was aus ihm spreche.

„Das Blut, das Blut!" schrie es in der stolzen Frau. „Sie will betteln und vagabondieren durch die Welt. Alles, alles, nur nicht stillesitzen und gut tun." Ihre Hand zuckte, aber sie zwang sich gewaltsam. Am nächsten Tage aber erschien sie zu einer Zeit, da sie sonst nie darin zu sehen war, in der Stube. Ihr Gesicht glühte, und nicht allein von der Flamme des Herdes, daran sie gestanden: „Herr Glogar!" Herr Glogar erhob sich mit jener Achtung, die ein Dorfschullehrer immer der Pflegemutter seiner bestbezahlenden Schülerin entgegen bringen wird. „Herr Glogar, mir scheint, Sie geben der Gabi zu wenig auf. Sie hat viel nachzuholen, verstehen Sie mich! Den ganzen Tag muß sie zu tun haben. Keine müßige Stunde darf sie haben. Und rechnen muß sie, viel rechnen, das braucht sie und sonst nichts. So will ich's!"

Er wagte keine Gegenrede; aber kaum daß sich die Tür hinter der Zürnenden geschlossen, griff er Gabi unters Kinn: „Mußt nicht weinen, Gabi, wir werden

dir nicht weh' tun. Und jetzt lies weiter, aber mit Gefühl, mit mehr Gefühl: Zu Aachen in seiner Kaiserpracht ..."

Viertes Kapitel.

Zu den verschiedensten Stunden des Tages hatte Herr Alois Glogar, seitdem Gabriele Wagner seine Schülerin war, bereits den großen Hof des Brauhauses durchmessen. Nie zuvor war dieser von ihm betreten worden, und auch jetzt wäre es ihm nicht entfernt beigekommen, sich etwa unter den Nußbäumen zu verweilen oder teilzunehmen an der Lustbarkeit derer, die dort ihre müßigen Stunden zu verbringen gewohnt waren; sondern, sowie sein Tagewerk vollbracht war, zog er immer gelassen seiner gesetzten Wege; denn er war ein sparsamer Mann, weil er es sein mußte, da es seine Grundsätze nicht duldeten, daß er Schulden mache. Er war aber auch nervös, wie alle seines Berufes, denen es Ernst damit ist; so ertrug er denn keinerlei Lärmen, weil er nur zu oft verurteilt war, derlei zu hören, verachtete innerlich die Bauern, zu denen er nach Art und Abstammung doch gehörte, im Gefühle seiner höheren Bildung, und neidete ihnen doch wieder ihr Los, das den Reicheren volles Genießen des Daseins nach ihren Wünschen gestattete, den Armen aber mindestens nicht jenen Widerspruch zwischen Schein und Sein aufnötigte, der ihn so sehr peinigte.

Aber Herr Glogar ging in der Regel auch nicht unmittelbar heim ins Schulhaus, hatte er die Unterweisung Gabis beendigt. Die endlos lange Dorfstraße ver-

folgte er allerdings mit steifen und sorgfältig gleichgemachten Schritten; dabei hielt die Linke den Behälter einer Brille, die er nur im Amte zur Erhöhung seines Ansehens trug, die Rechte einen Stock mit schönem und mit den zierlich verschlungenen Anfangsbuchstaben seines Namens geschmücktem Elfenbeinknauf; sein Haupt war ein wenig gesenkt und, wie ein Sinnender, hielt er sich nicht gar gut. So achtlos und in sich versunken er aber auch erscheinen mochte, so wenig wäre einem seiner Schüler zu raten gewesen, darauf bauend an ihm ohne den gebührenden Gruß vorüberzulaufen. Das macht kindlichen Seelen in der Regel bekanntlich vielen Spaß, und gerade in der Beziehung verstand der Schullehrer von Unter-Heinzenwald gar keinen und sah mit unerbittlicher Strenge darauf, daß ihm von der Achtung, die er, als sich zustehend, empfand, und von ihrem Ausdruck auch nicht das mindeste Titelchen vorenthalten werde. Aber noch vor der Kirche bog er ab; ein Vorgärtlein durchschritt er und betrat ein ansehnliches Gehöft, das allerdings nicht mehr so stattlich und wohlhäbig aussah, wie zur Zeit, da die Eltern von Johann und Franz Rüttemann noch hier geboten. Ohne vieles Fragen trat er ins Zimmer; das war so herkömmlich, daß ihn die hübsche, aber freche Hausmagd selbst dann zu ihrem jungen Gebieter ließ, wenn der noch in den Federn lag. Es mußte darum keineswegs noch früh am Tage sein.

Es war eine alte Verbindung, die zwischen beiden bestand. Von Kindesbeinen auf kannten sie sich; die gleiche Schulbank hatten sie erst im Dorfe, dann in der Stadt gedrückt. Immer vertrugen sie sich ganz gut, so

ungleich sie sein mochten; denn Glogar galt für keinen guten Kopf, fast für ein wenig beschränkt. Er mußte sich hart plagen, Dinge zu fassen, die seinem begabteren Freunde nur so zuflogen. Dennoch kam er vortrefflich, besser jedenfalls als Rüttemann vom Flecke. Und wenn die Dorfweisen im Zweifel waren, was und ob der Franz überhaupt etwas werden wolle, dann war irgend ein Bedenken an der glänzenden Zukunft des anderen gänzlich ausgeschlossen: der mußte eine Leuchte der Wissenschaft, ein Professor werden.

Es lag nicht an ihm, kam es anders. Gemüht hatte er sich in Wien an der Hochschule wahrhaftig genug darum, so sehr sogar, daß sich selbst das Band zeitweise gelockert, das den Sohn des armen Taglöhners dem des Großbauern verband. Nur selten trafen sie sich in den engen und vielgewundenen Gassen um die alte Universität; dann flog ein herzlicher Gruß vom flotten, die bunte Mütze und das Band tragenden Studenten zum armen Teufel von Landsmann, und ihre Wege schieden sich wieder. Die des einen führten in die vornehmsten Gasthäuser der Stadt, die Hochschüler überhaupt besuchen; der andere stillte seinen Hunger, wo und wie er konnte. So liefen denn ihre Bahnen erst später wieder in einem Punkte zusammen. Zuerst erschien Franz Rüttemann, ein gänzlich Verbummelter, der sein elterliches Erbe vertan, in der Heimat, beim Bruder, der als der ältere das Gut übernommen. Ein kurzes später bewarb sich Alois Glogar, in allen Plänen und Hoffnungen gescheitert, um die Stellung des Schullehrers im Orte. Und niemand konnte ihm nachsagen, daß er es etwa mit den Pflichten seines Berufes leicht

genommen hätte; mochten seine Befähigung wie sein Wissen höheren Aufgaben nicht gewachsen gewesen sein, sie genügten hier, und er hat sein Amt musterhaft versehen.

Während nun der eine mühsam und in so harter Plage sein Brod gewann, daß sich ihm langsam wieder selbst die Teilnahme jener zuwendete, die ihm grollten, daß er nur das Licht, nicht auch der Stolz von Unter-Heinzenwald geworden, lebte der andere ein behagliches Leben. Jeder ernsten Arbeit war er durch Jahre entwöhnt; ihn dazu anzuhalten aber war sein Bruder Johann der Mann zu allerletzt. Immer hatte er den begabteren Bruder, den Liebling der Eltern, bewundern müssen; er war der Schwachkopf neben ihm; was er tat und vertat — und es war mehr, als der Hof vertrug — das war wohl angewendet und mußte einmal reichlich zinsen. Verstand er das Tun des Jüngeren nicht, dann lag die Schuld nur an ihm. Das war ihm oft genug vorgepredigt worden; er glaubte selber endlich daran. Und als ihm der Franz erst, heimgekehrt, die kühnen Neuerungen entwickelte, die er vorhatte, da staunte er ihn an — wahrhaftig, gläubig bewundernder können die Zeugen seiner Taten den Heiland nicht angestaunt haben.

Vor dem Rüttemann-Hofe stehen Sonnenblumen. Hoch ins Kraut geschossen, nicken sie zu ihrer Zeit mit mächtigen, gelben Blumen, dann wieder mit schwarzen Fruchtständen. Sie waren das letzte Zeugnis der ungeheuren Reformpläne des Franz, der sie der Oelgewinnung halber, weil der gewöhnliche Fruchtbau ja doch nicht mehr lohnt, im großen hatte anbauen wollen. Aber die

teuern kurzhörnigen Rinder, die er erstanden, um einen neuen Schlag für den vortrefflichen zu züchten, den der Gau seit altersher zieht, waren längst wieder um Teile dessen verkauft, was sie gekostet. Einzig die Hopfenstangen in einem öden Felde sprachen noch von einem andern Versuche; aber auf dem Hofe stand eine zweite Satzpost und mahnte an jedem Zinstage an die Unternehmungen des Genies. Ihnen zu steuern hatte der Aeltere längst manchmal versucht; aber das Herz fehlte ihm, mit Nachdruck dagegen aufzutreten. Er scheute jedes Aufsehen; der andere aber nicht, und hatte vor allem die Weiber und damit die öffentliche Meinung für sich. Schritt er mit seiner Duldermiene durch das Dorf — und er war ein hübscher Bursche, groß und schlank, mit grauen Schelmenaugen — und beklagte sein Los, das ihn zwinge, seinem Bruder zu dienen: „Wissen Sie, Nachbarin, ich mag nichts übles gegen ihn sagen — aber da," und er wies auf die Stirne, dann schlugen sie allesamt die Hände über dem Kopf zusammen und beschworen das Angedenken der seligen Rüttemännin. Die Volkesstimme war nun einmal gegen ihn; ihr zu trotzen, sie für sich zu gewinnen, das verstand aber der Johann nicht, dem doch manchmal wiederum Zweifel an der Stichhaltigkeit seiner Bedenken kamen.

Er hatte anfangs gehofft, sein Bruder werde sich um irgend eine Stellung umtun. Nichts dergleichen geschah. Er dachte daran, ihn zu verheiraten, und hielt selber Umschau für ihn; auch dazu hatte der Franz gar keine Lust. So wurde der Bauer denn von Tag zu Tag trübseliger, immer wortkarger und dann wieder ausschweifend geschwätzig. Aber auf die Frage nach seinem Er=

gehen kam sein gewohntes: „Man red't nicht gern" immer kläglicher. Eine liederliche Wirtschaft dreister Mägde, die nur auf ihr Gesicht hin aufgenommen wurden, riß auf dem Anwesen ein; er wußte sich nicht davor zu helfen. Eine tüchtige Frau aber, die dem Ganzen das geziemliche Ende mit Schrecken bereitet hätte, führte er befremdlicherweise nicht heim. Der und jener meinte, aus Furcht vor den unwiderstehlichen Verführungskünsten seines Bruders; denn Franz war der Frauenbezwinger, nicht allein von Unter-Heinzenwald, sondern weithin über die Gemarkung der Ortschaft.

Gerade das aber war es, was den Lehrer noch mit dem Genossen ferner Tage verband. Eigentlich mochten sie einander nämlich gar nicht, vielleicht weil jeder den anderen durchschaute, weil Glogar überdies den Franz beneidete. Der aber hielt den Schulmeister für einen Pharisäer; er hatte nicht gar unrecht damit, soferne der sich nicht wenig auf seine Tugendhaftigkeit zugute tat. die freilich nie auf die Probe gestellt worden war. Diesem aber war sein Geselle einfach ein Lump; aber er bewunderte ihn darum nicht um ein Haar minder, verachtete ihn insgeheim, weil er so ganz verbauert war und sich sogar etwas zugute tat darauf und schon um sein: „Ist nicht mein Geld," mit dem er sich über jeden Unfall hinwegzutrösten wußte, der den Hof — und meist durch sein Verschulden — betraf, und bestaunte doch wieder jene Gewissenlosigkeit, die das Los des eigenen Bruders so leicht nahm und die des Franz Erfolge auf dem weiten Felde der Liebe erklärte. Davon hörte Glogar nämlich am liebsten, der gar nichts gleiches erlebt oder doch zu berichten hatte; davon sprach der

jüngere Rüttemann überaus gern, weil er wußte, wie wunderlich peinvoll gemischte Empfindungen das in seinem Zuhörer erweckte. Er war kein verschwiegener Liebhaber, das konnte ihm niemand nachsagen. Er nannte die Namen seiner Schönen ganz ruhig, machte kein Hehl daraus, wie er mit der zu bandeln begonnen, wie er die schon am Schnürchen habe, noch daraus, wie er seine Siege zu erringen wisse. Er hatte Zeit, seine Anschläge zu verfolgen; er war dreist, war immer noch, trotz der Spuren, die wüste und durchzechte Nächte zurückgelassen, ein hübscher, ranker und kräftiger Junge, der vor allem seine wunderliche Zwitterstellung vortrefflich zu nützen wußte. Denn bei den Bäuerinnen und ihren Töchtern war er der Ebenbürtige, den nur ein trauriges Schicksal und der Zwang einer ungerechten Erbordnung in eine mißliche Lage gebracht; bei den Mägden aber ihresgleichen, ein armer Teufel, der trotz ihnen von seiner Hände Arbeit leben mußte, allenthalben der Gebildete hart vom Unglück Verfolgte, der aber immer noch über ihnen allen stand, „ein bißchen verwunschener Prinz, weißt," der sich zu ihnen herabließ, um sie zu sich zu erheben, der sich von ihnen im Leid trösten lassen wollte. „Das tut's, probir's!" schloß er häufig. Und wenn dann Herr Glogar mißbilligend dreinsah, dann dacht' er für sich: „Dummer Teufel, kannst es ja nicht," und fühlte sich in seiner Klugheit. Glogar aber ward fast traurig dabei; nicht nur dann, wenn der Johann hereinkam, während sie so beisammen waren, auf der Ofenbank saß und den Bruder mit seinen großen, nicht gar klugen Augen ansah und verwundert mit dem mächtigen Kopfe nickte, bis er sich über ein

kurzes mit schwerfälligen Beinen wieder erhob und sein: „Ja, der Franz," vor sich hinsprach, dessen Bedeutung niemandem, ihm selber vielleicht am wenigsten jemals klar wurde. Den bemitleidete der Lehrer, sich selber aber auch. Eine süße Empfindung; denn zu tiefst war er fest überzeugt, auch er könne ähnliches erleben, und er wolle nur nicht. Oder hatte ihm nicht Die und Jene in Wien Zeichen gegeben, wie sie ihn garnicht ungerne sehe? Aber er wollte nicht; damals nicht aus Mangel an Chic und Erfahrung, nunmehr aber aus Grundsatz und wurzelwüchsigen Ueberzeugungen. Herr Glogar war Philosoph; nicht in dem Sinne allein, wie es ein Dorfschullehrer überhaupt sein muß, der einmal sich stolzere Flüge gesetzt hat und nicht verzagen will. Der Satz aber, auf dem seine Welt- und Lebensweisheit ruhte, der ihm manchmal selbst ein lächelndes Behagen abzwang, hieß: Es gibt eine ausgleichende Gerechtigkeit, nicht erst im Jenseits, schon hienieden.

Was immer ihm zustieß, er trug's leicht in diesem Glauben. Unter diesem Gesichtspunkte gewann sein Leben Ziel und Bedeutung. Ihm war viel abgebrochen worden in jedem Betracht, damit ihm viel erstattet werden könne. So freute er sich denn selbst mit mancher Entbehrung, die er sonst unwillig ertragen hätte. Geruhig schrieb er sie seinem Gott aufs Kerbholz, von dessen lebendigem Walten er fest überzeugt, der ihm reich und stark genug war, um zu zahlen. Warum hatte er ihn sonst nicht verkommen und ganz zugrunde gehen lassen? Und daß er wußte, welcher Beschaffenheit dieses Entgelt sein müsse, das war ihm ein deutliches Zeichen dafür, es sei ihm noch aufgespart. Oder war er

nicht ein hübscher Mensch? Er war groß, von ansehnlicher, blondbärtiger Erscheinung und bestem Rufe. Warum sollte ihn nicht eines der reichen Bauernmädchen, die er in der Schule hatte, warum nicht vielleicht selbst eine Erbtochter ins Herz schließen und aus dem Banne der kleinlichen Armut erlösen, die ihn so sehr bedrückte? Er hätte früher eine Städterin lieber gehabt; diese Hoffnung war ihm denn doch gemach entschwunden, und nun schien's ihm besser, er zog sich selber seine Frau, bis sie ebenbürtig neben ihm stehen konnte. Und seitdem Gabi im Orte war, wußte er mehr: sie war die Vergeltung, die ihm ein neidenswertes Geschick vorbehalten hatte. Sie war schön; es war kein Geheimnis, daß sie mindestens ihrer Ziehmutter, wahrscheinlich aber beider, die ohne allen Anhang in der Welt dastanden, Erbin zu werden bestimmt war. Ihre Bildung war ganz und gar in seine Hände gegeben; sie war unglücklich, das merkte selbst er, sonst kein guter Beobachter, und mußte sich also fort vom Hause sehnen, mußte, da ihr der Makel ihrer Geburt anhaftete, froh sein, kam ein ehrenhafter Bewerber um ihre Hand. Da gab's keine Kämpfe; Rupert war sicherlich selig, würde er die ihm Verhaßte los, und Salome achtete ihn. Wer tat das übrigens nicht? Verdiente er's etwa nicht? Und der Stolz auf ein makelloses Leben erhob ihn dann und beseligte die geheimsten Gründe seiner Brust.

Solche Träume spann er übrigens durchwegs erst dann, wenn er heimgekommen war. Denn seine Einbildungskraft war dürftig; im Freien verflatterte sie, die bestimmter Stützpunkte bedurfte, daran sie sich klammern konnte. Saß er aber in seiner Stube und war

auch das letzte Lärmen verhallt, dann hing er ob seinen Gedanken. Dann lehnte der Stock in einer Ecke; über dem harten steiflehnigen Ruhebett lag der Ueberrock, das Tischtuch, reinlich gefaltet, daneben. Er aber saß vor dem Tische, vor den regelrecht geschichteten Schreibheften, die er auszubessern hatte, trug eine Feder hinterm Ohr, eine in der Hand, und die Pausen der leidigen Arbeit füllten holde Bilder. Dann glänzten seine hellblauen Augen, dann liebkoste er den blonden, trotz aller Mühe struppigen Vollbart; dann sah er statt der einen Stube eine ganze Reihe, statt des Bücherspindes mit den wenigen, schön gebundenen, sorglich vor Staub behüteten Klassikern, auf das er so stolz, das ein Wahrzeichen seiner Wohnung war, mächtige Nußholzschränke; für die geringen Möbel, die er nun sein Eigen und unter manchen Entbehrungen erwerben mußte, sah er stattlichen und geziemenden Hausrat. Allenthalben aber gebot Gabi mit ihrer Anmut, ihrer Lieblichkeit, und er suchte sich auszumalen, wie sie den Heimkehrenden begrüßen, wie sie einander ihre Neigung bezeigen würden, ohne ins Würdelose oder Ungeschickte zu fallen. Das füllte durch Jahre seine müßigen wie seine Feierstunden. Eine liebe Gewohnheit ward es ihm; jeder neue Zug, mit dem er sein Gemälde auszuschmücken vermochte, machte ihm eine echt künstlerische Freude. Bis die Ueberzeugung, es müsse so werden, seine Seele durchdrang, so sehr, daß ihm selber auch nicht der leiseste Zweifel mehr laut war; bis er sich auf seine stillen Abende freute, wie auf eine Verheißung kaum minder stiller, doch noch holderer. Ein bestimmtes Hoffen, ein sicheres und, wie er meinte, ihm nahes Ziel war in sein Leben getreten, und darum,

weil er ihm zustrebte, um seine Erreichung nach seiner Art rang und sich mühte, statt, wie allsolange, nur einem fernen und ungewissen Scheine nachzuhangen, der durch die Nacht seiner Tage brach, mochte jene Zeit wohl die allerbeste heißen, die ihm überhaupt beschieden war . . .

Fünftes Kapitel.

Ein starkes Strömen zieht machtvoll durch die Meere. Das gewaltigste Schiff wird wehrlos von seinem Zuge vertragen, nichts mag sich seiner Wucht entgegenstemmen, das nicht zerschellte davor. Aber ein Senkel, ist er nur tief genug, wird bald dahin kommen, wo die Wasser ruhen; lasse es ein Weniges weiter abrollen, dann gelangt es in das Reich des Gegenstromes. Wer mag entscheiden, was mächtiger sei: Strom oder Gegenstrom? Und ist nicht das, was im Verborgenen waltet, zumeist wirksam vor dem, was den Augen offenbar und in seinen Wirkungen erkenntlich am Tage liegt?

Ein starker Gegenstrom durchzog das Haus der Lohwag. In seinem Wirbeln und Kreisen war Gabis Seele gefangen. Jeder wußte darum, nur Salome ahnte nichts. Nach ihrem Willen und nach ihrem Vorbilde wollte sie ihr Pflegekind ziehen; mächtig genug war ihre Persönlichkeit, um beeinflussen zu können. Aber was vortrefflich war an Salome, das verstand Gabi nicht; was schroff und eckig, das tat ihr weh. Und das unbändige Blut Therese Wagners, verstärkt durch das eines Vaters, der sich so wenig um sein Kind gekümmert,

daß es nicht einmal seinen Namen ahnte, tat das Seine: es sperrte sich gegen die unbarmherzige Ordnung des Hauses. Offene Türen fand Gabi nirgends; nirgends jene Liebe, die sie begriff. So suchte sie dorten Neigung und gewann sie, wo es Salome nimmer vermutet hätte: bei den Dienstleuten des Brauhauses.

Und Salome selbst hatte sie es, ohne zu ahnen freilich, gelehrt. Denn schlug sie das Kind gleich niemals, so wußte sie andere Strafen, die anfänglich auch wehe genug taten. Das Mädchen durfte nicht am Herrentische essen; in der Küche, mit den Mägden zusammen, erhielt es sein Mahl. Jene Scham, mit der das einmal Gabrielen erfüllt, die sie keinen Bissen hatte berühren lassen, die verlor sich bald; früh genug legte sie es listig darauf an, daß die Tante ihr: „Du wirst draußen essen" gebot. Denn es war lustiger draußen; man lachte und schwatzte und war freundlich mit ihr. Die aus Berechnung, denn niemand zweifelte, daß Salome das Kind eigentlich liebe; die aus wirklicher Zuneigung, gewonnen durch die Anmut und die plötzlich und unbewußt aufbrechende Güte der Kleinen. Insbesondere aber hing die Susanne mit unendlicher Zärtlichkeit an ihr, nach ihrer Art. Zeugnisse dafür verwahrte die alte Weide: unterm Mulm geborgen lag ein Püppchen mit anderen armen Spielsachen, wie sie eben ein Dienstbote in seiner Bedürftigkeit zu spenden vermag, wie sie nur ein ganz liebefernes Kind erfreuen können. Und Gabriele spielte gerne, und selbst noch in Jahren, da sich sonst ein Mädchen mit der Puppe nicht mehr so recht vergnügt, und mit größerer Innigkeit als sonst Kinder wußte sie, ihrem Döckchen schön zu tun, es zu hätscheln. Es war fast,

als hielte sie es, wie sie selber so gerne gehalten sein wollte.

Wenn es aber nachtete und waren die endlosen Vorlesungen aus der Bibel zu Ende, hatte sie an Ruperts Pfeife zum letztenmale den Kienspan gehalten — er hatte das gerne von ihr, und sie nützte mit der kleinen Klugheit des Unterdrückten alles, was ihn irgend in gute Laune bringen konnte — dann harrte sie zur Winterszeit in starker Spannung des Zeichens, das ihr bedeutete, zu Bette zu gehen. Wie in jener ersten Nacht spähte sie dann nach dem letzten Lichtschein, aber ihr graute nicht mehr, wenn er verglomm. Dann verließ sie nach einer Zeit, die sie an den Schlägen ihres Herzens maß, ihr Lager; behende und mit unhörbarsten Schritten durchlief sie die Stube. Sie kannte schon jede Diele, die, betreten, knarrte, und wußte sie zu vermeiden. In die Küche führte der andere Ausgang ihres Zimmers; sie mochte es nicht, schien der Mond in den großen Raum. Dann gleißte das Kupfer und das Zinn an den Wänden, der rote Ziegelboden schimmerte dann wie blutübergossen. Noch einen langen, ganz dunklen Gang durch; noch eine Tür, die behutsam geöffnet werden mußte. Dann ein tiefer, erlöster Atemzug: Gabi Wagner, die Nichte und Erbin Salome Lohwags, war in der Gesellschaft, nach der sie sich den ganzen Tag sehnte, in der sie fast nie fehlte, seitdem ihr die Susanne das erstemal den Weg und die Zeit dazu gewiesen hatte.

Der Raum, in den sie trat, war enge, fensterlos und hallenhaft hoch. Jene dumpfe Wärme, die Bauern lieben, webte darin, denn an ihn stieß die Darre, in der die keimende Gerste in Malz gewandelt wird, in der das

Feuer nicht bei Tage, nicht bei Nacht erlöschen darf. Nur durch eine dünne Mauer geschieden, entsendete sie ihren schwülen Odem, ihren starken Geruch in dieses Gelaß. Selbst das Trappeln der Arbeiter vernahm man, wenn sie das Malz wendeten. Ein langer Tisch nahm den größten Teil des Raumes für sich; ein Oellämpchen gab dürftiges Licht. Darum saßen auf weißen, steiflehnigen Stühlen die Mägde des Brauhauses, spannen an ihrer Aussteuer und raunten dazu.

Obenan gebot die Susanne, die Aelteste; sprach sie, dann horchten alle die frischen, meist hübschen Geschöpfe. Keine aufmerksamer, keine mit angehaltenerem Atem, als die Gabi, und keine blickte ängstiger nach der Tür, wenn sie ging, fühlte sich befreiter, wenn nur ein Knecht oder eine Verspätete eintrat, als die zukünftige Gebieterin aller.

Auch hatte sie mehr zu besorgen, als die anderen insgesamt. Was denen als Aergstes bevorstand, das wäre ihr manchmal selbst ein Glück erschienen. Hätte man sie nur fortgejagt! Aber ihr ahnten Strafen, die sie gar nicht auszudenken vermochte; gerade darum erbangte sie so davor. Und ein gut Gewissen hatte sie nicht, saß sie bei den Mägden und lauschte ihren Gesprächen. Es waren auch nicht die rechten Bilder, die hier von Rupert und Salome entworfen wurden; waren auch nicht danach angelegt, um Liebe zu erwecken. Aber jede Schwäche der beiden ward hier von scharfen Augen — sie gehörten Untergebenen — ins hellste Licht gesetzt, von spitzen Zungen ausgedeutet. Und wenn es Gabi manchmal scheinen wollte, als geschähe ihren Angehörigen denn doch zu viel, dann war immer ein solcher Strom

von Mitleiden auf sie eingeflutet, war ihr Los, jeder ihrer geheimen Schmerzen so als Beleg für die Verurteilung der Pflege-Eltern herangezogen und ausgenützt worden, daß sie sich wohlig von so viel Teilnahme überzeugen und trösten ließ und schwieg. Sie ließ sich gerne bedauern, sich gerne preisen um das, was sie wirklich erduldete und in sich verschloß.

Aber noch einen anderen Stoff hatten die Mädchen, waren sie so unbelauscht und für sich. Es ist ein elendes Los, das einer Bauernmagd gefallen ist; sie sieht genießen und soll entbehren. So stand ihnen allen denn eine Fackel im Dunkel ihrer Tage: die Hoffnung, geheiratet zu werden, einmal am eigenen Herde, und mochte er noch so ärmlich sein, zu gebieten; ein Mittel wußten sie, das ihnen die Gegenwart erträglich machen konnte. Eine Jede hatte ihren Burschen, von dem sie hoffte, er werde sie einmal heimführen, und der ihr zuweilen die Genüsse zugänglich machte, nach denen sie verlangte. Davon erzählten sie nun, von den Lustbarkeiten des Tanzbodens, von den Herrlichkeiten eines Jahrmarktes in der Kreisstadt, die Gabi noch nicht einmal betreten, so nahe sie ihr wohnten. Die kleinen Geschenke, die sie erhalten, wiesen sie einander vor: das Band, den dünnen Silberreif, denen meist ein „Vergißmeinnicht" in Wort und Bild erhöhte Bedeutung verlieh. Und nicht ohne eifersüchtigen Neid vernahm Gabriele davon, die sich über alles nach Musik, nach dem tollen Wirbel eines dörflichen Tanzes sehnte, nun sie der Winter stille zu sitzen zwang, ihr selbst die Freude nahm, die sie Sommers vom Himmelteiche laufend empfunden. Meinten sie aber völlig unbelauscht zu sein, dann wurden sie

offener. Dann erörterten sie rückhaltlos die Gründe, warum gerade wieder eine ihrer Genossinnen so plötzlich den Dienst verlassen gemußt. Denn es war sonderbar — aber nirgends vergingen sich die Mägde so oft, wie in diesem Hause der unbarmherzigen Strenge. Gabi wußte kaum mehr, wie vielemale sie in den wenigen Jahren ihres Hierseins das finstere: „Das fällt, wie das liebe Vieh. Das vergißt um nichts Ehre und Seligkeit“ ihrer Tante gehört, wenn wieder einmal eine ängstlich ins Zimmer gekommen war, um es mit rotgeweinten Augen zu verlassen. Hier aber lernte sie Sinn und Deutung dieser Worte begreifen, der ohnedies vieles fremd und nachdenklich erschien, woran ein Bauernkind von erster Jugend ab gewöhnt ist.

Es geschah aber auch wieder, daß selbst das Surren der Spinnräder verstummte, daß alle achtsamst dasaßen. Dann hatte die Susanne das Wort. Die allein hatte mehr erlebt und mehr erfahren, als ein ganzer Haufen. Sie war hübsch gewesen. „Guckt nur, Affen, ich war's. Es wissen mehr davon.“ Und sie hatte Verehrer gehabt — mehr als die Anwesenden zusammen. Sie mußte zu fingern anfangen, wollte sie die Zahl zusammenbringen, und langte nicht mit einer Hand dabei. Und sie geizte keineswegs mit ihren Erfahrungen; das tat sie auch mit Dingen nicht, die eine ihres Standes schwerer erschwingen kann. Sie erhob auch kein Lamento, war sie wieder einmal am Schlusse einer ihrer Liebesgeschichten; es war nur eben nichts daraus geworden, sie hatte eben wieder kein Glück gehabt. Und doch wieder Glück. Dann lächelte sie eigen, und alle, bis auf Gabi, verstanden sie. Höchstens daß ein Mädchen die Schürze vors Gesicht

schlug und ein bitterliches Schluchzen begann. Das störte die Redende weiter nicht; sie spann ihren Faden zu Ende und meinte, sie könne mit ihrem Geschicke wohl zufrieden sein. Oder hatte sie ihre Jugend nicht genossen? Flog nicht jetzt noch beim Erinnern an verhohlenes Glück ein ferner Abglanz besserer Tage über ihr verwittertes Gesicht? Um welchen Preis sie es erkauft — wen ging es was an? Dann hatte sich in der Regel auch die Betrübte beruhigt, und nun erst fand sie ein gutes Wort für sie. „Wer sich ausweinen will, bei dem hilft kein Zureden; er hört's nicht einmal so recht. Ist mir auch nicht anders gegangen.“ Und schon als ihrer Trösterin hingen sie ihr an; wäre sie auch nicht vor ihnen gesessen, ein Sinnbild dessen, wie es einmal mit ihnen werden mochte, hätte sie auch nicht das alles schon durchgelebt und verwunden gehabt, was sie noch erdulden zu müssen fürchteten . . .

Verfing aber einmal gar nichts, wollte sich eine gar nicht fassen im Leide, dann pflegte sie der Gabi einen Wink zu geben. Stellte sich die in Positur, dann wirkte zumeist die Neugierde. Das Schluchzen schwieg, die Schürze sank nieder; aller Blicke weilten auf der zierlichen Gestalt des Mädchens, das den Kopf zur Seite neigte und nun Verse deklamierte, die es kaum und heimlich aus den Büchern gelernt, die ihm Herr Glogar im Verborgenen zugesteckt. Denn er war nicht für einseitige Verstandesbildung; „Lektüre erzieht“ war einer seiner Grundsätze. Ob Gabi das Gelesene auch verstand? Darum sich zu kümmern, hatte er die Zeit nicht; ihm genügte, konnte sie ihm in einer verhohlenen Minute Gedichte, die er ihr geliehen, wieder hersagen. So er-

klangen denn, verwunderlich genug, die pathetischen Verse Schillers in dieser mährischen Spinnstube und fanden Gehör. Oder ein kleines, doch wohllautendes Stimmchen sang gedämpft und nur so mehr mit Empfindung Volkslieder. Woher die Gabi zuflogen, das hätte niemand sagen können; aber jeder Ton, jedes gereimte Wort hafteten bei ihr, daß es ordentlich ein Staunen war. Danach rühmten alle ihre Kunst; in vollem Zuge schlürfte sie das Lob, fühlte sich bewundert, die erste, bis sie wie trunken ward davon. Und nun, mit jähem Sprunge aus wehmütigen und klagenden Lauten zum tollsten Uebermut, begann sie, das meistbelobte ihrer Stückchen zum Besten zu geben. Sie äffte Herrn Glogar nach in Worten und Bewegungen und machte das wahrhaftig wunderwürdig gut. Nicht ohne geheime Gewissensbisse, nicht ohne sich jedesmal nachträglich die schwersten Vorwürfe zu machen. Denn sie wußte, daß sie der Lehrer gern hatte, und pflegte das sonst zu erwidern; sie kannte die Macht einer Träne, die stumm in ihrem Auge glänzte, über ihn. Aber sie konnte sich nicht helfen: der Mann war ihr unendlich drollig, und sie vermochte, wo sie es durfte, einer Laune desto minder zu widerstehen, je beklemmter und gehaltener sie sich sonst fühlte. Und das rufende Mahnen in sich beschwichtigte sie mit dem Vorsatze, ihre Aufgaben so besser zu machen, vielleicht gar eines seiner Lieblingsgedichte mit allerschönster Betonung ihm vorzusagen. Das machte ihn ja immer vollends glücklich.

War aber auch das vorüber, die Zeit zum Schlafengehen gekommen, die Lampe verlöscht, das letzte Flüsterwort getauscht, dann huschte sie wiederum ihrer ver-

stohlenen Wege heimwärts. Hinter ihr klang manch-mal ein kleines Kreischen; sie wendet sich nicht, sie kannte das: die Brauersknechte verstellten den Mädchen den Weg und trieben ihre Späße mit denen. Sie aber eilte in ihr Bett; Schlaf fand sie freilich keinen. Denn nun begannen die Dinge, die sie kaum vernommen, erst ihr wirres Spiel in ihr. Noch sann sie wenig darüber nach, aber Ahnungen kamen ihr doch schon und be-wegten insgeheim ihre Seele. Sie aber liebte das; diese ruhelosen Nächte, in denen ihr jeder Laut bekannt war. Sie sah in die Nacht; da glitzerte der Rauhreif auf den Bäumen; da gurgelte, ihrem überfeinen Ohr vernehmlich, der Bach unter seiner Eisdecke; da klangen gewohnte Schritte — sie unterschied jeden danach, und jeder war ihr im guten oder bösen Sinne wichtig; da kläffte der Hofhund sein kurzes, böses Bellen, das sie so haßte. Und dennoch freute sie sich wieder darauf; sie erschrak gerne, sie liebte es, wenn ihr Herzschlag jählings stockte, um dann doppelt stürmisch wieder ein-zusetzen. So schuf sie sich selber Schrecknisse, um sich ängstigen zu können davor, um ein lüsternes Grausen. Die ganze Natur lebte ihr, aber sie lebte nicht in der Natur, die der Seele Gabis fremd und feindselig gegenüberstand.

Oder sie wog die Neigung der Pflegeeltern ab — das Einzige, womit sie jemals rechnen lernte. Rupert sah sie doch wohl nicht ungerne; er hatte ihr selbst eine Freude gemacht einmal. Er war heimgeritten gekom-men, und wie sie vor der Türe stand, da hob er sie vor sich aufs Pferd und umtrabte den Hof. Ihre Wan-gen hatten geglüht, alles jauchzte in ihr; aber sie hatte

diese Lust hart mit Fasten, mit dem Auswendiglernen von Bibelversen büßen müssen. Das ward ihr von Salome getan, und sie konnte es nicht verwinden noch vergessen. Gegen die Wohltaten, die ihr allstündlich vorgezählt wurden, empörte sich ihr junger Stolz, und sie sann ob Plänen, wie das wettzumachen sei. Sie fand nicht einen, und so, in Betrachtung und Träumen vergingen ihr die Winternächte. Bis es graute; dann mußte sie hinaus, wann noch die frostigen Sterne am Himmel standen, in die Ställe, die Melkerinnen überwachen. Sie tat es; aber sie war eine andere am Tage, als bei der Nacht. Mürrisch und schweigsam trieb sie ihr Wesen; die geheimen Vertraulichkeiten, welche sich die Mägde ihr gegenüber erlaubten, brachten sie in Harnisch, und sie wußte sich doch nicht zu schützen davor. Ihre tiefen Augen sahen verträumt in die Welt; das Geheimnis, das in ihnen schlief, zu lösen, versuchte niemand. Aber ihr Tun war ihr leidig; verhaßt die dumpfe und stickige Luft der Ställe, verhaßt das Lernen, dessen Zweck sie nicht begriff; ihr ganzes Sehnen eine unbelauschte Stunde, die sie, von wüsten Träumen genarrt, verschlummern konnte — die sinkende Nacht. Denn mit dem Wechsel von Licht und Dunkel waren ihr Lust und Leid verknüpft. Strenge geschieden waren sie, und so sehr das eine gebunden an die Sonne, das andere an ihr Erlöschen, daß sie kaum mehr wußte von Freuden, die ein freieres Haupt zum hellen Himmel erheben können. Sie ward schreckhaft; ein jeder Ruf, der sie unversehens traf, ließ sie sich verfärben, und sie wurde danach nur mühsam Herrin ihrer Glieder. Eine ungeheuerliche Phantasie erwuchs in ihr; sie stand

wehrlos vor den Schatten, die nicht von ihr ließen, vor den Stimmen, die sie umklangen, und das stete Sinnieren machte sie verschlossen und feige und trotzig. Was sie davon erkennen konnte, das gefiel Salomen ganz wohl, und der sonderbare Hochmut erfreute sie sogar, der manchmal aus des Kindes Wesen aufbrach.

Aber nicht allein einer Toten gedachte Gabriele nunmehr sehnend. Auch einem Unbekannten und einem Fernen flogen ihre Träume nach. Wenn sie fertig war mit der Hoffnung, ihr Vater werde einmal kommen, sein verlorenes und unseliges Kind heimzuholen in die Genüsse seines Reichtums, werde ihr reichlich zurückzahlen, was er ihr so lange vorenthalten an Zärtlichkeit, wenn sie nichts mehr wußte, was sie sich noch wünschen konnte, und Rupert und Salome staunend gestanden waren vor ihrer Herrlichkeit, von der nur die Susanne ihr Teil haben sollte, dann suchten ihre Gedanken eine große, große Stadt, die sie sich gar nicht schön und prächtig genug vorstellen konnte. Den Schritten eines Knaben folgten sie, der sich mühselig durch das Gewimmel und Gewoge in den Straßen Wiens, von wo alle klugen und gewitzten Leute kamen: der Lehrer und der Schulze und der Rüttemann Franz, Bahn brach, um zu den Höhen des Lebens zu gelangen und Gabi zu sich emporzuheben. Dann sah sie ein ganz sonderbar verkniffen Gesicht, das ihr dennoch lieb war, denn es gehörte dem einzigen Freunde, den sie jemals gehabt im Geheimen; dem einzigen gleichalterigen Genossen ihrer unseligen Kindheit, der nicht minder elend gewesen, wie sie: es trug die Züge Eduard Böhms.

Sechstes Kapitel.

Am schweigenden Weiher hatte die Bekanntschaft zweier armer und liebeverlassener Kinder angehoben, an einem heißen Junitage, und nichts verkündete in ihrem Anbeginn, mit welcher Leidenschaftlichkeit sich Gabi dermaleinst, wenn auch nur für kürzeste Frist, an das Angedenken des Gespielen klammern sollte. In ihrer hohlen Weide saß sie und starrte in das Gluten des schwülen Hochsommermittags: in das Flimmern, Flirren und Glitzern, das vom ungeregten Gewässer rückstrahlte und die Welt durchflammte und erfüllte. Da brach ein Schatten in all das Licht; denn ganz unversehens staunten große, schwarze, wimpernlose, ein wenig entzündete Augen zur Einsamen herüber. Und in der Stille, die so tief war, als schliefe der Tag selbst und die ganze Natur verhielte den Atem, ihn nicht zu wecken, klang ihr jähzornig ängstliches „Geh weg, hörst? Ich brauch' dich nicht!" hinein. „Ich dachte nur!" kam's zurück, und das abgemessene Hochdeutsch dieser Worte war das Erste, was ihr neben seiner Häßlichkeit an ihm auffiel. Sie aber ballte die Fäustchen: „Hast nichts zu denken, hörst? Geh weg. Ich mag dich nicht, aber schon garnicht. Bist mir zu garstig." Der Bube zuckte zusammen, als habe ihn ein unversehener Peitschenschlag getroffen; aber er wagte keine Widerrede, und in unterwürfigster Demut entfernte sich Eduard Böhm.

Des nächsten Tages erschien er wieder. Zum andernmale vertrieb ihn ihr Gebot, und so hielten sie es

fortab eine Zeit. Bis Gabi fast neugierig wurde, was der wunderliche Geselle eigentlich von ihr begehre, und ihn nur noch anherrschte, um zu sehen, ob er ihr noch gehorche: denn sie gebot desto lieber, je minder ihr eigenes Wollen im Hause selbst etwas vermochte. Hier galt es immer. Sie duldete ihn also manchmal von ferne; dann hielt er sich stille, und sie benahm sich, als wäre niemand zugegen, spielte mit ihrem Püppchen, nur vielleicht etwas zierlicher als sonst, oder knusperte an den Bißchen, die ihr, der am Tische der Eltern jeder Bissen widerstand, die Susanne zugesteckt. Dann schielte er verlangend nach ihr hinüber und blieb dennoch stumm. Bis einmal ihre Gutmütigkeit es ihrem Wunsche abgewann, sich bitten zu lassen. Sie schlich hinter ihn, der gerade auf die Wasser hinausstarrte: „Da hast. Iß!"

Er langte rasch danach: „Ich danke auch schön."

Sie kehrte sich behend ihrem Unterschlupf zu: „Gibt's nichts zu danken. Das hab' ich, wie viel ich will."

„Du hast es aber gut!" rief er bewundernd.

„Meinst?" Ein ganz unkindlicher Hohn, ein entsetzlicher Zorn brach aus dem einen Worte. „Meinst? Dummkopf! Marsch, der Teich gehört mein."

Aber, mochten sie immer im Bösen geschieden sein, ohne daß der Knabe nur ahnte, was Gabi so erzürnt, das Eis war nun einmal gebrochen. Danach fielen Regentage ein, die jegliches ans Haus banden; aber ein jedes ersehnte auch den ersten warmen Sonnenstrahl. Und als der endlich über die Erde glitt, da lebte ein Glücksgefühl in Gabi. Zum erstenmale erwiderte

sie seinen Gruß, und beide verhielten sich still, wie sie's gewohnt. Bis ihn Gabi einmal ganz unvermittelt aus ihren Träumen heraus anrief: „Du, was hast gedacht?“ Er besann sich erst: „Wann, jetzt?“ — „Narr, damals, wie du zuerst hergekommen bist!“ Da lächelte der Junge ganz leise: „Ich dachte nur, weil wir beide so einsam sind, denn ich hatte dich oft allein gesehen, so könnten wir vielleicht Freunde werden.“

„Warum bist du's? Ein Bub! Ich wollt', ich wär' einer. Geh dich raufen und laß mich in Ruh'.“

Er wiegte sachte den unschönen Kopf. Dann streifte er bedächtig den viel zu kurzen Aermel seines Rockes, das schlechte Hemd auf. Ein magerer, überschwacher Arm kam zum Vorschein. Sie kehrte sich in einem Schauder: „Dann . . .“

„Und das ist noch nicht alles,“ sprach er, achtlos für ihren Zwischenruf. „Aber wenn sich die vom Dorfe prügeln mit den Böhmen, dann kommen sie: Halt mit, Böhm. Ich habe mitgehalten; danach haben die anderen auf mich gepaßt und haben mich durchgehauen, weil ich nicht mit ihnen gegangen bin, und kein Mensch hat mir geholfen. Und überhaupt: Jeder prügelt mich, wer gerade Lust hat, und verlangt dann noch, ich soll für ihn Partei nehmen. Das kann ich nicht, und so geh' ich lieber dorthin, wo ich keinen treffe. So bekomme ich wenigstens nur von den Deutschen Schläge, und ich gehöre doch zu denen, wenn sie mich auch beneiden, weil ich schöner spreche und nicht so bäuerisch wie sie. Denn sie haben's nur von ihren Eltern gelernt, ich aber vom Herrn Lehrer in der Schule, und ich gebe gut acht, daß ich genau so spreche wie er und die gebildeten Leute.“

„Hast keine Eltern, Böhm?"

„Ich denke kaum mehr, daß ich sie hatte."

Ein stärkstes Mitleiden regte sich in ihr. Sie machte sich schmal: „Rück' zu, Böhm." Er tat's, und nun, die Höhlung bot beiden Raum, saßen sie lange ernsthaft und sinnend beisammen.

Damals wurden sie Freunde, und sommerlang wuchs dieses Gefühl, bis Gabi einmal von ihrem Teller weg einen guten Bissen für ihn aufsparte.

Den trug sie ihm zu: „Das war für mich, das hab' ich nicht von der Susann'." Er aber war froh damit, denn er erkannte den tieferen Sinn dieser Spende. Sie sahen sich auch im Winter, dann strich er ums hintere Tor, und die Gefährtin kannte die Zeit, in der er ihrer zu harren gewohnt war, und verfehlte sie niemals. War's auch nur, daß sie einander die Hände drücken konnten, denn ob sie gleich wußte, daß ihre Gaben ihm sehr willkommen wären, und sie dachte, er nehm' es vielleicht nicht so genau — sie mochte ihm doch nichts mehr geben, was heimlich der Speisekammer enttragen wurde, nichts, das sie nicht einen Verzicht und ein eigenes kleines Opfer kostete.

Es wurde wieder Sommer. Oefter und für länger, wie ungestörter, konnten die beiden einander sehen. Nun wäre es dem Mädchen längst nicht mehr zu Sinne gekommen, daß Eduard Böhm ihr fremd und nicht zu ihr gehörig sei. Vielmehr, sie harrte seiner schon mit Ungeduld; dann hockten sie zusammen, und mit ewig heiserer wie klagender Stimme berichtete er der Genossin von seinem Leben, entrollte düstere und leidenvolle Bilder, die nur desto trauriger waren, weil er gar nicht

zu empfinden schien, wie übel ihm das Schicksal mitgespielt, weil er alles mit stumpfer Ergebung hinnahm. Denn er konnte darum leichter ausharren und ertragen, weil ihm schon in jungen Jahren bewußt war, die Leiden der Gegenwart seien ein Uebergang zu einem Ziele, das ihm damals schon klar und wohlerwogen vor der Seele stand, während sich Gabi nicht Ende, nicht Ausweg aus ihren Bedrängnissen wußte. Er war willensmächtig und helldenkend; er schwärmte nicht, und was er fürchtete, das waren nicht Schatten, die aus dunklen Tiefen der eigenen Seele auftauchen, das hatte leibhaftiges Leben und verstand das mit Püffen und mit Schelten ihm eindringlichst fühlbar zu machen. Und an nichts davon hatte es ihm jemals gefehlt; er war ortsfremd und verwaist, und trug ihn die Erinnerung in vergangene Tage, dann sah er auch darin nichts Holdes. Eine tolle Laune des Zufalls hatte ihn hierher vertragen, dem in der fernen Großstadt die Mutter für nun und alle Tage schwieg. Da sie heimgegangen, hatte der Arm des Gesetzes nach ihrem Kinde gegriffen. Von einem großen, wüsten Hause erzählte er dann, dessen Insassen die freie Luft nur selten, nur zu bestimmten Zeiten, nur strenge überwacht auf einem öden Hofraum atmen durften, auf den auch nicht der Schatten eines grünen Blattes fiel. Dort hatte er Monate verbracht, denn niemand wollte sich seiner erbarmen. Ihm waren Strolche und Diebe Genossen gewesen; mit ihnen auf hartem Holzlager schlief er, teilte ihre Mahlzeiten, vernahm ihre wüsten Reden, atmete den Dunstkreis des Elends und des Verbrechens. Derweilen aber suchte und forschte man, wo er wohl zuhause sei, bis man

ausfand, in einem weltfernen Dorfe Mährens sei sein Großvater vor Jahren ansässig, begütert und heimatberechtigt gewesen. Dorthin sendete man den Knaben, einen üblen Gast, der niemandem gelegen kam und gegen den man sich wohl verwahrt hätte, wäre die Lage der Dinge nicht zu klar gewesen, den man nun mindestens entgelten ließ, was er nicht verschuldet und was ihn selber zu allerhärtest betraf.

Die Schütte Stroh fürs Lager, den Bissen Brot, daß er nicht verhungere, weigerte man ihm nicht. Ihm mehr zu geben, ihn auch nur das unvergällt genießen zu lassen, das wäre jedem ein Unrecht erschienen. Er mußte wissen, daß er das Gnadenbrot des Dorfes genieße, mußte erkennen, wie sehr er jedem verschuldet sei, wie wenig als ihresgleichen sie ihn betrachteten. Oder war er bei seiner Schwachheit auch nur zu den geringsten Diensten nütze? Er war ein Fremder gekommen, niemand wünschte, daß er bleibe, und täglich sang man ihm das Lied, wie froh man sein werde, wüßte man ihn erst wieder draußen. Und die Kinder taten's den Alten nach; ging Eduard Böhm aus der Schule, dann umschwärmte ihn die Jugend, Krähen, die eine kleine Eule aufgespürt haben, der er mit seinen kurzsichtig blinzelnden Augen, dem schwarzen Haarschopf in der Stirne, dem schüchternen und feindseligen Gesichte auch schier glich. Nur daß ihm die Wehrhaftigkeit des Kauzes gebrach, nur daß ihn Feindseligkeiten nicht mehr erregten. Er wußte, ihm konnte niemand helfen, nicht einmal Herr Glogar, der seinen Verstand und den Eifer, mit dem er lernte, wohl schätzte, der nach seiner eigenen Dürftigkeit manches für ihn tat

und ihn dennoch nicht mochte. Denn etwas Scharfes, wie Aetzendes lag in allem, was er tat; er war mißtrauisch, selbst wo er empfing, als fürchte er, irgend wem Anrechte an sich und seine Dankbarkeit zu geben — so recht nach Anlage und Erziehung einer von jenen, die zu den Höhen des Lebens ansteigen, wenn sie nicht ein achtloser Fußtritt trifft, während sie noch im Staube kriechen. Aber sich oder anderen wohlzutun, die kostbarste Kunst, verstehen und erlernen die freilich nie.

Nur bei Gabrielen war es anders und fast glücklich, duldete sie ihn überhaupt nur in ihrer Nähe. Und dennoch stritten sie oft; begann sie von ihren Gesichten und Träumereien zu fabeln, dann widersprach er ihr überlegen und altklug, mit einem gewissen Hohn sogar, bis sie in Tränen fiel und er gar nicht wußte, wie sie beruhigen, ohne es ein andermal darum besser zu machen. Sie fürchtete sich bald fast vor dem Gleichalterigen, dem sie an Stärke und Behendigkeit vielfach überlegen war, und liebte ihn dennoch, weil er für sie immer Teilnahme und Ohr hatte, weil ihr bewußt war, wie er nach ihr niemanden auf dieser Welt mehr möge, vielleicht gar um ihr heimliches Grauen vor ihm. Sie mußte ihn aber auch bewundern; denn als er ihr zum erstenmale all die Leiden aufgewiesen, die er im Dorfe durchlitt, und sie ihm geraten, fortzulaufen in die weite Welt, da hatte er nach seiner Gewohnheit den Kopf ernst und greisenhaft bedacht gewiegt: „Noch nicht." Und als das Mädchen heftig wurde und in ihn drang, warum er es noch nicht täte, wozu er ausharre, und ihn mit seiner Feigheit höhnte, da antwortete er ihr ruhig: „Ich wäre dumm, folgte ich dir. Ich will noch zwei

Jahre in die Schule gehen, so lange ich eben darf; denn der Herr Lehrer weiß viel, und warum soll ich von ihm nicht alles lernen, was ich lernen kann? Ich werde es brauchen können."

Und wie mit einem Banne zwang diese hinschauende Gelassenheit des Strebens Gabrielen, die ihr nichts Gleiches in sich gegenüber zu setzen wußte. Sie hatte in seiner Vergangenheit nach lichteren Bildern geforscht; umsonst — er wußte von keiner Liebkosung, von keiner Zärtlichkeit. Nur einmal, vor vielen Jahren, glaube er, habe ihn seine Mutter geküßt. Er glaube? Was das wieder heißen solle? fragte Gabi. Ja, meinte er, sie hätte ihn eben anders genannt, als er sonst gerufen werde, und so wisse er nicht einmal, ob es ihm gegolten. Darauf Gabi: „Wie hieß sie dich?" Da flog ein Schimmer wie Rot über sein fahles Gesicht: „Mein schöner Ephraim! So hat mich niemand mehr genannt, und da merkte ich mir es denn." Und seine mißtönige Stimme zitterte dabei; sie aber fühlte sich reich und glücklich neben ihm.

Weil aber Umschau wie Rückschau beiden gleich traurig war, so kehrten sie ihre Blicke gerne dem Kommenden zu, das sie sich gemeinsam dachten, wie und weil es die Gegenwart war. Auch da wußte Böhm schon, was er wollte. Im Sommer entließ ihn die Schule; da konnte man am Tage wandern und im Freien nächtigen. Dann wollte er fort, nach Wien, von wannen er gekommen, die Kaiserstraße entlang, sich durchbetteln bis zum Ziele. Denn es war dann Erntezeit oder kurz hernach, und hat der Herrgott seine Hand aufgetan, dann öffnet sich auch die des Bauers leichter und aus-

giebiger. Da mochte er, war das Wetter gut und das Korn gediehen, etwa gar einiges ersparen. Und was dann? Ei, wo so viele lebten und ihren Gewinn fanden, dort müßte er es auch können. Und hatte er nicht zweierlei voraus vor den meisten? War er nicht der beste Rechner des Dorfes und konnte hungern wie niemand? Den Nutzen des einen begriff Gabi, den des ersten nicht. Er aber lachte klanglos: „Das ist die Hauptsache in der Welt, und ich muß es noch besser können, als selbst der Herr Glogar. Denn die Menschen sind schlecht, das weißt du, sind alle schlecht und wollen einen drücken und betrügen, wo sie es nur können. Wer aber gut rechnen kann, der weiß von jeder Sache, was sie wert ist, und kann kaufen und verkaufen, ohne daß man ihm schaden kann. Beides muß man verstehen, und wer es so gut kann, wie sonst keiner, der wird der Reichste. Und das will ich werden, und dann kommst du zu mir, und wir leben in einem Schlosse, und die unten werden schauen und buckeln, wenn wir vierspännig fahren. Aber hinten aufsitzen darf mir keiner!" Und mit einer häßlichen Gebärde schüttelte er die Faust nach dem Dorfe.

Solche Träume haben die Einsamen durch manches Jahr gesponnen. Denn von Anbeginn ab bis zum Ende, bis zu ihrem Scheiden, war Eduard Böhm der Gleiche in Entwürfen, im Hoffen, fast auch im Körper, der immer hager und schwach und von kranker Unruhe gepeinigt war. Ein Lied von Jubel zog manchmal durch Gabis Seele, wenn sie ihn hörte, so klar, so fest, und ihn bewunderte. Aber sie beichtete ihm nichts von ihren verborgenen Freuden; sie gab ihm ihr Geheimes

nicht so kund, wie er es mit ihr hielt. Dazu aber gluckste es im Röhricht oder es schrie ein Wasserhuhn klagend, dazu wisperte der Wind im schwanken Weidenlaub und zog seiner Wege, wie er es über die Hügel aller tut, sei es, daß sie am Wege verdarben, daß sie sich schwer von ihrer Fülle des Glücks getrennt; er vertrug ihre Worte, wie er schon stolzeres Hoffen und gefesteteres verweht hat, als das, damit diese beiden ihre Seelen in Schlummer wiegten, auf daß die der Kläglichkeit des Alltags und ihres Loses vergäßen. Und beide hielten unverbrüchliches Schweigen; der Knabe, weil er keinen Vertrauten wußte oder verlangte, das Mädchen aus Scham. Denn sie hatte den wunderlichen Gesellen gerne; aber sie wußte sich ganz allein mit ihrer Neigung und besorgte, selbst die Susanne könnte spötteln darüber. Das hätte ihr wehe getan, ihr vielleicht gar den Freund verleidet, wie sie sich kannte. Und wenn er es doch zu dem brachte, dem er nachstrebte? Dann hielt er Wort — das galt. Und hätte sie es nicht schon darum verdient, daß sie ihm in übler Zeit hold war und manches mit ihm teilte? Wozu eine unnütze Offenheit, die zerstören konnte, was so gut war? Denn schon klammerte sich Gabi ängstlich an den Augenblick und genoß, was er brachte; schon scheute sie alles, was irgend nach Kampf aussah, erwartete das Ausschweifendste von der Zukunft und erbangte wieder davor.

So kam ihnen der Tag, der sie trennen sollte. Er war hell wie einer, und die heiße Sonnenglut zitterte über dem Lande. Sie waren ernsthaft, doch nicht gar bewegt. In ihm war das Gefühl eines, der dem Kerker entronnen: die Häscher — die Not und die Sorge

— sind ihm auf den Fersen, und nur die Behendigkeit der Beine kann ihn retten — und dennoch ist er selig. Sie aber dachte nicht einen Augenblick daran, der Junge, der da mutig und vertrauend, nur etwas klapperbeinig vor ihr stand und sich der neuen und ganzen Schuhe so sehr freute, die ihm — ein Geschenk des Lehrers — zum erstenmale im Leben an den Füßen prangten, könne von denen sein, die am Wege sterben. In ein blaugestreiftes Tuch hatte er seine wenigen Lümpchen gebunden; allerhand Nahrhaftes und eine blanke Silbermünze, die sie einmal von einem Hopfenreisenden als Geschenk erhalten, tat Gabriele dazu. Die Tante wußte um diesen Besitz und mochte sie leicht strafen, vermißte sie ihn; ihr verschlug das aber nichts — ihr war es, als bände sie den Ziehenden dadurch ganz und für immer an sich. Sie sprachen auch nicht viel; was sie einander mitzuteilen hatten, das war längst ausgesagt zwischen ihnen. Nur ihre Hände hielten sich fest umschlossen. Zweimal schon hatte sich Eduard Böhm zum Gehen gewendet; immer rief sie ihn wieder zurück und stand dann blaß und kämpfend vor ihm. So kehrte er sich zum drittenmale; da klang es: „Du, Eduard!" Wieder hielt er an, und jählings empfand er ihre Arme um seinen Hals; ihr schönes Köpfchen zwang sie an sein häßlich Angesicht, ihre blühenden Lippen fanden seinen schmalen Mund, der lange nicht mehr von weihendem Kusse war berührt worden, und raunten ihm dann ein heißes: „Leb' wohl, mein lieber Ephraim!" ins Ohr. Er starrte; sie aber, erglühend, winkte ihm ab. So zog er denn fürbaß. Gabi blieb einsam und spähte ihm nach. Durch den Staub der Land-

straße sah sie ihn bald rüstig und ganz behende dahinstapfen; der Stadt zu zog er. Immer kleiner ward ihr der Wandernde, und da er ihr ganz verschwand, da brach sie nieder und weinte unendlich. Denn wie ihr leibhaftig gewordenes Sehnen nach dem Glücke und nach der Welt, das sich von ihr losgetrennt, war ihr der Gefährte erschienen. Und in ihr waren starke Zweifel, ob sie sich jemals wieder zusammenfänden; ob ihnen jemals ein gemeinsames Ziel bestimmt; ob nicht all ihr Sinnieren und Planen verfliegen sollte, wie des einsamen Schreiters nach dem Glücke letzte Spur längst verflogen und vom wehenden Staube verschlungen war.

Fortab blieb die hohle Weide leer, vergessen, was sie an Dingen barg, die einmal einem Kinderherzen einen Schimmer von Licht gebracht. Nun erst verfiel Gabi dem Zauber der Spinnstube gänzlich; denn ihr letztes Tagesglück, so vergällt und reich an Bitternissen es immer gewesen sein mochte, hatte sich von ihr gekehrt. Aber sie gedachte seiner oft; meinte oft, sein heiser und traurig Wort an ihr Ohr schlagen zu hören. Aus immer weiterer Ferne, bis es vollends schwieg und verstummte. Da glaubte sie, die von Ahnungen und Vorgesichten gepeinigt wurde, er sei tot. Aber immer verlangender spähte sie nach dem tollen Treiben unter den Nußbäumen aus; niemand beachtete das schmälere Gesicht, das in Sommernächten hinter laubigem Versteck dem Jubilieren und Singen, dem kurzen Hader, von rascher Versöhnung gefolgt, dem Kosen ländlicher Liebesleute zusah und sich ein eigenartig Bild der Welt danach formte. War sie dessen müde, dann durchschritt sie, so lange sie konnte, den Hintergarten

und seine Oednis, die ihr lebte und sie ängstete. Und ein neues Wünschen war in ihr und übermächtig in ihr Leben getreten. Was dumpf in ihr geschlafen, das hatte darin Form und Bestimmtheit gewonnen. Wie es aber verwirklicht werden konnte? Das wußte sie nicht, und das Sehnen danach verstörte sie ganz, der mit Ephraims Scheiden das Letzte genommen worden war, was Licht in die Dämmerungen ihrer Zukunft gebracht . . .

Siebentes Kapitel.

So war wieder einmal die Zeit des Herbstjahrmarktes in der Kreisstadt gekommen. Das ist ein wichtiger Tag. Er ist es für den Städter, der mit ihm rechnet, und der mit seinem Erwerbe fast ganz auf den Bauern angewiesen ist, also daß er vom Wandel guter und schlechter Jahre kaum minder abhängt, als einer der Bauernbarone von Kunzendorf oder Unter-Heinzenwald, die sich denn auch, sich wohl bewußt, wie wenig man sie in der Stadt eigentlich mag und wie sehr man ihrer bedarf, auf dem Ringplatze und in den Gasthäusern trotzig genug nehmen. Er ist es für den Landwirt, dem hier erst klar wird, wie hoch das wenige Getreide, das viele Vieh, das er im Ueberschusse gewonnen hat, eigentlich wertet; ist es zuvörderst für das dienstbare Volk, das sich lange vorher darauf freut, dafür spart, um dann nach seiner Art genießen, das heißt lärmen, aufhauen und vertun zu dürfen.

Wie jedes große Ereignis kündigte er sich lange vorher durch unscheinbare, doch zweifellose Vorzeichen an: die Bärenführer — ihnen hat die löbliche Polizei

seither weislich das Handwerk gelegt — zogen durch die Ortschaften. Das waren gewaltige Gesellen; alle sonnenbraun und trotz ihren Tieren zottig an Bart und Haupthaar, ob sie nun dem heimlosen Stamme der Zigeuner angehörten, ob sie aus der nahen Tatra, deren kühne Spitzen man an hellen Tagen von den höheren Kuppen der unfernen Beskiden erspähen mag, ob sie gar aus dem fernen Siebenbürgen ins flache Land herniedergestiegen waren. Sie hatten es eilig; denn so seltene Gäste waren sie nicht, daß es nicht wichtig für sie gewesen wäre, ehestens auf dem Schauplatze zu erscheinen. Mit näselnder Stimme und in wildfremden Lauten sangen sie ihr eintöniges Lied; dazu klirrte ihr Tamburin und seine Schellen klingelten, rasselte die Kette, an der sie den Gebändigten führten. Sie bildeten eine Gefahr für jedes einsame Gehöft, bedeuteten eine Verlegenheit für jeden Mautpächter, der nicht wußte, ob er ihren Begleiter dem großen oder kleinen Triebvieh — für jede Gattung gibt es besondere Sätze des Wegegeldes — zuzählen sollte; da ihn ganz zollfrei ausgehen zu lassen, doch nicht wohl angezeigt erschien.

Immer hatte Gabi ihrem Treiben mit größter Erregung und Achtsamkeit zugesehen; nie zuvor aber mit solcher Spannung, wie in jenem Jahre. Die Kamele und die Affen folgten; seltenere und darum schon mehr bestaunte Erscheinungen. Das fast erwachsene Mädchen wich kaum mehr vom Hofe. Das Fieber, das die Mägde ergriffen, die an ihren besten Kleidern richteten, ihre Spargulden zurechtlegten, schüttelte sie mit. Sie achtete kaum der Schelte und der Strafen der Tante; sie war von der Seite der Susanne nicht fortzubringen,

die noch keinen Markttag ausgelassen hatte und auch diesen nicht ungenützt vorübergehen lassen wollte. Die Karawanenwagen, das letzte Vorzeichen hereinbrechenden Getümmels, polterten mit mächtigem Getöse am Brauhause vorüber. Schon hielt jeder Bauer in Stall wie Scheuer die letzte Musterung, was etwa ohne Schaden verkäuflich sei, und das Mädchen verging vor Sehnsucht, einmal auch einen Einblick in das tun zu dürfen, was so vielen seiner Freundinnen höchstes Glück und letzte Seligkeit bedeutete. Die Susanne erkannte das gut: aber Eile hatte sie darum doch nicht, ihren Liebling von seiner zuckenden Ungeduld zu befreien. „Freut sie sich nachher desto mehr", dachte sie; und erst am Vortage fuhr sie plötzlich heraus: „Magst mit morgen?" Gabi konnte nur selig nicken. „Dann sollst es auch." — „Sie werden mich nicht lassen," hauchte sie. — „Dummheit; ist meine Sache. Nur du bist ungeschickt; könntest es sonst ganz gut haben. Da sagt man ihr: Er wird sich ärgern, und alles wird nach dir schauen, was du schön bist, und sie erlaubt, was man will."

Und so hat sie es auch gemacht, und zwar noch am gleichen Abend. Aber erst nach Tisch, am großen Tage selbst, winkte Frau Salome ihre Pflegetochter zu sich. „Du gehst auf den Markt," befahl sie kurz. „Es ist Zeit, daß du einmal Menschen siehst. Da hast du Geld" — sie schob ihr einen kleinen Betrag zu — „dafür darfst du dir etwas Nützliches kaufen. Verschwende nichts — das hat deine unglückliche Mutter geliebt. Du mußt Rechnung legen, und du wirst beobachtet. Den Bettlern darfst du geben — aber bedenke, was du

tust! Es ist dein erster Gang in die Welt." Und als Gabriele mit Tränen im Auge — denn sie weinte immer noch kindlich leicht — der Susanne von dieser Ermahnung berichtete, ihr klagte, so freue sie das Ganze nicht mehr, da lachte die kurz auf und spottete: „Kindskopf! Gut wird's gehen! Weil warum? Wer soll auf dich achtgeben? Ich. Und wer wird zuhelfen, wenn du was brauchst? Ich. Und jetzt mach' dich fertig und komm. Es wird voll werden in dem Nest."

Es ist nur ein Endchen Weges vom Brauhause in die Stadt. Aber Gabi und Susanne brauchten an jenem Nachmittag lange genug, ehe sie es hinter sich brachten. Denn die Landstraße war überfüllt; wer etwa vom Fußsteige aus nach dem Fahrdamme spähte, der sah eine endlose und wirre Reihe von Fuhrwerk, das sich staute und drängte. Das bunte Geflecht der Korbwagen aus dem Marchgebiete leuchtete, in seiner Farbe überschrieen vom grellen Rot der zierlich ausgenähten Lederhosen ihrer Insassen. In neumodischerem Fuhrwerk dehnten sich die reicheren Grundbesitzer des Kuhlandes. Eine unzählige Menschenmenge schob sich langsam vorwärts; in ihr sahen sich die beiden gefangen, eingekeilt, mitbewegt. An Bettlern ging es vorüber; an jedem Prellsteine saß einer. Eine Welt voll Elend war aufgetaucht aus ihren Höhlen und Schlupfwinkeln, psallierte ihre Litaneien, fingerte an ihren Rosenkränzen, stellte Schwären und Gebreste zur eklen Schau und schrie mit flehend ausgereckten Händen in trübseligem Singsang nach Mitleid und Erbarmen. Dazu schwirrten Peitschenhiebe durch die Luft, Flüche erklangen, dann wieder helles Lachen und vergnügter

Zuruf der Wandernden. Mit großen, fröhlichen Augen sah und vernahm Gabi das alles. Sie ertrug gelassen das Stoßen der Hintermänner, das ermüdend langsame Fortschreiten focht sie mitnichten an. Die weitgestreckte, laubengeschmückte Hauptstraße entlang wanderten sie so; zum viereckigen Hauptplatze, den abermals überwölbte Gänge umsäumen. Hier gab es Neues zu bestaunen. Eine Stadt in der Stadt; allenthalben waren Buden aufgeschlagen, und die gellen Stimmen der Verkäufer kreischten, priesen in den unmöglichsten Tonarten ihre Ware an. Slovaken mit stumpfen Gesichtern hielten ihren Wacholderbranntwein feil, Goralen in flatterndem Hemde, kühn schauende, wettergebräunte und dreiste Gesellen boten ihren Schafkäse aus; vor seinem Leinenbündelchen stand der Weber und harrte geduldig der Käufer. Aber sonst suchten sich alle vernehmlich und bemerklich zu machen, und von ferne, vom Viehmarkte herüber, klang das Brüllen der Rinder mit den schrilleren und kürzeren Lauten und dem Geblöke des Kleinviehs, das helle Gewieher der Rosse.

Und in diesem tollen Gewirre, in diesem Drängen und Quirlen bewegte sich Gabi wie eine, die es von Kindesbeinen gewohnt ist. Nur daß sie tiefer wie rascher atmete, nur daß der Strahl des Glücks in ihren dunklen Augen glänzte. Die Susanne mußte staunen über ihre Sicherheit, über die Ruhe, mit der sie die frechen Blicke städtischer Stutzer, die hier bei ländlichen Schönen nach leichten Siegen suchten, die mißgünstig prüfende Musterung anderer Mädchen ertrug. In Wahrheit — sie empfand nichts von alldem. Aber ihr war, als wäre sie hier immer zuhause gewesen;

eine heiße Welle des Lebens, danach sie verlangte, schlug ihr entgegen. Sie fühlte sich stärker umflutet davon, da sie durch eine schmälere Gasse der großen Bleicherwiese zustrebten. Da sang die Fiedel, da johlten Trunkene, da saßen Bauern mit ihren Eheliebsten in niedrigen Gelassen, durch deren Fenster man vom Gehwege aus lugen konnte, und tranken schweren Rotwein. An allen Häusern und Straßenecken klebten Zettel in allen ersinnlichen Farben und Formaten, daß die Welt ganz scheckig wurde, und verhießen in nach Sprache wie Schreibung verruchtestem Deutsch die ausbündigsten Genüsse und Schaustellungen. Gabi las alles, und ein Schwanken und Wählen war in ihr.

Es hielt nicht lange vor. Auf der Bleicherwiese war ein riesenhaftes Gezelt aufgeschlagen; eine ungeschlachte Wagenburg dahinter. Fanfaren und befremdliche Laute drangen durch die Leinenwände und lockten Hunderte an. Auch Gabi mit der Susanne; das Mädchen hatte die Führung an sich gerissen, ohne daß die Aeltere wußte, wie? Riesenhafte Ankündigungen priesen die Leistungen des „Amerikanischen Zirkus" an. Gabi sah der Susanne bittend ins Gesicht, und wenige Augenblicke später standen sie unter den Zuschauern und harrten pochenden Herzens der Wunder, die ihnen verheißen waren.

Ueber dem Lande lag ein heller und für die Zeit fast zu heißer Sonnentag. Hier innen aber brannten ungezählte Gasflammen. Nur von ferne und verhallend verbrandete der Tumult des Jahrmarktes; aber die lodernden Lampen erzeugten eine dumpfe Schwüle, verstärkt durch die Atemzüge der Erwartenden, den

Dunst der Stallungen. Nichts davon störte Gabrielen; wie verzückt starrte sie auf das Rund in der Mitte. Gebannt horchte sie dem einleitenden Geschmetter der Musik. Ein Elegant, der neben ihr saß, erhob sich höflich und bot ihr seinen Platz. Sie nickte fast zornig ab. Aber den Arm der Susanne umklammerte sie so fest, daß es der fast wehe tat. Regungslos, wie eine Statue, sah sie den Umzug der Gesellschaft mit an; in phantastisch gebauten, reich vergoldeten Wagen, von einem Bläserchor in roten Röcken angeführt, bewegten sich Männer in enganliegender Gewandung, beflitterte Damen, die sich lässig zurücklehnten, an ihr vorüber. Was sie die Reiterinnen um ihre Schönheit beneidete! Ein jeder Scherz der Spaßmacher, jeder ihrer Sprünge entlockte ihr ein leises, melodisches Lachen. Dann ein Tusch; ein Mädchen sprengte in die Sandbahn. Jubel begrüßte sie und folgte ihr. Die Susanne freute sich der Seligkeit ihres Lieblings; da, gerade machte eine gewaldige Herde Elefanten ganz merkwürdige Stückchen, gewahrte sie, wie sich Gabis Antlitz verfärbte. Sie faßte sie hart an; ohne der Grobheiten der Hintermänner zu achten, schleppte sie die halb Bewußtlose ins Freie. Dort stand diese geraume Zeit verloren und keines Wortes mächtig. Endlich schluchzte sie auf, und in einem „Es war zu schön, oh! Ich dank' dir tausendmal!“ löste sich der Krampf ihres Innersten.

Ihr blieb unbesehen, was der Markt sonst noch an Ergötzlichkeiten bot. Es war noch früh am Tage, und die Susanne hätte sie gerne die Freuden des Tanzbodens, die Genüsse des Wirtshauses kennen gelehrt. Gabriele folgte ihr allenthalben nach; aber sie achtete

auf nichts, regte keinen Fuß und schien keines Wortes mächtig. Das begriff ihre Führerin nicht, die über so viel Stumpfheit schier unwillig geworden wäre. Nur, da sie in der hallenden Flur einer Schenke saßen — im Innenraume hatten sich Bauern und Städter zusammengetan und trieben lärmende Politik — trank sie viel und hastig den schweren ungarischen Rotwein. Es war das erstemal in ihrem Leben; aber das starke Getränk vermochte nichts über sie. Eine gewaltige Erregung war ihrer Meister geworden. Stimmen aus ihrer Kindheit, mühsam unterdrückt und doch nicht bezwungen, Stimmen ihrer geheimsten Seele schrieen wirr durcheinander und wollten nicht schweigen. Umsonst führte sie die Susanne zum Bänkelsänger; Gabriele hörte nicht zu, lachte nicht über die entsetzliche Moritat, die er fistulierend absang, sogerne sie sonst lachte, dachte kaum daran, den üblichen „Kram", die Kleinigkeiten zu erstehen, die jeder heimbringen muß. Die Susanne mußte es für sie besorgen und tat's, innerlich empört über solche Teilnahmslosigkeit. Aber sie hatte doch wieder ein gewisses Mitleiden mit dem Mädchen; vielleicht war's krank? Denn allerdings hielt Gabriele die Augen weit offen; aber sie sah nicht, wer sie grüßte, erwiderte nichts, sprach man sie an. Vor ihren Blicken stand immer noch die bunte Scheinwelt, in die sie kaum geguckt und nach der sie wieder alles hinzog. Dazu zog mit dem Abend ein schweres Wetter näher, sie ahnte es, denn eine dumpfe Schlaffheit der Glieder, eine zuckende Ermattung der Sinne überkam sie dann immer vorher und lähmte sie mit süßem Schauder.

So gingen sie heim; die Straße war annoch öde;

nur wenige Wagen verließen die Stadt, fast niemand von denen, die zu Fuße gekommen; denn für sie beginnt erst mit sinkender Nacht die beste Lustbarkeit. Sie nahmen den Richtsteig, an den Fabriken vorüber, dann den Werkkanal entlang, über grüne Wiesen, durch fahle Stoppelfelder. Der Lärm der Stadt verbrauste hinter ihnen, aber die Susanne merkte bekümmert, wie ungleich ihre Begleiterin die Füße setzte, wie fieberhaft sie atmete. Manchmal mußte sie gar stehen bleiben und spähte dann heiß und sehnsüchtig nach rückwärts. Die Magd verschwendete vergeblich ihre Beredsamkeit, ihre Künste; keine verfing. Nur einmal gedachte sie des Zirkus: da faltete Gabi die Hände unter der jungen Brust und stöhnte so tief und leidvoll, daß die Susanne erschrocken ablenkte.

Sie kamen nach Hause. Im Hofe stand die Tante und spähte nach den verödeten Bänken unter den Nußbäumen aus. Mit ihrem reichen, grauen, glatt gescheitelten Haar, das ein rotes, frisches und dennoch strenges Gesicht umschloß, der hohen Latzschürze, dem feierlichen Schlüsselbunde an der Hüfte sah sie ehrfurchtgebietend genug und dennoch wieder entsetzlich nüchtern aus. Sie trat ihnen einen bemessenen Schritt entgegen: „Hast dich gut unterhalten?“ Gabriele faßte nach ihrer Hand, wollte sie küssen: „Ach Mutter!“, und der süße Name sprang ihr zum erstenmale von freien Stücken und herzlich über die Lippen. Frau Salome wehrte ab: „Laß' das. Ich mag das nicht. Erzähle gelassen. Was war?“ — Ach, Tant'!“ — Da wurde die Frau zornig: „Erzählen sollst du, verstehst? Hast wahrscheinlich alles Geld vertan, das man dir mitge-

geben hat?“ Gabriele erbleichte; mit rascher und heftiger Bewegung griff sie in die Tasche und warf die Münzen, die ihr geblieben, der Tante vor die Füße. Die zuckte mit keiner Wimper, nur den Zeigefinger erhob sie bedeutsam: „Niederknien und aufheben.“ Das Mädchen zauderte, und die Susanne wollte sich behende für sie bücken. „Nicht du. Ich befehl's kein andermal.“ Und in alter Widerstandslosigkeit gehorchte Gabriele, die vor Scham vergehen zu müssen glaubte. Denn Rupert war dazugekommen und verfolgte höhnisch das ganze mit Blicken. Salome aber ließ sich nicht stören: „Bist fertig? Zähl's. So — und wie viel Groschen hast schon in deinem Leben verdient, daß du so mit dem Gelde herumschmeißt? Jetzt geh, aber denken sollst du mir an den Tag, solang daß du lebst.“ Es gab eben Augenblicke, in denen Salome Lohwag beinahe prophetische Gaben hatte.

Und gedacht hat die Gabriele Wagner erst in jenem Winter, dann ihr ganzes kurzes Leben durch viel an jenen Tag. Sie hatte Zeit genug dazu; denn der Herr Glogar kam nur noch einmal in der Woche und bewunderte sie viel zu sehr und trug ihr Lob viel zu laut im Dorfe herum, als daß er ein Wort des Tadels gegen sie gewagt hätte. Kam etwas davon dem Franz zu Ohren, dem gegenüber Herr Glogar sehr schweigsam war, dann klagte der wohl: „Und da kann man nicht zu; da sitzt der Drache vor dem lieben Schatz!“ Die Spinnstubengespräche freuten sie nicht mehr; aber was jemals darinnen vorgekommen, das hatte ihr nun Körperhaftigkeit gewonnen, und sie träumte wachend wie im Schlafe davon. Aber der Zirkus war ihr doch das Wichtigste.

Erstand er ihr, dann wurde sie rot. Dann sah sie sich nämlich, angetan wie die Reiterinnen, in die Manège sprengen. Brausender Jubel begrüßte sie, die sich schöner wußte als alle, die sie dort gesehen; Blumen wurden auch ihr geworfen. Fanfaren erklangen, und ihre starke Stimme übertönte den schwachen Ruf Eduard Böhms, des Verschollenen, der ihr noch nicht gänzlich verstummt war.

Sie war viel krank in jenem Winter. Um ihre Augen lagen Ringe, ihre Stimmung wechselte unberechenbar, und ihr Gesichtchen war fast bleich wie Wachs. Man rief den Physikus; der wußte keinen bestimmten Rat; er war überhaupt kein Mensch, der sich gerne auf Erörterungen einließ, und meinte, für das eigentliche Heilmittel sei Gabriele noch zu jung und schwächlich. Frau Salome verstand ihn nicht; nur ehrliche Angst litt sie um das Mädchen. Sie entband es aller seiner Pflichten, und so konnte Gabriele ungestört brüten, ungestört — sie hatte die erste Scham rasch genug verwunden — Kußhändchen und Kopfneigen für sich probieren, wie sie's gesehen und wie es ihr so gefallen. Man hatte, damit sie eine Pflegerin bei der Hand habe, ein blutjunges, bildhübsches Mädchen, das kaum erst auf den Hof gekommen, in die Küche gebettet. Der Marie nun schloß sie sich mit unbedingter Neigung an; mit ihr betete sie heimlich den Rosenkranz, vertiefte sich in die Mystik des Heiligenkultus und versuchte auf alle Weise, sich über die Zeit hinwegzuhelfen, die ihr nun eine Wartezeit schien, die sie von etwas Großem trenne. Wovon aber? Das wußte sie nicht. Jedoch, gerade diese Ungewißheit war ihr recht

und: Es kam — sie wußt' es. Aber was ihr diese Erregung, diese Pein und diese Seligkeit bereitet, das war ihr dunkel. Und dennoch hätte sie's selbst erkennen mögen, selbst daran, daß ihr das kleine Leben um sie, wie früher verhaßt, so nun ein Ekel geworden, selbst daraus, wohin sie ihre Neigung so allgewaltig zog: das Blut Therese Wagners regte sich in ihr, ein Wildbach, den man nicht abgeleitet noch gebändigt, nur gestaut und erzürnt hatte. Nun hob er sich in seinen Dämmen und grollte übermächtig nach einem Ausweg — und wäre es selbst ein Sprung in den Abgrund gewesen, darin er die Mutter begraben, dahin die Tochter zu verstürzen er sich eben anschickte . . .

Achtes Kapitel.

Noch kein Winter war Gabrielen so rasch vergangen, wie dieser mildeste aller, die sie in Unter-Heinzenwald verbracht. Endlos war jede einzelne Stunde; in fast atemloser Hast drängten die Wochen und die Monde einander. Und immer fester und gespenstig lebhaft war das Empfinden in ihr: Es kam. Sie glaubte, leibhaftig das Nahen des Geahnten zu verspüren; in ihren schlummerlosen Nächten stand's vor ihr und starrte sie an, mit unergründlichen Rätselaugen: formlos und dennoch gestaltet und lockend.

Es wurde Frühling; die schwarzen Schollen starrten nackt zum überhangenen Himmel, und der Westwind trug den feuchten Erdgeruch durch die Lande. Hinter dem Hause, auf der Sonnenleiten, standen die Veilchen dicht, duftend und blau, wie noch nie. Gabriele pflückte,

wie in jedem Jahre, die ersten, wenn sie gleich dabei nicht mehr über den Bach sprang, wie noch vor kurzem, und tat ein zierlich gebundenes Sträußchen in ihre Bibel, wie sie's gewohnt war. Sieben Gefährten fand es zwischen den Blättern des heiligen Buches; es war das achte, und fürder kam keines mehr dazu. Das Brombeergenist vor dem wüsten Garten stand in weißem Blust; sie freute sich damit. Aber noch lieber denn je zuvor vernahm sie das Rufen der Wasser, die an ihrem Kammerfenster vorüber in die grünende Weite rannen.

Man hatte sie zum Milchverkaufe getan, der eine Nutzung Frau Salomes bildete und dem, neben einer ansehnlichen Erbschaft, diese ihr beträchtliches eigenes Vermögen dankte; denn das Mädchen sollte verdienen lernen. Es erwies sich geschickt und nicht unklug dabei; ein Teilchen des Gewinnes verblieb ihm: „Sie muß sparen können." Das legte Gabriele sorglich zusammen und freute sich mit seinem Wachstum. Das mißfiel Salomen keineswegs; sie hatte „das Kind" freilich niemals mit der Marie, die ganz befremdlich wirr und ängstlich geworden war, auf den Knieen liegen und inbrünstig die Brust schlagen gesehen. Beide beteten unbewußt um ein Gleiches: um Kraft gegen sich selbst. Niemals hatte die Bauersfrau auch Gabrielen beobachtet, wenn die ihr Erspartes vor sich liegen hatte, es überzählte und heimlich dabei erwog, ob es auch für alle Fälle — und sie hätte nicht einen bestimmten nennen können! — reichen möge. Das wurde ihr immer sauer, wie alles, was rechnen hieß; aber die kummervoll sorgende Falte der Stirn und das trübselige Hangen der

Mundwinkel bei solcher Arbeit hätte Frau Salome kaum verstanden, und so wäre ihr auch wohl das recht und eine neue Beruhigung gewesen . . .

Der Sommer kam, schwül und fast unbarmherzig. Gebräu nach Gebräu mißriet; das Eis in den Kellern des Brauhauses ging vorzeitig zur Neige, und Rupert war übellaunig und sorgenvoll. Der Graswuchs gedieh nicht; die Kühe litten, und Frau Salome sah mißvergnügt in die Welt. Unter beiden hatte Gabriele zu leiden. Fast allwöchentlich zog ein Wetter auf und verstörte Gabrielen und rührte das Tiefste in ihr auf. Sie hatte wiederum schlaflose Nächte, Tage, die endlos und traurig waren. Das, was vor ihr stand, kam nicht, kündigte sich nicht einmal an. Und dennoch klangen die alten, lockenden Stimmen gewaltiger denn je, rissen an ihr und wollten sie nicht lassen. Ungeduld fraß an ihr mit dem Langen des Lichtes; Laute äfften sie, bis sie zu Nacht nicht mehr wußte, was Wirklichkeit, was Spiel ihres fiebernden Blutes sei. Dazu wisperten allnächtig neben ihrem Fenster Menschenstimmen. Eine bedünkte sie vertraut und der Marie zugehörig; die andere war ihr fremd, aber in ihrem Tonfall lag etwas Dreistes und eindringlich Forderndes. Eine Neugierde nach dem, was dort verhandelt werde, war wohl in ihr; aber, am Ende — sie wußt' es halb und halb, und die lasse Müdigkeit, die so häufig ihre Glieder lähmte, wehrte ihr das Aufstehen. Und wer konnte ihr sagen, ob sie nicht wieder einmal genarrt war? Wie oft hatte sie sich gerufen geglaubt, sich erhoben, um dann nichts zu finden, als die schweigende Nacht, um mit schmerzenden Augen und brennender Stirn wieder ihr Lager zu su-

chen. Aber ein starker Neid auf die Flüsternden raunte in ihr: um sie warb niemand, und sie war doch schöner, unendlich schöner als die Marie. Denn diese hatte allerdings eine gefällige Gestalt, wie sie denn in dieser Beziehung mit Gabrielen eine entfernte Aehnlichkeit hatte, und ihr Gesicht war hübsch, sah man's schräg; aber sie war viel zu voll von Wangen, als daß sie, von vorne betrachtet, auch nur leidlich gewesen wäre. Und ihr vielgerühmtes Haar? Gabriele mußte lächeln und ließ die dunkelbraunen, welligen, feuchten Strähnen durch die Finger gleiten. Das war schön!

Sie wußte im übrigen auch keinen im Orte, den sie gemocht hätte. Herrn Glogars dachte sie nicht einen Augenblick mehr, da er nicht mehr ihr Lehrer war, so wenig sie vielleicht seine Werbung ausgeschlagen hätte; der Freiheit, die sie ihr brachte, wegen. Dazu aber machte er keine Miene; noch war ihm Gabriele zu sehr Kind, und er überhaupt der Mensch nicht, der irgend einen, gar einen so wichtigen Schritt ohne reifliches Erwägen und Besinnen getan hätte. Bücher trug er immer noch zu; sie aber las nicht mehr darin. Das, was sie zu wissen begehrte, stand auf ihren Blättern ja doch gewiß nicht. Oefter dachte sie des Franz; man nannte seinen Namen manchmal im Hause. Daß es immer nur zum Ueblen geschah, das schadete ihm bei ihr just nicht. Aber gelegen war ihr auch am Franz nichts, an niemandem — und dennoch: sich begehren, um sich werben, sich bitten lassen, wie es gerade jetzt, während sie so dachte, neben ihr geschah, das mußte ein Süßes, ein Berauschendes sein. Was wollte der Flüsternde nur? Sie erhob sich; eines ihrer Fenster, das nächst der

Küche, stand offen, und eine lüsterne Neubegierde zwang sie, zu horchen.

Die Nacht war sehr still und dunkel. Desto besser war sie geborgen, wenn ihr nachtgewöhntes Auge dennoch den jüngeren Rüttemann erkannte; desto minder konnte ihr auch nur der leiseste Lispellaut entgehen. Der Mann hatte die Gitterstäbe mit beiden Händen erfaßt und hielt sich so halb schwebend über dem Boden. Vielleicht darum bebte etwas ganz Bewegliches in seiner Stimme, das Gabrielen durchfröstelte. „Ich bitte dich, Marie, sei klug. Gib nach!“ hörte sie ihn raunen.

„Ich kann nicht, Franz, ich kann's nicht!“ kam es zurück.

„Und hast mir's doch versprochen und hast geschworen, du kannst nicht leben ohne mich. Weißt noch?“

„Ich kann's aber nicht. Ich fürcht' mich zu sehr.“

„Und wovor denn? Weißt denn nicht, wie gern ich dich habe?“

„Ja — aber wie viele hast du's zugleich? Und ich bin ein armes Mädel und hab' nichts wie meine Ehre, wenn mir die Großmutter auch eine Aussteuer versprochen hat. Aber was ist das für dich?“

Er sprach plötzlich Slavisch, in der Muttersprache der Marie: „Bin ich vielleicht kein armer Bursch? Ich war liederlich; aber siehst nicht, seitdem ich dich kenne, daß ich mich um gar keine mehr bekümmere? Wie könnt' ich sonst jede Nacht dastehen und betteln bei dir, daß ich mich schäme vor mir selber? Aber du hast mich gar nicht gern und sollst Ruhe haben vor mir.“

„Jesus Maria!“ seufzte die Geängstigte, „ich hab' dich lieber, als mir gut ist.“

„Und ich kann dir noch eines sagen,“ fuhr Franz noch dringender fort, „ich werd' mich nicht immer so schinden müssen und plagen für den Bissen Brot, den mir der Geizkragen, der Johann, nicht einmal gönnt, wo ich doch so viel gelernt hab'. Er ist kränker, als eins weiß, und darf gar nicht heiraten, so gern er's möcht'. Die Doktoren leiden's ja nicht. Wer dann den Rüttemannhof kriegt, das weißt, und wie sich's als Rüttemann Marie lebt und anschafft, sollst nachher wissen.“

„So wart' bis dahin,“ bat sie. „Ich möcht' ja dein sein — aber vor Gott und der Welt.“

„Aber Gott muß vorgehn,“ entgegnete der Versucher.

„Laß mir Zeit. Ich möcht' vorher noch zur heiligen Mutter Gottes nach Bistritz am Hostein. Du kommst mit, und dort verloben wir uns vor ihr, wenn's auch sonst niemand weiß.“

„Ich kann nicht mehr warten und bin lutherisch.“

„Ja, und wie willst mich dann heiraten?“

„Du wirst's halt auch; willst mir denn gar kein Opfer bringen? Die Reichste könnt' ich haben im Landl, und du weist mich ab, statt zuzugreifen mit beiden Händen!“

„Ich tu's ja nicht. Ich wär' so froh, Franz!“

„So sperr' die Tür auf.“

„Ich kann nicht, das Haus ist verriegelt.“

„So komm morgen zu Nacht in den hintern Garten. Willst?“

Gabriele hörte sie schwer seufzen: „Ich komme.“

„Und wann? So um elf Uhr?“

„So um elf Uhr.“

„Gewiß? Auf deine Ehre?“

„Auf meine Ehre.“

„So. Gib mir die Hand und einen Kuß darauf.“

Wiederum schwieg die Nacht. Der Franz war verschwunden, als hätte die Finsternis ihren Mantel um ihn geschlagen. Nur aus dem Nebenraume klang noch das Klirren sich schließender Fenster in das Rauschen des Baches. Dann feierte der Hof, und Gabriele kroch in ihr Bett und fühlte geraume Weile hernach, wie ihr die Wangen plötzlich erglühten. Was war ihr nur durch den Kopf gegangen? Was war der Gedanke, den sie sich selber zu verhehlen, den sie die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag fruchtlos zu bannen suchte? Ihre ganze Willenskraft bot sie dazu auf; aber die war gering, und ein schweres Wetter, das in der Luft lag und das alles ahnend und bangend vorempfand, drückte auf sie.

Das Gewitter zog näher und näher, aber es wollte nicht losbrechen. Es machte den Tag grau, daß es früher als sonst dunkelte. Die Dämmerung überraschte Gabrielen im Grübeln; da schrak sie auf, zündete die Lampen, wie es ihres Amtes war, an und suchte in einer fremden Lebendigkeit Ablenkung für das, was dunkel und gewaltig in ihr quoll, Flucht vor sich selbst. Aber ihre Glieder schmerzten sie ein jedes; im Hause war ein Lärmen, denn man rüstete sich für ein neues Gebräu. Im Hofe befahl Rupert, und vorm Rollen der Fässer,

vorm Klirren der Windenketten tat ihr der Kopf weh. Aus den Ställen herüber klang das dumpfe Klagen einer tragenden Kuh; sie vernahm's nicht, wie man alle Mägde hinüberschickte; war viel zu verstört, um auch nur die Erregung der Tante zu bemerken, um nur eine Frage nach ihrem Grunde zu wagen. In ihr Zimmer ging sie zur bestimmten Zeit, aber sie entkleidete sich nicht. In stumpfer Erwartung harrte Gabriele Wagner der elften Glocke; sie wollte wissen, was sich im drübern Garten begab, endlich einmal, wenn auch nur ferne Zeugin dessen, sein, wovon sie so viel gehört, was neben dem Zirkus allein noch bedeutsam war für sie; Klarheit über das, wovon sie Ahnungen nur zu viele hatte.

Die Uhr schnarrte, holte aus, schlug. Sie zählte; noch vor dem elften Schlage aber öffnete sie die Tür zur Küche. Ein rascher Blick flog zum Bette der Marie; es war leer. Den Gang zum Hinterpförtchen, das zum Wasser führte, eilte sie durch; um sie war immer noch ein Rumoren aus dem Brauhause selbst, und die Angst, gesehen zu werden, raubte ihr den letzten Rest von Besinnung. Und dennoch konnte sie nicht zurück. Die niedrige Tür öffnete sie, vergaß, den Schlüssel abzuziehen, der allein ihr diesen Rückweg ermöglichen konnte. Ins Freie trat sie, in die sternenlose, atmende, nur vom Abglanze ferner Wetter durchleuchtete Nacht. Manchmal zog, einem schweren Atemzuge gleich, ein kurzes Windeswehen; dann rauschte es in den Baumwipfeln, und ein gebrochener und hangender Ast schlug gespenstig laut wider seinen Stamm. Ueber das knarrende Brücklein dann; das Wasserrad ächzte im Kreisen.

und verlorene Tropfen sprühten ihr an die Stirn. Sie kühlten nicht. An einem Hügelchen vorbei; sie hatte hier einmal ein Geheck junger Katzen gefunden, und in diesem Augenblick kam ihr bei, wie drollig die kleinen Dinger gewesen. Sie hielt sich im Schatten des Hügels und schlich achtsam und atemlos vorwärts. Da zuckte es ganz grell auf; sie trat, jäh erschreckt, aus dem schützenden Dunkel. Und fast im gleichen fühlte sie ihre Hand erfaßt. Ein „So bist doch gekommen?" klang ihr ins Ohr; heiße Küsse flammten auf ihrem Mund. Sie wollte schreien und war keines Lautes mächtig; ihn zurückstoßen, und der Arm, welcher um ihre Hüfte lag, bannte sie wie mit Zaubermacht; entlaufen, und ihre Füße waren wie gelähmt. Ihr Herz schlug unbändig. Die Augen schloß sie, und die Welt versank ihr.

Auf dem Hofe, in den Ställen ging derweilen alles wie immer an solchen bewegten Tagen. Immer noch klang das stöhnende Gebrüll der kalbenden Kuh durch die Nacht, und die Marie wollte verzagen, daß sie sich hierher gefesselt sah. Endlich nach Mitternacht ward's ruhig. Für Rupert freilich noch nicht; immer noch schleppten die Handwagen Ladung nach Ladung Holz ins Brauhaus. Er aber erschien ganz unvermutet unter den Knechten, befahl und wetterte in jener Erregung, in die ihn eine Arbeit, von deren Gelingen so vieles abhängt und die so viele Umstände mißraten lassen können, immer versetzte. Da knarrte das Türchen von Salomes kleinem Garten. Gabriele hatte sich durch ihn geschlichen und wollte, da ihr der alte Weg nicht mehr zugänglich war, über den Hof zurück ins Wohnhaus.

Die irren Lichter um sie her blendeten sie; die müde Abspannung ihrer Glieder war noch tiefer geworden seither, und sie verzog ein wenig, ob sie wieder freien Atem und sicheren Tritt gewinne. So ersah sie Rupert; die Verstörtheit ihres Wesens fiel ihm auf, und ein jäher Zorn darüber, daß sie in so später Stunde sich herumtreibe, rief in ihm mit einem dunklen Argwohn, was sie aus dem Bette gejagt. „Landstreicherin!" schrie er sie an, „was tust noch da? Marsch ins Bett!" Sie antwortete nichts und schrak nur in sich zusammen, wie ein Traumwandelnder, den man anruft. Er wurde noch heftiger: „Hast nicht gehört?" und schüttelte sie an der Schulter. Da, im unklaren Bewußtsein, daß sie sich irgend verfehlt, im Bestreben, das zu bemänteln, gab sie ihm die dreiste Antwort: „Es geht nur die Tant' an, was ich tu'. Dich nichts." Rupert aber, in maßlosem Grimme — denn es war vor den Knechten geschehen, die seine laute Stimme herangerufen, und man munkelte ohnedies, daß er ohnmächtig sei seiner Frau gegenüber — schlug ihr hart ins Gesicht: „Da hast! Jetzt geh dich beklagen zur Salome . . ."

Sie schrie nicht auf. Sie schlug nicht die Hände vors so geschändete Antlitz. Nur die Kniee knickten ihr ein, nur die dunklen, sanften Augen sahen ihn an, so vorwurfsvoll und traurig, daß er den Blick lange nicht vergessen konnte. Dann stürzte sie ins Haus, in ihre Stube, durch die Küche, ohne für die Marie auch nur einen Gedanken zu haben. Es war der erste Schlag, den sie empfing und vor so vielen Niedrigeren und Fremden erdulden mußte. Und neben dem Schmerze, dem tiefen Gefühl der Demütigung war noch eine laute,

gellende Sorge in ihr: Wenn es nicht bei dem einen Hiebe blieb? Wenn das fortab öfter, vielleicht gar täglich geschähe? Und wenn man erst gar erfuhr, was ihr diese Nacht sonst noch bedeutete? Und über diesem Erwägen kam ihr erst die klarere Erkenntnis ihres Vergehens.

Sie mußte fort, daran war kein Zweifel. Und sie zauderte auch nicht, das zu tun, was sie mußte. Aus dem verborgensten Gefach ihres Schränkchens suchte sie das Lederbeutelchen hervor, das ihren kleinen Sparpfennig verwahrte. Dann sah sie sich grausend um in den öden vier Wänden, die ihre Jugend beherbergt und begraben, wendete sich zögernd, und die Schauder vor einer ungewissen Zukunft bewegten und durchfröstelten ihre Seele . . .

Es wollte grauen, als Frau Salome aus dem traumvollen Schlummer erwachte, in den sie nach der Mühsal und den Aufregungen der Nacht versunken. Ihr war, als fielen manchmal laue Tropfen auf ihre Hand; später, bewußter geworden, fühlte sie, wie ein heißer Mund starke, häufige, fast leidenschaftliche Küsse darauf drückte. Sie war noch zu matt, als daß sie völlig klar geworden wäre; aber sie richtete sich ein wenig auf, und da sah sie ihr Pflegekind vor dem Bettrande knien und unablässig weinen. Die Weichheit des Schlafes und die Milde, die es mit sich bringt, einem drohenden Verluste entronnen zu sein, waren noch in ihr; so wurde sie nicht heftig wie sonst, sondern fuhr der Störerin sacht und unbewußt übers Haar: „Gib dich ruhig, Kind. Ich werd's ihm schon zeigen, wenn dir einer was getan hat. Du bist mein,“ und sank wieder in die

Kissen. Dunkel bedünkte sie's dann, als wäre ihren Worten nur ein stärkeres Aufschluchzen gefolgt. Aber der Schlaf band ihr schon wieder die Zunge; und so wußte sie nicht für sicher, ob das Ganze nicht vielleicht nur ein ahndender Traum gewesen, ob sich Gabriele dann wirklich und zögernd zur Tür hinausgestohlen. Auch die Susanne erinnerte sich nachher, daß sich die Weinende etwa um die gleiche Zeit zu ihr aufs Bett gesetzt, bitterlich geschluchzt und allerhand gesprochen habe, das sie nicht recht verstehen gekonnt. Aber das war erst, als es Morgen geworden und man die Flüchtige beim Frühmahle vermißt hatte. Niemand dachte an eine Verfolgung: „Soll hingehn, wohin sie mag, gefällt's ihr nicht mehr bei uns," entschied die Tante. Und als Rupert beifällig lächelte — denn er war überhaupt in jener Nacht nicht zur Ruhe gekommen und der Zorn über ihre Vorwitzigkeit noch lebendig in ihm — da wendete sie sich nachdrücklich und langsam sprechend an ihn: „Du hast's gewonnen. Aber weh dem, der schuld ist daran — verstehst mich? Jedem! . . ."

Sie machte keinen Versuch, das zu verheimlichen, was geschehen. Keine Reise zu Verwandten wurde vorgeschützt, verschmäht die wohlfeile Lüge, mit der sich manch andere hinweggeholfen hätte über die erste Zeit. Das Haus ahnte etwas, somit das ganze Dorf. Sie aber schwieg. Und mit ihr darüber zu sprechen, das hätte niemand gewagt, der Salome Lohwag auch nur ein wenig genauer kannte. Denn sie hatte Gewalt über die Menschen; nun mehr denn je, da sie eine neue Wunde empfangen. Ihre Tiefe ermaß sie selber noch nicht; aber sie trug sie nach ihrer Weise und be-

dacht, sie denen zu vergelten, von denen sie ihr unversehens und hart war geschlagen worden.

Derweilen zog Gabriele allein ihrer schweigenden Straße. In den jungen Morgen hinein, der grau und ganz bewölkt überm Lande aufdämmerte. Nur gegen Süden zu, wohin sie schritt, lag ein fernes und unsicheres Streifchen Licht. Sie wollt's ein gutes Vorzeichen nehmen und konnt' es doch wieder nicht. Gering war, was sie neben ihrer Schönheit an Waffen besaß, den Kampf des Lebens aufzunehmen, den sie ersehnt und der ihr doch wieder unversehens aufgenötigt worden war. Gering ihr Vertrauen in sich und ihr Mut um die Zukunft. Ihr Herz war schwer, und das Angedenken an die eine, verspätete Liebkosung, die sie in jenem Hause erlebt, nagte und mahnte darin. Ihr Leben schien ihr zerstört. So flog sie aus, ein Vogel, der wohl einmal stark von Fittichen und wehrhaft von Fängen gewesen. Aber im Bauer versessen, wußte er sie kaum mehr zu gebrauchen, und der Flug, der ihr bevorstand, war weit, endlos weit; unabsehbar ferne ein ungewissestes Ziel, das kaum gesparteste Kraft hätte erfliegen vermögen . . .

Neuntes Kapitel.

„Es wird wieder nur für zwei gedeckt von heute," hatte Frau Salome zu Mittag nach jener Nacht, die Gabrielens Flucht gesehen, der Marie geboten, als diese in gewohnter Weise drei Teller und drei Eßzeuge auf die bunte Wachstuchdecke des Tisches stellen wollte. Das war der ganze Nachruf, den sie der Verlorenen hielt,

und für die Welt ging das Haus der Lohwag nun neuerdings im gewohnten Geleise.

Die Brauersfrau griff bei der Arbeit zu, wie sie's gehalten allezeit. Nur daß sie sich jetzt selbst um Dinge kümmerte, um die sie sich sonst niemalen angenommen hatte. „Als könnte sie gar nicht genug zusammenscharren und weiß so schon nicht mehr, für wen," meinte die Susanne in gelegentlichen Konventikeln mit anderen Mägden oder mit Ortsinsassen. „Aber das schabt, rein um den vollen Geldsack. Das ist wohl gar froh, daß man das Kind los hat, und kümmert sich wenig darum, ob's wo auf der Landstraße verhungert. Und ich bleib' auch nur, um zu sehn, was für ein Ende das mit denen nimmt; ein gutes gewiß nicht." Man konnte kaum behaupten, daß die Susanne mit dieser Hoffnung allein gestanden wäre.

Aber mochte dem nun sein und werden wie ihm wollte, im Hause fehlte etwas. Aß man, so wurde das stille, feine Gesichtchen vermißt, das so wandelbar von Zügen und so lebendig von Mienen gewesen, daß man nicht zwei Tage die gleiche vor sich zu haben glaubte. Das wirkte häßlich, als wäre etwa ein leerer Flecken an einer Wand, die sonst ein helles und fröhliches Bild geschmückt. Man braucht lange, ehe man sein Fehlen gewöhnt wird, und auch dann noch bleibt die Stube kahl und traurig, und etwas Sonne, etwas Freudigkeit ist fort daraus. Nach Tische mußte sich Rupert selber bücken, wollte er seine lange Pfeife entzünden; das fiel dem beleibten Manne schwer genug, und er mußte der behenden und hilfreichen Hand gedenken, der er auch nicht ungerne zugesehen, wenn sie ihm

den Zucker in den schwarzen Kaffee tat und dann zierlich mit dem Löffelchen die Stücke umtrieb, bis das würzige Getränk die gehörige Süße gewonnen. Wurde es Abend und galt es, die Lampe zu entzünden — ein heiliges und in einem rechten Hause fast symbolisches Tun — dann besorgte es Frau Salome wieder selber, ob sie gleich schon in den Jahren war, wo man sich nicht mehr gar gerne reckt. Las sie aus der Bibel, dann horchte niemand mehr — aller Ecken und Enden fehlte etwas, und man wußte nur zu genau, was es war . . .

Die Eheleute wagten nicht mehr zu hadern miteinander, und dennoch war das Bedürfnis danach immer noch rege in ihnen, desto stärker sogar, weil der Stoßballen zwischen ihnen, weil diejenige fehlte, an der sie sonst ihre Uebellaune büßen gekonnt. Aber sie fürchteten sich wahrhaft voreinander und vor sich selbst. Denn sie wußten: der erste Streit mußte entsetzlich ernst und von Folgen sein, nun jener Schlag, den Rupert in Gabrielens Gesicht getan, in der Seele ihrer Pflegemutter brannte, wie damals im Angesichte der Unseligen. Er kannte sein Weib, und ihn täuschte ihre Ruhe nicht; er allein verstand auch die Unrast in der Arbeit, die sie nunmehr bekundete. Sie wollte sich übertäuben, sich hinweghelfen über die Zeit, in der sie die Spuren verfolgte, die allein sie zur Klarheit darüber führen konnten, was sich in jener Nacht begeben. Insolange sie aber nicht selbst die letzte Ursache davon ergründet hatte, galt sicherlich er ihr für den Schuldigen und den Zahlenden; denn sie pflegte nicht ins Unbestimmte hinein ihre Gefühle oder Pläne zu stellen. Sie hielt sich ans Tatsächliche, erwog lang vorher, was in

einem bestimmten Falle zu geschehen habe, und tat es dann sicher und ohne Bedenken. Das hatte er oft an ihr bestaunt, da es noch ihm mit zugute gekommen; nun, wo es sich gegen ihn kehren konnte, erfüllte es ihn fast mit Bangen, und er ersehnte die alte Zeit herzhaften Streites, verwünschte, die ihn darum gebracht, verlor ein gut Teil seines Behagens am Leben, seines Mutes und seiner Sicherheit dieser verschlossen sinnenden Frau gegenüber, die ihn so noch unbedingter beherrschte, denn je zuvor. Sie aber tappte immer noch in der Verworrenheit. Umsonst hatte sie Gabrielens Schränkchen durchforscht; nichts fehlte, nur die wenigen Gulden, die sie vielleicht erspart haben konnte, die geringen Kleinodien, die sie gelegentlich zum Geschenke erhalten. Die Ordnung darin war nicht ganz so, wie sie sein sollte, und Frau Salome erzürnte sich ein wenig darüber, selbst über den leichten Sinn, mit dem Gabriele sich zur Flucht gewendet hatte. Denn sie konnte von Dingen, deren ein Mädchen immer bedarf, kaum so viel mitgenommen haben, als was sie bequem in der Hand tragen konnte. Aber kein Brief, kein Zettelchen, das ihr einen Faden an die Hand gegeben hätte, fand sich. Sie durchsuchte die Taschen ihrer Kleider — vergebens. Sie blätterte ohne alles Ergebnis in der Bibel der Verschwundenen; denn es war immerhin möglich, daß sie darin ein Blättchen versteckt und vergessen hatte. Nur die Veilchen lagen im Buche, und ob sie gleich zu Anfang auflodern wollte, über eine solche Entweihung des Wortes Gottes, das nach ihren Begriffen nichts mit Weltlichem gemein haben durfte, so zwang sie sich doch und warf die Blumen nicht fort.

Vielleicht waren sie ihr zugetragen worden, war der zu erforschen, der ihr diese heimlichen Liebesbeweise zugesteckt. Und etwas wie die behutsame Klugheit eines Jägers, der ein seltenstes Wild beschleicht und sich ängstig hütet, auch nur eine noch so leise Fährte zu verwischen, lebte in diesen Tagen in ihr, während dieses Suchens und Erwägens, das ihr so aufregend und peinvoll war, daß sie noch keine gleiche Zeit durchgelebt zu haben glaubte; und so ward ihr Gedenken an die Flüchtige immer frischer und lebendiger.

Auch sonst noch wußte sie selbst aus der Ferne an sich zu gemahnen. Briefe von ihr kamen; sie wurden wohl angenommen — Salome kannte die ängstliche Hand, die ihre Buchstaben immer in den gleichen sauberen Kinderzügen hinmalte und nicht Festigkeit gewinnen wollte, solange ihre Eignerin lebte. Eröffnet aber wurden sie nach dem ersten nicht mehr; der enthielt neben einigen Worten des Abschiedes nur die Mitteilung, daß sie sich einer Kunstreitergesellschaft angeschlossen habe, über den Grund ihrer Flucht aber nichts. Wozu also erst lesen? Der Poststempel allein sprach beredt genug für Frau Salome. Nicht zweimal war er der gleiche; aus keiner nur irgend größeren Stadt kam er. Daß Gabriele überhaupt schrieb, war ihrer argwöhnischen Tante Beweis genug dafür, daß es ihr übel ging; für ein ruheloses Leben zeugte der stete Wechsel ihres Aufenthalts, für die dürftige Kläglichkeit der Truppe, zu der sie ererbtes Blut hingeführt, die Kleinheit der Orte, in denen sich die umtrieb. Sie vernichtete aber auch keine der Zuschriften, sondern sie tat sorgfältig geordnet zur Bibel und zu den übrigen Erinne-

rungen an Gabriele, die sie verwahrte, was ihr immer von der Schweifenden zukam. Das Wichtigste darunter hatte ihr freilich der Zufall in die Hände gespielt; sie hatte den Schlüssel zum Herzen und der Seele des Mädchens in ihrem Besitze und wußte ihn damals dennoch nicht zu gebrauchen.

Man hatte — ein fruchtloser Versuch, der von Zeit zu Zeit wiederholt wurde — den Himmelteich wieder einmal ausgefischt. Sie überwachte die Arbeit der Männer, die — eine große Beängstigung für zahlreiche Frösche — mit mächtigem Geschrei, in Booten sitzend, ihre Netze durch das stille Wasser schleppten, und stand dabei vor Gabrielens hohler Weide, von der aus man ganz vortrefflich das Brauhaus selbst wie den Weiher vor Augen hatte. Das ganze Lärmen war, wie immer noch, verloren, und wie sie sich nun, ärgerlich genug, wendete, da fiel ihr Blick in die Höhlung des Stammes. Das Wurmmehl und der Moder der Jahre deckten den Boden; sie stieß heftig mit dem Fuße darein. Ein Stäuben erhob sich, und sie bückte sich erbleichend: ihr scharfes Auge hatte Spielzeug unter dem Wust erspäht. Sie hob es auf; eine Docke, von deren Wangen der Regen längst die letzte Farbenspur verwaschen hatte, eine Klapper langte sie hervor, und ihr rascher Geist überflog, wem diese Dinge einmal geeignet haben könnten. Sie wußte kein Waisenkind, kein verwaistes Herz im Dorfe — wenn nicht eines . . . Und die Sachen sorglich bergend, trug sie diese ersten Spuren einer Heimlichkeit, von der sie auch nicht die leiseste Ahnung gehabt, heimwärts, tat sie zum Uebrigen, erwog, was ihr Sinn und ihre Deutung sein möge, in der un-

heimlichen Stille ihres sich mehr und mehr umdüsternden Gemütes, dem sachte alles nur Bezug auf eines gewann . . .

Sie hatte früher gar kein Auge und kein Verhältnis zu ihrer Umgebung gehabt. Die wurde ihr mit einemmale wichtig. Sie bemerkte, daß der Franz Rüttemann plötzlich nicht mehr unter den Nußbäumen erschien, wenn er sonst im Sommer keinen Abend darunter gefehlt hatte. In den ersten Tagen war er allerdings ganz auffällig um das Haus gestrichen, dessen glaubte sie sich zu entsinnen, wie dessen, daß die Marie in jener Zeit überaus bänglich und befangen und kaum ans Fenster oder auf den Hof zu bringen gewesen war. Dann war er verschwunden, und das Mädchen erschien fortab wie befreit und nur von einer sonderbaren Frömmigkeit erfüllt, die selbst Frau Salomen übertrieben erschien, die sonst, ihrer Behauptung nach und weil sie selber durchaus gläubig war, wohl auch in Wahrheit in dem Punkte etwas vertragen konnte. Es hielt jeden Fasttag und schuf sich durch häufiges Beichten neue; es betete mit ungemeiner Innigkeit und laut, benutzte jeden freien Augenblick, um in die Stadt zur Kirche zu gehen, da im Dorfe kein katholisches Gotteshaus war, und vernachlässigte sogar seine Pflichten darüber. Sonst wäre Frau Salome in einem solchen Falle sonder allen Zweifel dareingefahren; hier entwickelte sie eine unerhörte Geduld. Ihr war, als bestünde irgend ein Zusammenhang zwischen Gabrielens Flucht, des Franz Rüttemann Fernbleiben und der fröhlichen Gottinnigkeit der Marie. Welcher Art das sein konnte? Das war ihr freilich noch ein Rätsel; aber

der Glaube stand ihr fest, und so bevorzugte sie die junge Hausmagd in jeder Weise, war mild und nachsichtig ihr gegenüber und harrte mit stiller Spannung, ob und wann die ein Wort und ein Vertrauen ihr gegenüber gewinnen werde.

Eine harte Geduldprobe hatte die harte Frau zu bestehen. Der Sommer ging ganz darüber hin, es kamen die langen, öden Herbstabende, die ihr nur zu viel Gelegenheit zum Sinnen und Nachdenken boten, ehe die Marie ungerufen an die Tür der Wohnstube pochte. Einen Augenblick lang dachte Frau Salome, das gleiche führe sie zu ihr, was so viele ihrer Vorgängerinnen schon in dieses Zimmer geführt, und wollte zornig verzagen. Aber ein Blick auf das ruhige und gefaßte Wesen des Mädchens belehrte sie ihres Irrtums, und so erhob sie sich vom Sessel und brannte darauf, was ihr wohl verkündigt würde. „Ich komme der Frau aufsagen und ihr danken für alles Gute, und sie bitten, ob ich nicht gleich dürfte gehen," begann die Magd ohne jede Einleitung.

Salome nestelte ihren Schlüsselbund von der Hüfte und hielt ihn in der Hand:

„Und warum willst du fort? Du hast's gut genug bei uns gehabt, soviel ich weiß."

„Ich hab's gut gehabt und hab' mich auch schön bedankt dafür," entgegnete die Marie. „Und wenn ich nicht mehr hier bleiben will, so ist's kein Grund, als weil ich ein weites Gehen vor mir habe und nicht weiß, ob ich zurückkomme, und gar nicht kann verlangen, daß mir der Dienst aufbehalten wird so lange, wo man Mädchen bekommen kann, wie viel man will."

„Und wohin mußt denn? Ich möchte dich gern behalten, weil ich dich gut leiden und brauchen kann.“

„Zur heiligen Muttergottes nach Bistritz am Hostein“; sie bekreuzigte und neigte sich ehrfürchtig dabei, und es kam der strengen Frau gar nicht lächerlich vor, so sehr sie sonst das „heilige Getue und den Heiligendienst der Papisten“ haßte. „Ich hab' mich ihr verlobt und will zu Fuß hin und zu Fuß von dort, und mag nicht mit der Prozession gehen, und darum, und weil ich gerne meine Zeit voll hätte, bin ich so lange geblieben. Denn ich hab' allein der gnadenreichen Jungfrau zu danken, weil sie an mir ein Wunder getan und mich behütet hat vor Elend und vor vielem Unglück.“

Salome ließ sich nieder: „Setze dich und erzähle mir, wieso? Ich kann dir vielleicht raten oder sonst etwas tun für dich. Und ich tue es. Du weißt, ich verspreche nichts, was ich nicht halten will.“

Seltene Güte wirkt; die Marie stand bestürzt vor dieser Aufforderung und dieser Verheißung, deren geheimen Grund sie nicht ahnen konnte, wenn ihre Gebieterin überzeugt war, endlich der Lösung ihres Rätsels sich zu nähern. Sie stotterte: „Wenn die Frau erlaubt,“ und setzte sich auf die letzte Kante ihres Stuhles; die roten und rauhen Hände faltete sie andächtig auf dem Tische und erzählte dann, wie sie der Rüttemann Franz bald um die Ehre beschwatzt hätte. Weitschweifig und mit vielen Wiederholungen berichtete sie, wie sie den schlechten Kerl kennen gelernt und wie er ihr allenthalben aufgelauert und sie drangsaliert mit Bitten und mit Verheißungen, bis sie sich nicht mehr zu helfen wußte vor ihm und ihm versprach, zu Nacht in

den hinteren Garten zu kommen. Da aber sei eine Kuh schwer erkrankt, sie konnte nicht fort aus dem Stalle — und das sei ein Wunder der Jungfrau Maria gewesen. Denn Tags darauf sah sie den Franz nicht; aber eine Base traf sie, die mit ihrem Kinde, das des Rüttemann war, zwei Meilen weit gekommen sei, um ihn zu bitten, etwas für sie oder doch wenigstens das Kleine zu tun. Der aber hatte gelacht und ihr geantwortet, er habe selber nichts und müßte sehr reich sein, um alle zu befriedigen, die ähnliche Ansprüche an ihn zu haben glaubten. „Das hat sie mir erzählt, und wie schlecht, daß er noch sonst ist; und er war frech genug, mir auch dann noch keine Ruh zu geben, und hat doch gewußt, daß die Kathi bei mir ist gewesen. Und ich hab's ihm auch gesagt, was ich von ihm meine. Aber begreifen wird's die Frau, wenn ich nicht mehr in dem Orte bleiben will, wo ich mich schämen muß vor ihm und vor mir selber, daß ich bald so dumm gewesen wäre. Und nun bitt' ich die Frau recht schön, daß sie mich austreten läßt noch vor dem Ziel."

Keine Wimper in Salomes Antlitz zuckte, während die Marie dies redete und häufig errötete dabei. Keine Gebärde verriet Ungeduld; nur der Schlüsselbund in ihrer Hand zitterte und begleitete erklirrend mit seltsamer Musik die Worte der Marie, und der Frau war einmal, als lägen schlanke, weiße Finger neben denen der Redenden. Nun hakte sie den Silberring wieder an seiner Stelle fest. „Und kannst mir noch sagen, wann das geschehen ist? Wann du zu ihm hättest kommen sollen?"

„In der gleichen Nacht, wo das Fräulein Gabi

fort ist, weil sie der Herr geschlagen hat. Und ich möcht' bitten, ich will auch nicht mehr zurück, weil ich die so gern gehabt hab', und kann's nicht gewöhnen ohne sie."

Sie erhob sich, und Frau Salome tat es ihr nach und trat an den Geldspind. Den Lohn, welcher der Marie noch zustand, zählte sie ihr auf den Tisch. Dann sprach sie: „So geh, wenn du nicht bleiben kannst. Es ist auch besser, als du wärest bei mir; aber vor dem Franz brauchst du dich nicht zu schämen, und er möcht' dir nichts mehr machen. Denn ein Mann kann keinem Mädel was tun, das es nicht will oder es ihm nicht so bestimmt. Und nun geh!"

Sie war allein, und das Stürmen in ihr und die besonnene Gelassenheit, die sie sich abzwang, beklemmten ihr die Brust und nahmen ihr den Atem. Da war etwas — ein Lichtstrahl, der freilich nicht genügte, das Dunkel zu erhellen. Nur eine Art Weg wies er; nun galt es, überdenken und abschätzen, wohin der etwa führen möge . . .

Aus ihrem Gärtchen tretend, hatte Rupert Gabrielen gesehen. Woher aber konnte sie dahin gekommen sein, wenn nicht aus der Wüstnis jenseits des Wassers? Dort hatte die Marie sein sollen, dort war der Franz gewißlich gewesen. Was hatte ihr Ziehkind dorthin geführt? Sie ahnt' es nicht; aber daß es in solcher Zeit heimlich seine Stube verließ und einen solchen Ort aufsuchte, das war ihr Verschuldung genug. Was war dort geschehen? Eine neue Frage; aber etwas mußte sich begeben, einer Schuld mußte sich Gabriele bewußt gewesen sein, sonst wäre sie nicht entlaufen; sonst hätte sie — tat sie es schon in jäher Verwirrung —

zumindest aus der Ferne im ersten Briefe Anklage erhoben gegen den, der sie grundlos mißhandelt. Und der Franz war wieder einmal im Spiele gewesen; ein wütender Haß gegen ihn, welcher der Sittenstrengen immer ein Greuel gewesen, tobte in ihr zugleich mit einer tiefen Scham aus Gabrielens Seele. „Sein Maß ist vollgerüttelt, und es ist Zeit, daß die Schale des Zornes überfließe," flüsterte sie vor sich. „Denn ihr sollt keinen Buhler noch Ehebrecher dulden in eurer Mitte, spricht der Herr." Und wie der Dolmetsch und das Gefäß von Gottes Zorn fühlte sie sich in dieser Stunde.

Es galt ihr auch völlig gleich, daß sie den Franz allein nicht treffen konnte. Sie mußte über den Johann hinwegschreiten, wollte sie ihm zu Leibe, und war auch entschlossen dazu. Er galt ihr allerdings für einen anständigen Menschen; scharfblickender als andere, hatte sie ihn vordem selbst bemitleidet, bedauerte ihn sogar jetzt, wo sie mit unbarmherziger Klarheit Mittel und Hebel erwog, die ihn gänzlich zugrunde richten mußten. Aber an ihren Entschlüssen änderte diese weichere Empfindung nichts; seine Gutheit, die sich bloß im Ertragen und Dulden bewährt, sprach ihn nicht aller Rechenschaft ledig, und — war der Franz sein Verhängnis, dann sollte er es ganz und bis zum Ende bleiben.

Sie machte Licht, nahm ein Blatt Papier und begann zu rechnen. Ziffer nach Ziffer schrieb sie untereinander; jede war stattlich für sich und bedeutete etwas: eine gute Hypothek oder den Betrag einer Spareinlage, oder den Wert von Papieren, deren

Sicherheit über jeden Zweifel war. Dann überzählte sie ihre Gold- und Silberrollen; es war viel, was so unfruchtbar dalag, weil sie sich mit Bargeld freute und es gerne zur Hand hatte. Einen starken Strich machte sie dann unter alle die Zahlen, summierte und zerriß mit zufriedenem Kopfnicken ihre Aufzeichnungen: es reichte. Aber kein Laut kam dabei über ihre Lippen. Gingen ihr vielleicht die letzten Folgen der Entschlüsse, die sie gefaßt, schon durch die Seele?

Und dann, als wollte sie sich unbewußt verfestigen in ihren Plänen, ging sie in Gabrielens Zimmer. Ihre Funde breitete sie vor sich aus; aber noch galten ihr die Spielsachen nur als Beweise eines unausrottbaren Leichtsinns, einer eingeborenen Neigung für Hehlung und Schleichwege. Fast stark aber griffen ihr die Veilchen ans Herz; das letzte Bündelchen lag im Evangelium des Matthäus, im vierten Kapitel, dort, wo geschrieben steht: „Der Mensch lebt nicht allein vom Brot, sondern von einem jeden Worte, das aus dem Munde Gottes geht.“ Sie las die Stelle mehrmals, und gemach begann ihr der tiefere Sinn der Worte aufzugehen. Denn aus ihrem Hassen quoll ihr etwas wie Liebe; beide Empfindungen eines und nicht zu trennen. Und die welken Blumen raunten beweglich genug und erzählten ihr von einer Jugend, die nicht genossen, von Lenzen, die ihrem Kinde — so hieß ihre Gabriele fortab — fruchtlos und trauervoll verronnen waren.

Ihr Haupt sank recht tief herab; ihr Herz arbeitete, und Ungeahntes rief darin. Aber sie hielt sich gleich wieder strack, und so merkte Rupert, als er heimkam, nichts von dem, was sich mit ihr begeben. Beim ersten

Nahen der bekannten Schritte steckte sie das Spielzeug mechanisch unter ihre Schürze, schlug einige Blätter der Bibel um. Sonst verharrte sie regungslos, und er störte sie nicht, bis sie den Kopf hob und mit ihrer tiefen und gebietenden Stimme sprach: „Johann Rütemann wird wieder Geld brauchen; kommt er noch einmal zu dir, dann wirst du ihm geben, wie viel er will.“ Er staunte: „Was?“ — „Es ist von meinem, und ich werde dir's geben. Kommt er nicht von selber, dann bietest du es ihm an.“ — „Was?“ schrie er noch verblüffter. Sie aber, achtlos auf seine Unterbrechung, fuhr fort: „Er hat die Hannakin kaufen wollen; mag er sie noch, dann darfst du sie ihm auf Borg geben.“ — „Was?“ und auflodernd: „Dem deine schönste Kuh? Der ist ja die Ziegel auf dem Dach schuldig.“ — „Ich weiß. Und du wirst ihm Geld geben, und den zweiten Satz auf dem Hofe kaufen wirst du auch und ihm die Hannakin leihweise verkaufen. Ich will es — ich!“ Und sie richtete sich hoch auf, daß sie ihn auch körperlich um Haupteslänge überragte. Und mit einem Lächeln, das ihm garnicht gefiel, fügte sie hinzu: „Die Kuh soll ihm den Hof fressen. Begreifst, Rupert? . . .“

Er begriff nicht, und ihr verschlug's nichts weiter. Stolz und schreitend verließ sie das Gemach, tat ihrer Belege jeden an die gehörige Stelle, wie es sich geziemte und sie es gewohnt war. Dann trat sie an ein Fenster; es war — eine sonderbare Fügung — dasselbe, daran einst Gabriele jenes Zwiegespräch belauscht. Ihr in der Hand blieb ein Sträußchen; sie zerrieb es, und der Staub davon rieselte ihr über die Finger, während sie so in Gedanken hinausspähte auf die behenden Wasser. Ihr

Mund zuckte, und zwischen geklemmten Zähnen flüsterte sie die Worte: „Ich will sie binden mit ehernen Banden und meinen Fuß setzen auf ihr Haupt. Auge für Auge, Zahn für Zahn: sie sollen heimlos werden, wie sie mein Kind unstet und flüchtig gemacht haben.“

Zehntes Kapitel.

Ein böser Winter war in jenem Jahre über das Kuhland hereingebrochen. Hereingebrochen; denn kein Herbst ging ihm rechtschaffen warnend und kündigend voran. Endlos waren die Regengüsse beim Abschiede des Sommers; sie währten, bis sich den fallenden Tropfen die ersten Flocken gesellten, bis dann der Schnee endlich allein die Gewalt und das Reich gewann. Das Obst fiel unreif von den Bäumen und verdarb; das Grummet verfaulte auf den Wiesen, und was davon eingebracht wurde, das war sauer und schlecht.

Es war ein böser Winter. Das Vieh galt Preise, die niemand erdenken konnte. Und dabei war keine Möglichkeit, es durch die schlimme Zeit durchzubringen, wollte man es nicht mit eigenen Augen verhungern sehen. In Galizien schlug man die Pferde rein um der Felle willen, und jeder Bauer, der davon hörte, wußte nicht, was tun und wie sich helfen. Offene Hände blieben damals zur Faust geballt, damit ihnen ja kein übriger Kreuzer entfalle. Sparsamkeit allein konnte retten. Und dennoch kam damals in manches Haus, das festgefügt für Ewigkeit schien, der erste Riß; nur wer ganz heil war und niemandes bedurfte, mochte entrinnen.

Denn nichts ist schwerer zu erschüttern, als ein Bauerngewese, das gesund und makellos auf dem Erbe der Ahnen ruht; nichts leichter und unheilbarer, als eines, dessen Wurzeln angefault sind. Die Erde selbst bebt unter solch einem; wer möchte da entkommen und wohin sich flüchten?

Es war ein böser Winter — Johann Rüttemann konnte davon erzählen. Und dazu tauchten allenthalben Gläubiger auf, von deren Dasein er keine Ahnung gehabt. Da sollte er für den Franz gutgestanden haben, dort war er selber zu Buch. Er rechnete auch gar zu ungern seit langem. Und das alles stürmte nun auf ihn ein und wollte mit gutem Geld gelöst sein. Er tat's; was nicht niet- und nagelfest war, wurde verkauft. Den Hof selbst aber aus freier Hand feilzubieten, dazu konnte er sich doch nicht entschließen. Er hing an dem Boden, von dem auch nicht eine Scholle mehr ihm gehörte. Ein Wunder konnte geschehen; und konnte er auch nicht kämpfen für das Ererbte seiner Väter, er wollte es doch nicht freiwillig aufgeben, ob es gleich mehr und mehr der Wüstnis und der Entwertung anheimfiel. Er sah's, aber er schwieg. Ihm war oft, als greife eine unbarmherzige Hand nach seinem Halse und würgte ihn daran. In Frau Lohwags Schrein aber lagen Wechsel an Verschreibung; sie wollte gründlich sein, wie immer, und gewiß, daß keine Menschenkraft den Schlag abwenden konnte, den sie zu führen gedachte, und sie kannte den Wert des Grundes und wußte, daß er noch immer beträchtlich höher war, als seine Verschuldung betrug.

Die Schuldklagen kamen; er nahm sich nicht einmal einen Anwalt. Der zweite Satz wurde gekündigt; ihn

lähmte ein stumpfer Sinn und die Hoffnungslosigkeit seiner Lage. Woher Geld nehmen — und endlich, was nützte es, bekam er's gar geliehen? Der Franz mit seinen Sachen verschwand aus dem Hause; er ging ihm nicht ab, und dachte er, was ihm der Jüngere alles zubereitet, dann konnte er doch nicht grollen. Es war nun so einmal. Er wäre vielleicht doch erzürnt worden, hätt' er den Bruder gehört, wie der in der Schulmeisterstube Abschied nahm. „Ich geh fort, Glogar." — „So, und wohin denn?" — „In die Stadt werd' ich." — „Und was gedenkst du dort zu machen?" fragte der Lehrer. — „Ich will schauen, ob ich ein Geschäft anfangen kann. Ein Wirtshaus oder so was." — „Und hast du denn das Geld dazu?" — „No, etwas schon!" — „Und woher denn?" — Da lachte der Franz verschmitzt: „Glaubst denn, ich war wirklich so viel schuldig, wie der Johann hat zahlen müssen? Oder die Wirte, die Gauner, waren nicht froh, wenn sie die Halbscheid bekommen haben, wo sie's Ganze wollten? So kommt schon was zusammen, und dem Johann kann's gleich sein; dem war so nicht zu helfen. Und jetzt — behüt' dich Gott!" und hielt dem alten Schulgenossen die Hand hin. Den aber übermeisterte ein starker Ekel; er kehrte sich, als sähe er nichts. Franz Rüttemann aber war am Ende so gar viel an der Achtung des Lehrers nicht gelegen. Nur der Gedanke kitzelte ihn, dem andern den Grund davon zu sagen, warum Salome Lohwag den Großbauern so verfolge. Gabrielens Verschwinden, der Marie gewandeltes Benehmen, die Unversöhnlichkeit, mit der die Brauersfrau gegen seinen Bruder vorging — sie hatte alle, die irgend von ihr abhängig waren, zu gerichtlichem

Einschreiten gegen die Geschwister getrieben — hatten ihm die Augen geöffnet, der auch die Hoffnungen ahnte, die Glogar einst an die Ferne geknüpft. Aber er schwieg.

So kam der Tag, an dem der Rüttemann-Hof zu Unterheinzenwald mit allem Zubehör und allen Fahrnissen zum drittenmale zur Feilbietung gelangen sollte. Wenige Neugierige waren vorher ihn besichtigen gekommen; Geld war rar und Grundbesitz wohlfeil geworden im Lande. Die ließ der Johann von seinem Knechte herumführen; er selber rührte keine Hand, und man wußte nicht, womit er die Zeit hinbringe. Aber Langeweile empfand er nicht. Und als endlich der verhängnisvolle Morgen angebrochen, da lohnte er den Michel ab; in vieler Kupfermünze, etwas Silber und Papier legte er vor ihn hin, was ihm zukam. Dann sprach er schämig: „Möchtest mir noch eins tun, Michele?“ — „Gewiß, Bauer, wenn ich's kann.“ — „Dann gehe in die Stadt und horch' zu, wer den Hof kauft. Ich möcht's noch heut' wissen und werd' warten auf dich. — „Wo denn, im Hause?“ Da schüttelte der Johann den Kopf und ging hinter dem Knechte drein. Auf dem Prellstein vor der Einfahrt ließ er sich nieder und starrte mit seinen unklugen Augen ins Graue. Und als der Bote am Nachmittage wiederkam und ihm zurief: „Die Salome Lohwag hat's kaufen müssen!“, da saß sein weiland Gebieter auf demselben Flecke und sah nicht aus, als hätte er sich in der ganzen Zeit gerührt. Nun stand er auf: „Ist recht. Ist eine gerechte Frau und schaut zum Ihrigen,“ sprach er vor sich hin und trollte ins Haus.

Es gibt nicht gar viele Dinge auf der Welt, die so ans Herz greifen, wie ein schweigender und verödender

Bauernhof im Frühjahr zur Abendzeit. Da sollen die Melkerinnen von Haus zu Stall eilen, die Pflüger sollen heimkehren, und helle Menschenlaute und starke Stimmen der Natur sollen ein lebendig Lied der Arbeit erheben, auf der zuletzt doch die Welt und all ihr Heil ruht. Der Rüttemann-Hof war stumm, als Frau Salome im Dämmern jenes Tages über ihn hinschritt. Unter einem Vorbau lagen rostend die Pflüge und die Eggen; keine Tierstimme erklang. Nur ein Rieseln, des sie nicht achtete, nur ein Aechzen, wenn der Wind durch die Ritzen des hinteren Tores zog. Sie trat ins Haus, das nun ihr eigen; die Stille ringsum tat ihr wohl, weil sie ihr Werk war, und doch wieder weh, die selber rastloser Tätigkeit gewohnt und das Leid gezwungenen Feierns zu begreifen fähig war. Die Stuben durchschritt sie; dann saß sie in ernstem Sinnen zum Ofen. Sie mußte Gabrielens gedenken, und daß sie nun quitt sei mit denen, die ihr das Kind in Elend und Verschuldung gestoßen; mit dem Andenken der Verlorenen selbst glaubte sie in diesem Augenblick fertig zu sein. Oder hatte sie nicht genug darum geopfert? Stak nicht alles, was sie in der harten Plage vieler Jahre erübrigt, in dieser Hufe? War's nicht hingegeben worden in einem Rausche, wie er nicht gar selten Leute befällt, die Kreuzer zu Kreuzer taten und dann plötzlich erkennen, wie reich sie eigentlich sind? Sie aber fühlte sich schon entnüchtert und rechnete schon wieder.

In solchen Gedanken hörte sie plötzlich schwere Männertritte trappeln. Die Tür ging auf, und der Johann Rüttemann trat hart und schnaufend ein. Ein Licht in schlechtem, zinnernem Leuchter hielt er in der Hand. Er

sah sie nicht gleich, denn seine Augen suchten den Boden. Endlich sah er auf und erschrak ein wenig, als er Salome erkannte. Und dann, mit einem sehr traurigen Lächeln, das ihr in die Seele schnitt, sagte er: „Ihr werdet schon nicht bös sein; aber ich bin's noch nicht gewöhnt, da anzuklopfen, in der Stuben da."

Sie erwiderte nichts. Er schien eine Antwort nicht zu erwarten. Das Licht stellte er nieder; eine schlanke, gezwieselte Gerte, die er in der Linken trug, lehnte er in eine Ecke. Einen Stuhl zog er zum Tische und ließ sich gebrochen darauf nieder. Dann starrte er, die Hände aufgestützt und mit müde nickendem Kopfe in die Flamme und schwieg, bis ihr sein Anblick peinlich wurde und sie gehen wollte. Nun hob er das Haupt: „Ich hätt' Euch noch etwas zu sagen. Ich hab' Euch was genommen, Frau Lohwag."

„Was denn? Es ist Euch von Herzen vergönnt," antwortete sie rasch.

Er wies nach der Gerte: „Das hab' ich abgeschnitten vom Haselstrauch vorm Tor. Das soll mein Wanderstecken sein. Und," er langte in die Tasche und zog ein Hufeisen hervor, „das hab' ich im Stalle gefunden. Möcht' doch wissen, seit wann's dort liegt," fügte er verwundert hinzu.

Sie wurde neugierig.

„Und wozu beides?"

Er nickte mit dem Kopfe: „Ich weiß, Ihr seid fremd. Und so will ich's Euch sagen: Ich geh' übers Wasser, nach Amerika. Und da will ich die Hasel pflanzen, damit ich doch etwas von dem Grunde habe, wo meine Eltern gearbeitet haben. Gedeiht sie, gedeih ich auch. Und

vom Hufeisen glauben wir, wer es findet, der hat Glück. Da möcht' ich Euch doch nicht das Glück wegtragen. Das, was ich auf dem Hof gehabt hab', das gönn' ich freilich einem jeden. Auch meinem Feind; aber ich hab' keinen. Keinen gehabt."

„Und der Franz?" rief sie unwillkürlich und ergriffen von so viel dumpfer Ergebung.

„Man red't nit gern," antwortete er. „Aber mein Feind war der Franz auch nicht — er war nur mein Unglück."

Er schwieg ein Weilchen. Dann kopfnickte er wieder: „Da sitzen zwei in der einen Stube. Und dem einen hat sie gehört, und die andere hat ihn fortgetrieben daraus und ist jetzt dort Frau, wie's seine Mutter vorher gewesen ist, und ich weiß nicht, wer noch alles von seinem Blut. Und der eine war ein reicher Mann und ist ein Bettler und hat doch keinen Haß auf die, welche vor ihm steht, und spricht mit ihr wie noch mit keinem. Denn ich kenn' Euch, Frau Lohwag; Ihr seid eine gerechte Frau und habt an mir kein Unrecht angefangen. Ihr werdet Eure Gründe gehabt haben. Ihr allein habt gesehen, wie alles gekommen ist, und habt Mitleid gehabt mit mir und mich sogar einmal gewarnt wegen des Franz. Und Ihr seid klug, denn Ihr seid calvinisch, und ich bin dumm, aber jetzt begreif ich doch: Ihr habt recht, wenn Ihr sagt, alles ist Schickung. Ich seh's, und mich getröstet's."

„Das geht nur aufs ewige Leben," entgegnete die Frau. „Und auch da kann die Gnade helfen."

Nur das Wort griff er heraus, das zu seiner Stimmung paßte. „Gnade? Was ist das?"

„Das wißt Ihr nicht? Unglückseliger Mann!“ rief sie erschüttert.

„Ich kenn's nicht,“ sprach er gleich müde und klagend. „Hab's nie gewußt, was das sein kann. Mit mir hat's keiner gehabt. Aber doch — wenn einer soll gehenkt werden und man schenkt ihm 's Leben, dann ist das Gnade. Das kenn' ich. Aber kann er noch Freude haben davon, wenn er sich so hat fürchten müssen? Und ich hab' mich vor der Stunde da gegraut, wer weiß, wie lang. Jetzt ist sie da und mir fast leicht. Aber die Angst hab' ich gehabt und hab' gelernt, was das ist: Gnade.“ Er ließ den Kopf auf die Arme fallen und schwieg; aber es zuckte in ihm, und er hielt Salome gebannt.

Er richtete sich wieder auf, und seine Augen sahen so starr ins Leere, daß Salome erkennen mußte, wie er alles um sich vergessen habe. Sein plumpes Taschenmesser mit dem Stahl zum Feuerschlagen unten zog er; damit schnitzelte er aus der Tischplatte einen Namen, der da stand. „Soll niemand, der an dem Tisch sitzt, lesen, daß der Johann Rüttemann da gesessen hat. Das war mein Platz von der Zeit, wo ich noch Kind war, und daneben der vom Franz. Und jetzt hat niemand von uns mehr da was zu suchen, und ich bin schuld und bin's doch nicht, und meine Eltern sind's und sind's doch nicht.“

„Wie meint Ihr das?“ rief Salome verwundert.

Er schnitzelte weiter. Endlich war er fertig, und die blanke Fläche lag vor ihm. „Man red't nicht gern. Ich hab's auch früher nicht getan, weil ich niemanden schimpfen will, der sein Kreuz hat und trägt's nicht

mehr. Aber ich weiß eines, so dumm ich sein will: wenn eine Mutter ihr Kind nicht gern hat, dann soll man's ertränken lieber. Und wenn sie's dumm heißt und einen Simpel, dann erst recht. Mir hat meine beides getan, und man hat mich leider Gottes nicht in die Oder geworfen. Aber täglich hat man mir's vorgesungen: du bist dumm und hast ströherne Haare, und der Franz ist klug und hat seidenes Haar. Und habe ich was geredet, dann haben sie gar gestaunt und meine Mutter: Je, der Johann traut's sich! Und was ich angefangen habe, war schlecht und keinnutz, und ist es geraten: Der Narr, der ein Narrenglück hat. Und so verliert man das Vertrauen, und wie erst das Dorf gesehen hat, da haben sie es alle nachgemacht, und ich war der Buz und das Geschrecke für jeden. Und ich habe oft denken müssen, wie ich einmal dem Herrn Lehrer zugesehen habe, Klavier spielen. Da hat er auf eine Taste geschlagen und wieder auf eine und hat keine Ruhe gehabt auch nur eine Weile. Da hat mich das Ding erbarmt. Aber auf mir haben sie herumgetrommelt, und nicht einer, wem es eingefallen ist, gar mit Fäusten, und nicht Stunden, mein Lebenlang. Und nun schreie ich, wie der Klavier geschrien hat, und es mag keine gar gute Musik sein, was die Frau hört."

Er atmete schwer und röchelnd, und sie verstand alles, selbst sein: „Man red't nit gern,"; denn es war wirklich, als erpresse ihm eine fremde und feindselige Gewalt jedes einzelne Wort. Dazu tat ihr der schwere Fall der kurzen, gehackten Sätze im Ohr, sein Anblick im Auge weh, und dennoch konnte sie nicht los von ihm. Und aus innerem Bedürfnis heraus tröstete sie ihn: „Es

ist schon mancher wieder in die Höhe gekommen, der unten war. Ihr seid stark und noch jung . . ."

„Das glaubt Ihr selber nicht. Was kann ich werden jetzt? Tagelöhner. Und so jung bin ich nicht mehr, daß ich es auch nur erwarten könnte, bis ich wieder eine Hütten habe. Und Großbauer ist noch keiner worden, der einmal um Lohn gearbeitet hat. Oder soll ich nicht mehr am Bauerntisch sitzen, wenn es mir um einen Trunk ist? Da stürb' ich lieber; da gehe ich lieber übers Wasser nach Amerika. Dort kann mir's noch geraten."

„Und der Franz? Geht der mit?" fragte sie hastig.

Ein wirkliches Lächeln flog über sein Gesicht. „Das nicht. Was wollte der auch noch bei mir? Was er an mir hat tun können und sollen, hat er rechtschaffen getan. Nicht weil er bös war; er hat nur auch so müssen, wie ich ihm habe müssen zusehen, und wäre doch besser gewesen für uns beide, ich hätte es nicht. Oder noch besser: ich wäre sein Großknecht worden und er der Bauer. Wär' einer fleißig und brav gewesen für zwei. Dafür sind wir jetzt fertig miteinander. Und ich weiß auch, was ich will draußen: da geht der Weber von Wigstadtl mit, der hat vierzehn Buben und eine Tochter. Und die Marie nimmt mich draußen. Hier hat sich's nicht schicken wollen, weil sie nichts hat. Jetzt sind wir gleich. Da werde ich mich für mich selber plagen, und der Herrgott wird's gesegnen, wenn zwei anfangen mit nichts und füreinander."

Sie stand auf. Auch er tat es, und die beiden ragenden Gestalten standen einander gegenüber im ungewissen Lichte. Nun streckte sie ihm die Hand entgegen, und er schlug ein: „Ich hoffe, es ist Euch so verhängt,"

sprach sie mit ihrer metallenen Stimme. „Und Ihr werdet mir keinen Groll tragen, nun Ihr es in der Trübsal begriffen habt: es tut keiner, was er will, nur was er muß. Und keiner weiß, wie das ausgeht, was er getan hat. Mir ist bitter weh geschehen von da aus; aber wir sind jetzt auf gleich. Und braucht Ihr Geld, so will ich es Euch leihen. Kommt morgen ins Brauhaus."

Sie fürchtet sich und will mir meine Rache abkaufen, schoß ihm durch den Kopf. „Ich brauche keines."

Sie hatte den mißtrauischen Zug gewahrt und zu deuten gewußt, der sich jählings zwischen seine Brauen eingrub. „Ich weiß, was Ihr denkt, Johann Rüttemann. Ich habe vor niemandem Angst, und ich will es Euch leichter machen, sonst nichts."

„So komme ich. Und noch eines: was geschieht mit dem Hofe?"

„Ich will ihn zerschlagen und in kleinen Teilen verkaufen."

„Ist recht! Heißt er nach keinem andern. Ein Pächter müßte auch viel haben, wollte er ihn wieder dahin bringen, wo er einmal war." Das klang wie ein Schluchzen. „Der Herr Rupert ist zu alt dafür und doch kein rechter Bauer. Und wer soll ihn kaufen? Hat keiner das Geld dazu im Landl."

„Und nun lebt wohl, Johann." Er faßte wieder ihre Hand und nickte automatenhaft mit dem Kopfe. „So geht's. Das geht zu! Da geht's zu Ende mit einem, da fängt einer an. Da hilft einem, der einen ins Elend hat gebracht. Hat man wen Reichen genannt, so war es der Rüttemann Joseph. Hat nichts dafür können. Wird man von Lumpen reden, wird man seine Buben

berufen. Haben auch nichts gekonnt dafür. Das habe ich endlich begriffen. Kostet mich gerade genug. Ueber mich und Euch hat man am meisten geschimpft im Dorfe — das hat mir just Vertrauen immer gemacht zu Euch. Ich hätte auch oft wollen, ich könnte so sein wie Ihr. Ging nicht; hab's nicht können. Aber ich habe mich ausreden dürfen bei Euch — ich glaube freilich, sonst hätte ich die Geschichte dem Ofen da noch einmal erzählt. Der hat sie gerade oft genug gehört; warum soll's sonst niemand? Ich danke Euch für Euer Helfen, und ich danke Euch für Euer Hören. Ihr habt mich mächtig getröstet, Frau Lohwag."

Sie schieden. Er begleitete sie bis zum Tor und wollte sie durchaus bis ins Brauhaus zurückführen. Das litt sie nicht, denn sie hatte zu denken: an eine Unstete, der endlich ihre Vergeltung geworden war. Aber sie mußte sich auch sorgenvoll dessen erinnern, was ihr die gekostet hatte. Und Rupert? Sie hatte ihn beherrscht — konnte sie das noch, nachdem ihr eigenmächtiges Wollen einen solchen Teil ihrer Habe verschlungen, ohne daß sie auch nur wußte, wie viel davon gerettet werden konnte? Der Hof war teuer, sehr teuer.

Johann Rüttemann war fort, übers Meer, und hatte drüben die Weber-Marie geheiratet, wie er gehofft. In den Schnapsschenken der Kreisstadt trieb sich der Franz herum; ein verlotterter Geselle, der immer noch auf die Konzession zur Führung eines Gasthauses oder einer Branntweinbude hoffte, den niemand mehr mochte, wenn man nach alter Gewohnheit immer noch auf den Johann schalt, der im Lande hätte bleiben und für ihn weiter sorgen müssen. Begegnete Herr Glo-

gar dem Schulkameraden, ohne ihm ausweichen zu können, dann schämte er sich nachher durch Tage. Er allein kam noch ins Brauhaus, das sonst von den Bauern gänzlich gemieden war. Sie wollten mit den Wucherern, wie ihnen die Lohwags jetzt hießen, nichts mehr zu tun haben, welche die Rüttemanns ausgesogen hatten. Der Grund stand immer noch zu Kauf; erst einige Lose waren an Mann gebracht, und zwar zumeist an Slaven, die sich kinderreich und lärmend darin häuslich einrichteten. Das gab eine neue Anklage gegen die, welche sie ins Dorf gezogen hatten. Aber zwischen den Eheleuten fielen unablässig spitze Worte. Mit aller Entschiedenheit mußte Salome um die Behauptung ihrer Macht und ihres Ansehens ringen; sie blieb die Siegerin, aber sie fühlte sich oft sehr müde und ruhebang dabei.

Unter den vereinsamenden Nußbäumen erschien nur noch der Lehrer. Dort saß er, solange es ging, hinter einem Glase Bier, schalt sich einen Lumpen, war das ausgetrunken und kam ein neues. War er einer, dann hat es nie einen trübseligeren gegeben als ihn, mit seinem Gesicht voll Gram und voll Selbstvorwurf, der sich jeden Schluck mißgönnte und vorrechnete. „Er sieht aus wie das Leiden Christi," meinte Susanne, so oft sie ihn ersah. Dazu hatte sie nicht gar selten Gelegenheit, denn mit allen Mitteln suchte er Zugang zu den Lohwags und war glücklich, hatte Frau Salome ein freundliches Wort für ihn. „Es ist nur, weil ich die Ferne so geliebt habe, den Wundervogel, der wieder fortgeflogen. Nur darum hange ich ihnen an," sprach er zu sich selber. Denn er hatte einmal gelesen, jeder tiefere und volle Mensch müsse seine große Leidenschaft durchge-

macht haben. Seine war Gabriele gewesen; darum allein besuchte er die Stätten, wo sie geweilt, redete er sich nun vor. Aber daß er eines solch gehobenen Empfindens überhaupt fähig gewesen, das war ihm wiederum ein Trost in seinem Gram: es erhöhte ihn doch über den Troß gemeiner Alltagsmenschen und weihte seine Kümmernisse und damit ihn selber.

Elftes Kapitel.

Das Unterheinzerwälder Brauhaus war neuerdings verpachtet. Man hatte den Lohwags den Vertrag nicht mehr verlängern können vor der Abgunst der Bauern, die sich in jeder Art und aufs unverhohlenste betätigte. Kinderreiche Leute saßen nach ihnen darauf, und unter den Nußbäumen tummelte sich ihre hellstimmige, flachsblonde Brut und jauchzte im Hofe. Sie war hübsch genug; aber wer sie sah und etwa noch einer kaum vergangenen Zeit dachte, der schüttelte den Kopf, zog er Vergleiche und stieg ihm dabei Gabrielens beweglich holdseliges Bild auf. Der Rüttemann-Hof war endlich völlig aufgeteilt; eine lange Gasse erhob sich auf dem Grunde, der einmal einem einzigen Geschlechte geeignet. Eng aneinandergedrängt standen die Häuschen und erzählten so stumm von slavischer Art, die nach Gesellschaft verlangt, wenn der deutsche Bauer tunlichst einsam, möglichst ellbogenfrei zu hausen und zu schaffen liebt. Dort aber, wo das Odertal sachte ansteigt, an der Landstraße, die, mit Bergahorn und mit Linden bestanden, ins Gebirge führt, hatten sich die Lohwags ange-

kauft und wohnten so denen ferne, in deren unholdem Angedenken sie immer noch fortlebten — selbstbegnügsam und stolz, wie man sie immer gekannt, und so den Augen der Welt stets noch die Alten, die etwas Besonderes haben mußten, die sich in rüstiger Kraft zur Ruhe setzten, wenn der Bauer nicht ins Ausgedinge geht, ehe er es muß vor Jahren oder vor dem Drängen des nachwachsenden Geschlechts.

Es war aber lediglich Ruperts Wille gewesen, der die beiden alternden Leute hierher gebracht. Er mochte kein neues Geschäft mehr beginnen, und es war nun nicht mehr so selten, daß er recht behielt, wie es dereinstmals gewesen. Denn ob mit der Zeit, die seit Gabis Flucht verflossen, manches gleich wieder ins Geleise kam; ganz so, wie es vordem gewesen, wurde nichts mehr. Man stritt wohl wieder; von keinem Wochenmarkte konnte Rupert heimkommen, ohne von den schönen Pferden zu schwärmen, die dort feil gewesen wären. Er wünschte sich eines, und meinte dann Frau Salome, sie hätte genug von der Reiterei, dann konnte er spitzig erwidern, dafür bekäme jemand, den sie gut kenne, die garnicht satt. Das schnitt ihr in die Seele. Ihr Wunsch aber ging nach einer Kuh, und darüber, welches anzuschaffen sei, ging es nunmehr wie vor Jahren über eine wichtigere Frage. Der Stall blieb leer, wie damals die Wiege leer geblieben.

Aber der Wunsch der Frau hatte viel Sinn und Berechtigung neben dem des Mannes. Ihr bangte nämlich nach einer Arbeit, da sie mehr und härter vom Umschwung der Zeiten war betroffen worden. Einer Fürstin gleich hatte sie unter ihren Mägden geboten.

Das war zu Ende; sie allein mochte das Wenige versorgen, was für die Einsamen zu verrichten nötig war. Es war fast überflüssig, daß man die Susanne mitgenommen hatte ins neue Heim. Rupert verstand, sich zu schaffen zu machen; er trieb sich häufig in der Stadt umher, verhandelte mit seinem Anwalt, dessen Quälgeist er geworden, lag in ewigen Rechtshändeln mit allen Schenkern, die ihm von der Zeit seiner Tätigkeit her noch verschuldet waren. Davon sprach er gerne zu Hause; und sie, so gut sie erkannte, wie vieles Geld also vertan und verzettelt würde, wagte keine Einrede mehr. „Hast du vielleicht allein das Recht, das Deinige anzubringen?" hatte er einmal hämisch gefragt, und sie mußte verstummen. Ein zweitesmal wünschte sie sich das aber keineswegs, und am Ende — sie waren reich genug noch immer, um sich den Luxus eines Prozesses zu gönnen, der gewonnen erst recht nichts trug und viel kostete. Nun schon gar . . .

Alle diese Mittel, sich über die Zeit hinwegzuhelfen, gebrachen ihr. Sie wünschte sich manchmal sogar Gesellschaft; aber die zu gewinnen hatte sie in jüngeren Jahren nicht verstanden: wie denn jetzt, wo sie zu nackensteif und in sich ruhend für jene Liebenswürdigkeit geworden war, die der entfalten muß, der Freundschaft oder doch mindestens Umgang finden will? So kam denn allmählich eine große Leere in sie; besonders nachdem sie Vergeltung für Gabrielens Geschick genommen, so voll und so ausgiebig, als sie nur selbst ihr irgend wünschenswert erscheinen konnte. Nun aber wußte sie nicht mehr, was tun oder was beginnen; das Bibellesen und Beten allein konnte ihre Zeit denn auch nicht füllen.

Und so versank sie denn, da sie an ein Spazierengehen so wenig dachte, wie etwa ein Bauer, dem ein Gehen um des Gehens willen einfach ein Unding ist, mehr und mehr in ein Sinnen und Grübeln. In der Oednis der eigenen Brust versank ihr nimmermüder und rastloser Geist, und darinnen fand er Bilder aus vergangenen Tagen, insonderlich eines, das nicht zu tilgen noch zu bannen war. Es wurde ihr fast lieb; so regelmäßig erschien es ihr, so häufig sah es sie mit den stillen, waldlichtfeuchten Augen Gabis an.

Dazu nun, daß ihr diese Erinnerung immer lebendig bleibe, tat auch Herr Glogar das seine. So oft der Schulmeister irgend konnte, sicherlich also am Nachmittag eines jeden Samstags, klopfte er an die Tür Frau Salomes. Sie hatte das Herz nicht, ihn fortzuweisen; er begehrte nichts als einen Gruß, als eine kurze Weile Duldung am Tische. Dann ging er wieder; fand er die Frau besserlaunig, so wagte er vielleicht gar eine Hindeutung auf die Ferne. Immer mit dem gleichen Mißerfolge. Oder er schlich zu Susanne und hörte ihr „Sie ist schlecht aufgelegt, die Gabi hat wieder geschrieben," und holte dann aus der Dinge aus, die er schon längst wußte, und bestärkte sich so mehr und fester in seinem wunderlichen Glauben. Bis ihn zuletzt alle gewöhnt waren, bis Frau Salome selbst die unerschöpfliche Geduld bewunderte, die Gutmütigkeit, mit der er ihre Heftigkeit ertrug, wenn er zum guten redete, die Anhänglichkeit und Treue, mit der er sich ans Bild der Verlorenen klammerte und die Hoffnung nicht fahren lassen wollte, es werde sich doch alles zum guten und ihr zu Ehren entwirren. Um den geheimsten Grund, den

er dazu hatte, wußte sie nicht — Herr Glogar war nicht der Mann, der so leicht und so wohlfeilen Kaufes eine Weltordnung oder das Vertrauen in die Güte seines Gottes aufgab. Er fehlte ihr bald an seinen Tagen, und die Stunde war nahe, von der ab sie ihn selbst als Freund und Vertrauten sah. Eine bittere war es für beide und kostete beiden genug ...

Es geschah nur sehr selten, daß die Frau Salome zur Stadt ging, die man von ihrem Hause aus fast greifbar nahe meinte, und auch dann verweilte sie keinen Augenblick unnütz; gerade weil ihr alles Müßige so verhaßt war, empfand sie die Ruhe so hart, zu der sie sich verurteilt sah, während sie sich noch arbeitskräftig fühlte. Ueberdies kannte sie niemanden darin, und alle Art von Schaustellungen, wie sie fahrendes Volk auf der Bleicherwiese übte, war ihr widrig, in der jener strenge Sinn der Puritaner lebte, denen jede weltliche Lust ein Greuel gewesen. Aber so ganz teilnahmslos, wie einmal, konnte sie nicht mehr vorüberwandern an den Schweifenden, nun sie mit ihrem Geschick neuerdings das einer ihres Blutes verknüpft wußte. Manchmal peinigte sie eine unruhige Neugierde und zwang sie, einen Blick, den sie fast wie sündig empfand, nach ihrem Treiben zu tun. Sie atmete leichter, begegnete der nicht dem Gefürchteten.

So schritt sie wieder einmal an einem Samstagnachmittag über den grünenden Plan. Ein Gezelt war aufgerichtet; ein deutlicher Beweis, daß etwas Vornehmeres gezeigt werden sollte, als die Seiltänzer oder starken Männer zu bieten hatten. Ein blöde blinkender Bursche in scheckiger Narrentracht stand davor und tu-

tete gewaltig in ein gewundenes Horn. Neugierige Kinder drängten um das Zelt und lüpften die wettergraue, vielgeflickte Leinwand oder lagen zu Boden und versuchten, so etwas der Wunderdinge zu erspähen, die darinnen vorgingen. Man ließ sie gewähren, weil doch manch eines ein andermal mit erbettelten Kreuzern die Neugierde stillte, die ihm nun nur gereizt worden war. Frau Salome wollte vorbei, wie sie es gewohnt war, aber jenes vielbezwungene Verlangen war an diesem Tage stärker denn je. Sie wollte endlich einmal sehen, was die täten, zu denen ihr Pflegekind durch eigenes Wollen, durch ererbtes Blut und durch Schickung gehörte. Sie trat rasch ein; hastig, als fürchte sie, es könne sie sonst noch gereuen, zahlte sie, was man begehrte, und stellte sich so, daß sie von niemandem gesehen werden konnte, der im Zirkus zu tun hatte. Ihr war Angst davor.

Die Vorstellung war schwach besucht. Nicht mit Unrecht, denn kläglich in jedem Betracht war das, was geboten wurde. Die Pferde waren alterslahm, die Spaßmacher wirklich und nicht nur zum Scheine ungelenk. Man unterhielt sich trotzdem sehr gut; die goldene Jugend der Tuchmacherstadt, die Fabrikantensöhne besetzten die erste Reihe, rissen ihre Witze und belachten sie gegenseitig pflichtschuldigst. Ihnen war die Vorführung nur eine willkommene Gelegenheit, ihren Geist leuchten zu lassen, und nicht diejenigen, welche sich bisher gezeigt, waren es gewesen, die diese Herrchen in den Zirkus gelockt. Sie schienen etwas zu erwarten — das erkannte Frau Salome mit ihrem nüchternen, scharfen Blick, der hinter den geschminkten Gesichtern auch

das ungeschminkte Elend gewahrte; was war das? Ihr ekelte davor, noch ehe sie es gesehen; aber dennoch hielt sie aus, ohne recht zu wissen, was sich vor ihr begab, mit ihren Gedanken ganz anderwärts und wiederum beklemmt von einer sonderbaren Unruhe, die ihr fast übel machte und ihr alles mit einem mißfarbigen Schleier umzog. Da erklang eine Fanfare. Die erste Reihe brach in ein wütendes Händeklatschen, in ein: „Bravo! Bravo, Gabriele!“ aus. Der Flor zerrann; sie spähte aus — und so sah sie ihr Pflegekind wieder. In einer Tracht, die ihr das Blut zu Häupten trieb; auf dem Rücken eines lendenlahmen Gaules ihre Sprünge machend, mit dem „Cousin“, dem Clown, die gewohnten Redensarten tauschend, diesen und jenen der Zuschauer vertraulich mit verständnisinnigem Kopfnicken grüßend. Um ihre Lippen lag ein Lächeln, das gewerbsmäßig und dennoch süß war; immer noch war ihre Anmut natürlich und groß. Ihr Gesichtchen war „angestrichen“, wie es Salome nannte; aber seine Schönheit blieb ungemindert dadurch.

„Die Schamlose!“ schrie es in Frau Salome, „nicht einmal ihren Namen hat sie abgelegt!“ Sie verhielt den Atem, sie wagte keine Bewegung, damit sie sich nicht etwa verrate, pries ihre Klugheit, die sie einen so versteckten Platz hatte wählen lassen, und litt wieder, nun es in ihr stürmte und hämmerte, unter der gezwungenen Regungslosigkeit. Die ganze Nummer mußte sie so mitansehen; das Danken, das Buhlen mit den Augen, ehe sie mit schwerer und beklommener Brust ins Freie konnte. Ihr war, als hätte sie selber sich so entblößt der Welt gezeigt, und dabei mußte sie dazusehen, daß sich „ein

solches Spektakel" mindestens in der Stadt, der sie so nahe lebte, nicht wiederhole. Sie selber aber konnte nichts dazu; es wäre ihr unmöglich gewesen, mit Gabrielen auch nur ein Wort zu sprechen. So empfand sie ihre Ohnmacht heftig, während sie langsam bergan stieg. Sie wollte eilen, und jede raschere Bewegung brachte ihr ein starkes Stechen in der Brust, ein Flirren vor den Augen, das sich bis zum Schwindel steigerte. So stärker aber wurde auch das Gefühl ihrer Vereinsamung und daß sie keinen Vertrauten, keinen, der in ihrem Sinne handeln könne, um sich wisse. An Rupert dachte sie nicht in solchem Betracht; dem mußte zulängst verhohlen bleiben, was sie eben erschaut. Sie wußte nicht, warum, aber in diesem Augenblicke tat ihr das fast wehe.

So kam sie heim. Auf seinem gewohnten Platze saß der Schullehrer und erhob sich bei ihrem Eintreten. Das vertraute Gesicht war ihr willkommen, und einer plötzlichen Eingebung ohne alles Besinnen folgend, trat sie ihn an: „Wollen Sie mir einen Gefallen tun, Herr Lehrer?" Er nickte eifrig und fast glückselig, und sie ging zu einem großen Spinde, das sie hastig aufschloß. Aus einer Lade nahm sie dann Geld — wieviel, konnte Glogar nicht erkennen, aber die Summe schien ihm beträchtlich — und tat es in einen Umschlag: „So, das bringen Sie ihr." — „Wem?" — „Ja, Sie wissen noch nichts. Drin, in der Stadt, ist eine Kunstreiterbande, und dabei ist" — der Name würgte sie, und sie fuhr stockend fort — „ist eine. Der geben Sie das, aber nur, wenn sie noch heute fortgeht und Ihnen verspricht, nie mehr in die Gegend zu kommen. So wenigstens nicht mehr," verbesserte sie sich, als er sie traurig und vor-

wurfsvoll ansah. „Und Sie werden gegen jeden über die Post schweigen, die ich Ihnen gegeben — ja, Herr Lehrer? Und bringen mir noch heute Botschaft, was war und wie sie sich genommen hat? Aber ich rede ins Blaue; ich bin ganz wirr. Heute geht es nicht mehr; es müßte schon ganz Nacht sein, und der Rupert wäre zu Hause, ehe Sie mir Bescheid geben könnten. Aber morgen, nicht wahr, Herr Lehrer? Mit dem Frühesten, ja? Ich kann es nicht erwarten! Wenn es wer erfährt! Wenn es wer erfährt!" klagte sie.

Wenn es eines gibt, das den Menschen so recht seine Unmacht fühlen läßt einer stärkeren und unbarmherzigen Gewalt gegenüber, dann ist es eine Zeit angstvollen Harrens. Man möchte ihr Flügel leihen, und man muß dabei sehen, wie Minute nach Minute schwer vorüberkeucht und sich atemholend verweilt. Das hat Frau Salome in dieser Nacht der Beängstigung und der Pein, der Sorge davor, Gabrielens Schande, die Erbschmach ihrer Schwester, könne kundbar werden, zur Gänze kennen gelernt und ausgekostet, und mußte dabei Mienen wie Worte hüten, daß nichts ihre Beklemmung und ihr Herzeleid verrate — das Herbste für einen starken und ehrlichen Menschen. Und als Glogar endlich kam, da war sie nur noch eines Gedankens fähig: „Ist sie fort?" Und als er nickte, da holte sie tief und röchelnd Atem, und ihre Hände suchten nach einer Stütze. Dann: „Und wie haben Sie das Kind getroffen?" Er aber, systematisch wie in allem, was er tat, erzählte ihr wohlgeordnet und hübsch der Reihe nach von seinem Gange in die Stadt, seinen Gedanken dabei, wie er dann nach ihr im Zirkus suchen

müssen und dann sich gedulden, bis er sie sprechen konnte. Sie hatte nämlich gerade Besuch bei sich. Wen? Das wußte er nicht. Aber sie war herzlich und liebenswürdig gegen ihn, nur eben anders, als sie es früher gewesen, und hatte der Tante tausendmal danken lassen und ihr alles versprochen, was sie immer nur begehre, und sich bereit erklärt, mit dem ersten Morgen fortzugehen für immer; vielleicht könne sie jetzt, wo sie Geld habe und fähig sei, sich einigermaßen auszustaffieren, zu einer besseren Gesellschaft. Ihm aber schenkte sie zum Andenken ein Bild im Kostüm. „Wo ist's?" fragte Frau Salome mit beklommener Stimme. Er hielt es ihr arglos hin; sie aber warf nur einen raschen Blick darauf, dann brach sie es, riß es mit jähem Rucke und im Zorne auflodernd in viele Stücke und trat die mit Füßen. Und als er verschüchtert schwieg, forschte sie endlich: „Und wie war Ihnen dabei, Herr Glogar?"

„Nicht gar wohl, wie ich sie gesehen habe und hörte, wie sie nun lachte, nun weinte; wie sie zutraulich und fast zärtlich war zu mir, und jetzt ihr Leben lobte und schwor, sie gehe nie mehr fort davon, und dann klagte, die Zeit werde kommen, wo sie elendiglich verhungern müsse. Das hat mir nicht gefallen, und mir war garnicht wohl dabei. Sie schien mir sehr und nicht zum Vorteile verändert gegen früher," gestand er.

Sie näherte ihren Mund seinem Ohr. „Das ist mir zu hochdeutsch, wie Sie es da sagen," flüsterte sie. „Ich habe kein Wort mit ihr geredet; aber wie sie hereingekommen ist auf ihrem Gaul und nichts gewußt hat, wie lächeln und schöntun mit einem jeden Laffen, da

kann ich Ihnen sagen, wie mir gewesen ist: wie einem, der eingezwängt ist im Gedräng, daß er nicht einmal die Hände rühren kann, und man speit ihm ins Gesicht. Er aber kann sich nicht rächen, und nicht einmal abwischen kann er die Beschimpfung."

„Sie sind ihr wohl sehr gram, Frau Lohwag?" rief er kummervoll.

Salome verneinte nachdrücklich. „Bin's nicht. Weil ich heftig war, wie ich das Bild gesehen habe? Das ist Natur, und gegen die kann niemand. Aber wer dort ist und dort hält, wo ich jetzt stehe, der ist niemandem gut und keinem bös. Wer das recht begreift, der sieht die Sachen geschehen und tut, was ihm zukommt. Nur weil er nicht anders kann, und nicht weil er glaubt, es nützt wem." Sie sah sich um, ehe sie fortfuhr, und dämpfte ihre Stimme so sehr, daß sie der Lehrer kaum vernahm:

„Ich habe mir es schon früher oft so gedacht. Aber gehört habe ich es erst vom Johann Rüttemann, der jetzt in Amerika ist — es geht ihm gut, gottlob, und er hat mir auch bezahlt, was er mir schuldig war — und begriffen so recht erst diese Nacht: wir können nichts für uns. Wenn die Gabi schlecht geworden ist, so hat der Rupert gemeint, das Blut ist schuld daran. Soll gelten. Aber kann der Mensch etwas für das Blut, das er in sich hat? Nein! Und so kann er für garnichts. Wenn ich Sie nicht da treffe, kann ich überhaupt etwas für die Gabi tun? Garnichts; zuschauen hätte ich müssen. Damit müssen wir uns bescheiden, was wir anpacken und wie wir es beginnen: Es geht aus, wie es ein anderer will und gefügt hat von Ewigkeiten. Warum

und wozu? Wir können ihn nicht fragen, und er müßte uns nicht antworten."

„Aber das ist ja trostlos," rief Herr Glogar. „Da müßte man rein zusehen, was geschieht, und dürfte sich nicht rühren!"

„Sie verstehen mich nicht," entgegnete die Frau. „Nein, wir sollen gerade tun, was wir sollen und was uns recht erscheint. Und es ist nicht trostlos; mich beruhigt es, daß ein Stärkerer und Klügerer einstehen muß für das, was ich tue und was ich erleide. Wir haben uns keinen Vorwurf zu machen, und ihm dürfen wir es nicht, und er spricht aus uns selber zu uns."

„Wenn also Gabi käme und Ihre Hilfe anflehte — würden Sie ihr beispringen?"

„Glaube ich, daß es etwas nützt — gewiß! Aber wie kommen Sie darauf? Warum bitten Sie für die?"

„Ich halte es für Menschenpflicht. Und ich habe die Verlorene einmal sehr geliebt, und ich habe eine Ahnung, daß sie der Neigung und des Beistandes noch bedürfen wird." Er sprach sentenziös, wie fast immer, und dennoch klang ein Tieferes in seiner Stimme.

„So?" Sie legte die Hand auf seine Schulter. „So? Ich aber weiß, daß sie kommt. Wissen Sie, woher? Wir sind noch nicht aufs reine, ich und sie. Und wo stünde die Welt, wenn zwei Menschen, wie wir — ich und die andere — auseinanderlaufen könnten, als wäre nichts gewesen? Es muß aufgehen zwischen uns, und darum muß sie kommen, und weil sie doch zu gut ist für das Leben, das sie jetzt hat. Ich verstehe sie noch nicht; ich weiß, was sie ist" — sie zwang mühsam eine starke

Bewegung — „aber noch nicht, wie sie es geworden ist. Das ist sie mir noch schuldig, das muß sie mir noch geben, und sie soll dann von mir haben, was ihr noch kommt von mir.“

An diesem Tage wurden Herr Alois Glogar und Salome Lohwag Freunde. Selbst das Geständnis seiner Neigung zu Gabi erhöhte ihr seinen Wert; es muß viel Gutes und Liebenswertes an dem Mädchen gewesen sein, wenn er, ein erfahrener und menschenkundiger Mann — sie hielt ihn dafür, weil sie es selber so garnicht war — sich so an die Hoffnung geklammert, seinen Besitz zu erlangen. Aber auch für ihre Ueberzeugung, daß alles vorherbestimmt sei, war er ihr ein redender Beweis; so nahe war für die, deren Namen sie nicht mehr nannte, die Hilfe gewesen — und sie versank im Schlamme. Und um seiner Liebe willen hörte sie ihn auch gerne von der Entschwundenen sprechen. Immer noch kamen Briefe von ihr: sie wurden zu den übrigen gelegt. Nicht etwa aus Groll, denn Salome log nicht sich, nicht anderen; aber was darin stand, das konnte nichts frommen, nichts ändern. Nunmehr stammten sie sämtlich aus Wien; und wie einmal das Unstete Gabrielens ihrer Tante Anlaß zum Nachdenken gegeben, so war es ihr jetzt wieder nicht recht, daß sie dauernden Aufenthalt genommen. Was konnte sie noch dort treiben, nun das Geld längst zu Ende sein mußte, das sie ihr damals zugesendet? So lange weilte wohl kein Zirkus irgendwo in der Welt, und sie las auch eifrig die Zeitung, alles zumal, was Bezug auf das Theater hatte, und konnte nichts finden, was ihr deutsam für die Ferne schien. Und sie war fast

froh, als ihr nach geraumer Weile wieder einmal ein Brief aus einem Dorfe Böhmens zukam . . .

Sie waren Freunde gworden, sofern die Frau manchmal ein rechtschaffen Mitleid mit dem Manne empfand, der vor ihr saß und sich in phantastischen Träumen verlor, wie alles hätte kommen können, während sie klar und bestimmt nur das erwog, was war und warum es so war. Aber vom Tröstlichen, das sonst ähnlichen Verhältnissen innewohnt, war diesem nichts zu eigen. Nur ein Berührungspunkt war in beiden, und zu dem stellten sie sich ganz verschieden. Nichts von der Anbetung, die Glogar jetzt methodisch mit dem Andenken Gabrielens trieb, war in der Frau. Er litt wirklich darunter; mit jener nüchternen Trockenheit, mit der er vordem seine geträumten Seligkeiten verzeichnete, buchte er nun seine ehrlich empfundenen Kümmernisse und zweifelte an seinem Gotte, der ihn so vieles erdulden hieß, ohne ihm auch nur das Kleinste gegenzubieten. Er bemühte sich um keine bessere Stelle, die er am Ende nicht gar so schwer hätte erlangen können; aus Anhänglichkeit an die Stätten, da sie geweilt, redete er sich vor, aus Verzweiflung an einer Welt, in der Gerechte so leiden müssen. Aber ihm war einfach zum Bewußtsein gekommen, daß er seine beste Kraft und seine ganze Wucht des Hoffens einem aussichtslosen Traumbilde zugewendet hatte. Das zerrann, und er fühlte sich alt und war nicht mehr jung, und sah keinen Weg mehr vor sich, der ihn ganz und mit Bestimmtheit aus den kleinen und quälenden Sorgen führen konnte, in denen er lebte. Frau Salomen aber war nur noch eines merkwürdig: die Antwort auf jene Frage, die sie sich gestellt, da sie

Gabrielen wiedergesehen, das „Wie und Warum?“, das ihr ein Rätsel war, das sie nicht lösen noch ausdeuten lassen wollte. Mit der ganzen Macht eines Verstandes, der sein und seiner Kraft bewußt genug war, arbeitete sie fruchtlos daran. Und sie hatte Zeit in der Einsamkeit, in der sie lebte, zur Genüge dafür. Jede Möglichkeit wog sie ab. Es kamen Tage, an denen selbst die vertraute Stimme Herrn Glogars fremd in ihre Träume klang, in denen sie der Anblick seines ernsten und gelassenen Duldergesichtes fast in Wut brachte durch seine stete Gleichmäßigkeit. Es schlief eben mehr von der Leidenschaftlichkeit ihrer Schwester und Gabrielens in ihr, als sie ahnte oder Wort hätte haben wollen.

Sie waren Freunde geworden, und Ruperts Spott, den er freilich nur in verhohlenen und feindseligen Anspielungen zu äußern wagte, vermochte nichts darüber — Freunde nach ihrer Art, die nicht so ganz gemeine Menschenart war, aber darum vielleicht nicht minder verläßlich für die Dauer und für die Not. Freunde auch darum, weil sie gewandelt waren gegen früher alle beide. Denn Herrn Glogar war der feste Grund abhanden gekommen, darauf er solange gefußt, und er verzweifelte an der göttlichen Weltordnung; Frau Salome hingegen war unruhig, ungleich von Stimmung, abhängig von Launen, war durch ihr Sinnen und Träumen erregbar, durch ihr „Wir sind noch nicht auf gleich, wir müssen aufs Reine kommen“ nervös geworden . . .

Zwölftes Kapitel.

Die Welt ging ihrer Wege weiter. Die Tage wurden endlos, dann wieder die Nächte für Frau Salome. Das Märzenwehen erhob sich, durchfuhr die Lande, ward zum Sturme. Der peitschte mit starken Schwingenschlägen die Welt aus ihrem Schlummer; vor dem Brausen seiner Fittiche brach das Eis der Flüsse, daß die toten Schollen dem lebendigen Wasser den Raum nahmen. Jeder Bach ward so zum Strome; die Oder selbst aber überschwemmte weithin die Fluren, daß unabsehbare Seen erstanden, nur geschieden durch die weiße Straße, die sich unter grauem Himmel und zwischen fahlen Wassern dahinzog.

Im Oberlande ging es übel. Man hörte von verheerten Städten, von bedrohten Ortschaften. Jedes Rinnsal trug Hausrat ins niedere Flußtal; man sah nutzbare Tiere herabgetrieben werden, denen niemand zu helfen vermochte. Wo aber die Gemarkungen einer Gemeinde an die erzürnten Gewässer stießen, dort sammelte sich vieles Volk um die Ufer, die noch nie so weit ins urbare Land gerückt gewesen waren. Manche unter den Zuschauern trieb die bittere Not und die Sehnsucht nach einem Erwerbe; es kam viel Bauholz, gewaltige Stämme kamen sogar, die denen reichlich lohnten, die ihrer habhaft wurden. Andere schlugen nur lungernd die Zeit tot, mit der sie nichts Rechtes zu beginnen wußten, nun die Aecker im Gewoge versunken lagen. So gewannen einige Elende und viele Müßige ihren Vorteil aus dem allgemeinen Jammer. Zu Nacht aber erhob sich in einsamen Schenken ein wüstes Wesen; Tauge-

nichtse, die ihren raschen Erwerb leicht vertaten, lärmten darinnen.

Eine volle Woche fast ging das so. Auch Frau Salome pflegte solcherart eine müßige Stunde zu verbringen; mehr aus einer Sehnsucht nach Menschengesichtern überhaupt, als aus Neubegier, obgleich auch die ihr Teil daran hatte. Unter den Holzfängern sah sie manchen wieder, den sie von den Nußbäumen her kannte; den Franz Rüttemann auch, der in hohen Wasserstiefeln, zerlumpt, wüst und dreist, mit einem gewaltigen Feuerhaken nach Brettern und Bäumen angelte und mehr Glück hatte, als die anderen zusammen. Einzig er unter allen diesen Gesunkenen war frech genug, sie zu begrüßen; wenn die anderen schweigend ihr Werk taten, sang er mit heiserer Stimme, plauderte, pfiff, rief den Mädchen, die etwa zusehen kamen, allerhand Unsinn zu, schien alles zu können, nur keinen Augenblick stille sein. Frau Salome erwiderte seinen Gruß hochmütig kopfneigend; der Mensch war ihr aber gleichgültig, so sehr sie ihn einmal gehaßt. Danach sah sie wieder in das Brausen und Schäumen, das sich am sechsten Tage so gewaltig erhob, daß man selbst für die Kreisstadt zu fürchten begann. Denn mehr als einmal schlugen die Wellenkämme über die Straßen hin; mehr als ein Haus war in seinen Festen von den raunenden und naschenden Wogen unterwühlt und drohte den Einsturz.

Auch höher den Strom schien jener Tag besonders unheilvoll zu sein. Eine ganze Hütte trieb vorbei; nur der First ragte aus dem Schwall, und in unablässig kreisender Drehung schwamm sie vorüber, bis sie zerbarst

und versank. Ein Kalb folgte und blökte ängstlich; seine Stimme klang dünn und kläglich im Brausen der Wasser, die der großen Wehre zuschossen. Und endlich, ein seltenster Gast in jenen wildarmen Gegenden, ein Edelhirsch. Ein gewaltiges Tier, das mächtig gegen die Strömung kämpfte und nur strebte, das schöne Haupt, das die Last eines vielarmigen Geweihes drückte, über dem Branden und Drängen zu erhalten. Mehr denn einmal steuerte er dem Ufer zu: aber, sei es von tückischer Unterströmung erfaßt, sei es aus unbezwinglicher Scheu vor denen, die das Gestade umstanden — immer wieder lenkte er ab und ward fortgerissen. Lange konnte man vom festen Land aus seinem Kämpfen und Ringen folgen. Endlich, erschöpft oder fortgezwungen, hob er sich mit letzter Kraft; die braunen, klugen Augen wendeten sich hilflos und klagend; er röhrte gewaltig mit einem Laute, dessen sich niemand entsinnen konnte und der jeden durchschauerte. Dann verschwand er, und kein Ohr vernahm es, wie eine Menschenstimme sich seinem verzweifelten Aufschrei einte; niemand sah es, daß eine starke Frau todesblaß ward und sich in fliegender Eile wendete. Frau Salome hatte Gabrielen und ihr Los begriffen . .

Sie wanderte heimwärts, und im Schreiten ward es ihr klar und klarer, was ihr aufgedämmert, da sie das verlorene Geschöpf vor seinem rettungslosen Untergange mit Augen angesehen, die feucht, im dunklen Schimmer und schön gewesen waren, wie nur die Gabrielens, wenn diese ängstlich und flehend die Pflegemutter angeblickt. Das war das Symbol, unter dem sie alles begriff, der Schlüssel, den sie gesucht. Denn ihr

war es gewesen, als hätte das Gewicht des Geweihes den Kopf des scheuen Tieres unter das Wasser gezogen. Das also, was ihm sonst Schmuck, Zierat und wieder bestes Gewaffen gewesen, das war ihm zum Verderben geworden. Und stand es denn um Gabrielen anders? Alle ihre Funde und Entdeckungen sah sie nun in ihrem wahren Sinne: sie verstand ihre Scheu vor allen, die ihr fremd erschienen — und alle, ihre ganze Umgebung, mußten es ihr sein — sie faßte, wenn sie der verhohlenen Puppen gedachte, wie selbst ihre lebendige Einbildungskraft ihr in dem nüchternen Umkreis, in den sie geraten, zum Fluche werden mußte; ihre Schönheit nutzlos war darin; wie alles, das ihr unter anderen Umständen zum Heil, der Welt zur Freude hätte werden müssen, ihr hier zum Unsegen ward, bis sie im wüsten Leben versank, wie der Edelhirsch im wüsten Wogenwallen versunken. O, um ihre Anmut! O, um ihre Süße! ...

Nur der Glaube, der mächtig und überstark in ihr geworden, machte es, daß Frau Salome auf diesem Gange nicht verzagte. Sie konnte für nichts; sie war entschuldigt, wie Gabriele nun rein in ihren Augen war. Aber mußte der darum zu helfen sein? Das war eine neue, eine angstvoll drängende Frage. Oder war dem Edelwild zu helfen gewesen? Konnte man noch etwas für die Unselige tun? Was mochte geschehen für sie? O, es war arg und bänglich; und war ein Knoten entwirrt, dann merkte man erst, wie traurig verworren das Ganze war!

So gelangte sie heimwärts, trat in ihr Haus, dessen nüchterne Ordnung sie das erstemal gewahrte. Wortkarg, wie immer, ging das Mittagsbrot vorüber; sie

aber gedachte seiner vielen Vorgänger, da noch Gabriele zugegen gewesen, vielleicht sehnsüchtig nach einem Scherz, nach einem Lachen. Zitternd, ohne zu wissen, warum, erharrte sie das letzte Wort des Tischgebetes; bangte, ob Rupert seinen kunstvoll in ein Bärenfell gewandelten Schafpelz vom Nagel nehmen und mit seinem altüblichen „Du brauchst mich doch nicht?" davonstapfen werde. Er blieb ungewöhnlich lange bei seinem Glase Kaffee sitzen, und sie erbebte vor Ungeduld und wagte doch kein Wort des Hinweises auf ihre eigentlichen Wünsche. Endlich stand er auf; sie aber begann durch drei endlose Stunden ein ruheloses Wandern im Zimmer, immer auf derselben Diele, als zwänge sie sich; immer in der gleichen, dumpfen, unklaren und dennoch bestimmten Erwartung. Bis draußen eine Tür ging, ein Aufschrei erklang, halb der Freude, halb des Schreckens, bis dem Munde der Susanne Fragen entsprudelten, die sie nicht verstand, so wenig wie die Antworten; bis sich endlich die Tür in die Wohnstube öffnete und die Alte mit einem wunderlich ängstlich-glückseligen Gesichte durch die Spalte guckte: „Die Gabi wär' da und traut sich nicht herein."

„Also!" Das eine Wort sprach die strenge Frau laut. Dann fuhr sie mit zittrigen Händen über ihr Gewand und glättete die letzte Falte, stand stramm vor der Susanne und folgte ihr nach kurzer Pause in die Küche, noch ehe Gabriele schwankend Zeit gewann, sich zu entschließen und ihre Zimmer zu betreten.

Am lodernden Herdfeuer, das für den Nachmittagskaffee war entzündet worden, stand das Mädchen. Nun wollte es der Tante mit ausgebreiteten Armen entgegen-

stürzen, die aber verschränkte rasch die Hände auf dem Rücken, und Gabriele schrak zusammen und zog sich zum Herde zurück. Frau Salome aber wies zuvörderst Susanne aus dem Raume, dann sperrte sie die Tür zu und zog sich einen Stuhl ans Feuer. Gabriele zitterte bei diesem bedächtig ruhigen Tun vor Erregung und wollte ihr helfen; sie aber winkte ab. Dann ließ sie sich nieder; die harten Hände legte sie gefaltet in den Schoß und flüsterte, wie während der ganzen Zeit, vor sich hin:

„Also, da ist sie, die Gabi!"

„Ja, Tante. Ich habe dir auch geschrieben, daß ich kommen will. Und weil du nicht antwortetest, so dachte ich, es wäre eine Erlaubnis, und nun bin ich da."

Frau Salome antwortete nicht gleich. Nur ihre prüfenden Augen ließ sie über die schlanke und zierliche Gestalt gleiten. „Und wozu? Es geht dir ja gut!" sprach sie nach einem Weilchen, das Gabrielen endlos war.

„Warum? Wie kommst du darauf, Tante?" fragte das Mädchen rasch.

„Ich meine nur so," antwortete Salome. „Das Kleid, das du anhast, ist wohl wirklich Seide. Und Schmuck hast du ja auch, was ich sehe. Da müssen sie dich doch gut zahlen. Aber so fremd siehst du mir aus im Gesichte."

„Das ist nicht gekauft," entgegnete Gabriele. „Von meiner Gage wenigstens nicht. Die möchte kaum für trocken Brot reichen."

„Und wo hast's denn her?"

Sie lachte in einem Tone, der Salome nicht gefiel: hell, fast kreischend. „Das ist geschenkt, von Freunden," sprach sie und errötete unter der Schminke. Vielleicht

fiel ihr jetzt erst auf, wie ungehörig ihre Erscheinung an dieser Stelle und vor dieser Frau wirken mußte.

„Warum bist also gekommen? Solche Freunde findest du hier nicht. Und so ein Beifallsklatschen wirst du hier auch nicht hören, wie damals, wo ich dich im Zirkus gesehen habe, in der Stadt da drunten.“

„Hast mich gesehen, Tante?“ Sie trat ihr freudig erregt näher. „Ach ja, da habe ich sehr gefallen und — eigentlich, es wäre mir besser gegangen, wäre ich nicht damals fort auf deinen Wunsch.“

„Ja, ich habe dich gesehen, und ich werde es nicht vergessen mein Lebenlang. Aber jetzt sprich: Was willst eigentlich dahier? Nur dich mit mir ausreden?“

Gabriele kämpfte: „Ehrlich, Tante — mir geht es schlecht.“

„Und?“

„Da dachte ich mir: So gar gefällt dir das Leben nicht mehr; gehst nach Hause und bittest die Tante, daß sie sich deiner wieder annimmt, und wartest nicht erst, bis du alt und häßlich geworden bist.“

„Und?“

Sie schwankte; dann sich selber ermutigend und vertrauleich wispernd: „Weißt, Tante, über eine Zeit ist alles vergessen. Du kannst ja was für mich tun. Es haben schon Grafen, sogar ein Fürst hat aus dem Zirkus geheiratet. Warum soll mich niemand mehr mögen? Ich möchte einmal einem allein sein — weißt, der hätte es gut mit mir, glaube ich. Oder bin ich nicht hübsch?“ Sie lächelte gefallsüchtig und hob sich wiegend in den Hüften.

Das war die Antwort nicht, die sich Frau Salome

erhofft. Noch hielt sie an sich: „Und wen möchtest nehmen? Soll ich dich und mein Geld dem Branntweinhäusel-Lumpen, dem Franz Rüttemann, geben? Wegen dem du davongelaufen bist?“

„Dem Franz?“ Sie mußte sich erst auf den Namen besinnen; dann erglühte sie. „Dem Franz? Nein, an den habe ich nicht gedacht. Aber“ — sie stockte — „aber der Herr Lehrer hat mir so kleine Augen gemacht und so geblinzelt, wie er im Zirkus war. Nein, was sich der komisch benommen hat!“ Sie mußte lachen bei der Erinnerung.

„Und?“

„Nun, der nimmt mich über ein Jahr oder zwei. So lange werde ich freilich warten müssen, bis ich versorgt bin. Und er ist ein anständiger Mensch, und ich möchte es gewiß gut haben bei ihm.“

„Beim Herrn Glogar? Den willst heiraten?“ Gabriele verstand den Sinn dieses Ausrufes nicht, begriff kaum, wie der bloße Gedanke, sie, mit ihrer Vergangenheit, könne das Weib eines Ehrenmannes werden wollen, wie es der Lehrer war, ungeheuerlich und gotteslästerlich in der Seele ihrer Tante klingen mußte. So nickte sie denn nur. Frau Salome aber stand rasch auf und ging in innerer Bewegung in ihr Zimmer. „Wart'!“ gebot sie kurz. Als sie wieder erschien, hielt sie ein großes Umhängetuch in der Hand und hüllte sich darein; ein Päckchen versorgte sie in der Tasche. Dann entriegelte sie die Tür und rief der Susanne, wendete sich rückwärts: „Komm!“ und ging langsam der Stadt zu. Gabriele aber folgte ihr verschüchtert und willenlos.

Sie hat viel gesprochen während dieses Weges und

hätte doch besser ganz geschwiegen. Denn einen Einblick in Dinge gewährte sie dieser Frau, die als ihre Prüferin und Richterin neben ihr ging, von denen diese keine Ahnung gehabt vor diesem Tage; in eine Versunkenheit, vor welcher es dieser grauste. Und dennoch griff sie ihr einmal ans Herz. Denn als Frau Salome in ihrer Erregung schwer atmend schwankte und stillhielt, da schlang Gabriele ihren Arm um sie: „Bist müde, Tante? Du solltest doch nicht so weit gehen. Warte da, ich laufe in die Stadt um einen Wagen.“ Frau Salome aber wehrte der Jüngeren nicht; den Kopf schüttelte sie aber abwehrend und schritt fürder.

Unferne der Stadt hielt sie zum andernmale an. Schon schimmerten nahe Lichter; die Straße aber war einsam, denn ein unwirsches Stürmen zog in den Lüften: warm wie im Sommer und gewitterhaft lähmend. Und aus ihren Gedanken heraus hub sie an: „Und jetzt, Gabi? Was jetzt? Das alte Leben?“

Sie zuckte die Achseln. „Was bleibt mir übrig? Du willst mir nicht helfen!“

„Ich will nicht,“ klagte Frau Salome. „Ich kann nicht! Kann man dir helfen? Wie du bist? Ich habe oft von dir geträumt, ich habe oft an dich gedacht. Dann bist du auf deinem Pferde gestanden, das wird scheu, ein Hufschlag trifft deine Stirn, und du bist tot, und ich habe weinen müssen im Schlaf.“

„Das kann geschehen,“ antwortete das Mädchen. „Ich bin zu spät zum Geschäft gekommen und in eine zu schlechte Gesellschaft. Und ich habe anfangs vom Stallmeister zuviel Schläge bekommen, weil ich nicht so freundlich war mit ihm, wie andere; so war ich unsicher

und bin es. Aber wenn mich das Tier nur so trifft, daß ich gleich tot bin — nur kein Krüppel möchte ich werden."

„So höre mich, Gabi!" Eine Bitte zitterte aus der Stimme der stolzen Frau. „Ich will dir Geld geben, wenn du mir versprichst, du wirst brav und gehst in eine Diakonissenanstalt. Denn wie du bist, gehörst du nicht unter Menschen, wie wir es sind. Lerne dort die Kranken warten, dich plagen für andere. Kannst du das, hast du Gutes getan, dann soll mit dir werden, was da will — Glück oder Böses, wie es dir verhängt ist."

„Das kann ich nicht, Tante. Da bin ich noch zu jung und zu lebfreudig dazu."

„Ich weiß es selber. Aber was du möchtest, das darf nicht sein; was ich gerne hätte, das kannst du nicht! Da heißt es halt zusehen, wie es kommt und wie du untergehst!"

„So hilf mir, Tante, liebe Tante!" rief sie aufschluchzend und warf sich vor ihr in den Schmutz der Straße nieder. Etwas Schauspielerisches lag in der Bewegung, in ihrem Weinen, und Salomes natürlicher Sinn empfand es. „Steh auf," sagte sie, „du mußt dein gut Kleid nicht verderben. Ich weiß dir keine Hilfe."

„So gib mir einen Rat. Was soll ich tun?"

„Geh ins Wasser! Wasser wäscht rein. Und ich möchte wieder um dich weinen dürfen vor den Leuten, nicht nur insgeheim, wo es mir das Herz abdrückt. Sage selber, wäre es nicht besser, endigen auf einmal, als so, wie du selber Angst hast?" So unbarmherzig war der Sinn, so weich und fast flehend der Ton der Worte!

Gabi wollte Hoffnung schöpfen daraus; aber ein Blick in das versteinert vergrämte Antlitz vor ihr, und sie sah — es war hier keine Hilfe. „So habe ich mein letztes Geld vertan und weiß nicht, wie weiterkommen. Gib mir was, Tante!“ bat sie demütig.

„Da hast.“

„Und geht nicht von da der Fußsteig zur Station? Ich möchte noch zum letzten Zug kommen, damit ich so bald bei meiner Truppe bin, wie es nur sein kann.“

Einen Augenblick setzte der Herzschlag Salomes aus. Da ging der Richtweg, ja. Er war kürzer, viel kürzer. Verfolgte ihn Gabriele, dann mußte sie dahin gelangen, wo er jählings, auf Treppenstufen, um mehr als Manneshöhe abfiel. Dunkle Bäume standen dort, und die Nacht mußte sehr schwarz werden. Die Wasser standen sicherlich an jener Stelle; ein unversehener Tritt, und alles war vorüber. „Geh hin!“ wollte sie rufen. Aber sie hielt sich: Ich darf dem Herrn nicht vorgreifen. „Dein Weg ist weit, Gabi,“ sagte sie laut, „und du weißt nicht, wohin du kommen wirst. Geh der Straße nach. Du kommst zurecht, wohin es dir bestimmt ist.“

So schieden sie. Im Lenzesbrausen. Das wehte der, die heimwärts ging, fördersam im Rücken, das hemmte Gabrielens Schritte. Das zwängte beider Gewänder eng an den blühenden wie an den greisen Leib, daß sie flatterten, nach rückwärts nachstrebend die der einen, fliehend nach vorne die der andern — wie Wunsch und Erfüllung. Aber oft verhielt die Alte, und ihre Blicke flogen zurück ins Dunkel; oft rastete sie, und nicht allein vor den Mühen des Steigens, das der be-

tagten und ansehnlichen Frau die Brust schnürte. Nicht einmal vornehmlich darum kam sie keuchend und sehr matt in ihre Wohnung. Sie trat in die Stube, und es fröstelte sie stark. Sie ging in die Küche, nahm weiches Holz und eine Axt, denn sie fühlte ein Bedürfnis nach körperlicher Arbeit. Wenige Hiebe, und ihr Arm lahmte. Sie nickte vor sich hin: „Es geht nicht. Es geht halt nicht!" und rief der Susanne. Mit einer sonderbaren Andacht sah sie der zu, wie sie das Scheit klein machte und dann im großen eisernen Ofen das Feuer entzündete. Einen Stuhl ließ sie sich ganz nahe stellen und starrte in die Glut. Dann erhob sie sich, holte Gabrielens Briefe und was sie sonst von ihr besaß, und trug es mit müden Schritten zur Lohe. Ein Glückwunsch zum Jahreswechsel von der Hand des Kindes fand sich darunter. Sie las ihn, und plötzlich konnte sie sich nicht enthalten und mußte ihre Lippen auf die sauber und mit peinlicher Beflissenheit ausgeführte Unterschrift drücken. „Da darf ich es noch," sprach sie für sich. Dann, mit einem jähen Entschlusse, warf sie alles in die Flammen. Ein Knistern — da brannte die Puppe; ein Kreisen der glimmenden Papiere. Sie sah es fast begierig; hernach schlang sie ihre Arme um die Sessellehne, legte ihr Haupt darauf und verharrte so lange regungslos und im Dunklen, daß man kaum wissen konnte, ob sie schlief oder wachte.

So betraf sie Rupert. Noch war die Lampe nicht angesteckt, wenn es schon völlig Nacht war, und die Sorge, als er unterwegs nicht die hellen Fenster seiner Wohnung sah, die sonst weithin durch die Finsternis schienen, hatte ihn hasten gemacht. Nun fand er alles

im gleichen. Er selber brachte das Licht; sein Gruß aber blieb unbeantwortet. Das verdroß und beklemmte ihn. Er trat zu seinem Weibe: „Was hast?“ und rührte Salomens Schulter. Sie schrak in sich und sah ihn mit roten, schwimmenden Augen an, die vor dem gelben Lampenscheine blinzelten, blieb aber stumm. Er aber gewahrte ihre Verstörung, sah ihr ernstes und trauervolles Gesicht und wurde noch heftiger und schrie: „Was hast? Was war los? Was hast gedacht? Ich will es wissen!“ Sie aber schwieg immer noch gegen ihre Gewohnheit, und so kam ihm plötzlich die Furcht, sie möchte krank werden, und er konnte seiner Besorgnis nach seiner Art doch nicht anders Luft machen, als polternd: „Hast dich um die Gabi gegrämt? Verdient es das schlechte Mädel? Denkt die an wen?“ — „Sie war da, Rupert.“ — „Hat just Geld gebraucht, was? Was war?“ — „Nichts.“ Und nach diesem Worte geschah etwas, dessen sich Rupert während der ganzen Dauer seiner Ehe nicht entsinnen konnte: Frau Salome ergriff seine Hand und drückte sie fast leidenschaftlich und fiel ihm dann um den Hals. — „Was heißt das?“ schrie er; aber durch den gemachten Zorn bebte seine Beängstigung vor den Gründen einer solchen Wandlung. Keine direkte Erwiderung. Nur nach einer Pause: „Ich denke, wir haben unser Lebenlang und genug gestritten.“ — „Und warum?“ fragte der erstaunt. — „Wir sind alt beide und möchten hinscheiden im Unfrieden.“ — „Das hat noch Zeit, denke ich!“ rief er; „mir ist noch gar nicht danach, und dir nur heute wegen der Verfluchten!“ — „Schimpfe sie nicht,“ klang es gepreßt zurück, „die so wenig für sich kann, wie wir.“

Und mit einem Rucke richtete sie sich ganz auf und sah ihn voll an: „Wir sind alt, Rupert, und mögen Ruhe genießen und uns gönnen. Und es wird Zeit, daß wir unser Haus bestellen.“ — „Ja, warum denn?“ — Sie aber, in einem Tone, so leidenvoll und klagend, daß es ihn ergriff: „Es hat keine Weile mehr, glaube es mir! Es möchten unrechte Hände über das kommen, was wir in Ehren erworben haben . . .“

Dreizehntes Kapitel.

Während aber diese zwei also Frieden schlossen über einem zerstörten Leben, das nicht zuletzt durch ihre ewige Uneinigkeit zerscheitert war, ging Gabi bergab, die Stadt durch, und hielt sich vorsorglich im Schatten der Häuser, um nicht gesehen zu werden. Ueber die Bleicherwiese, die ihr so deutsam und für ihr Leben fast entscheidend geworden war. Die dürftigen Häuschen der Webervorstadt entlang: allenthalben klang das Klappern und Rasseln der Webestühle, die noch immer nicht Feierabend gemacht hatten, eintönig und häßlich um die Wandernde. Bis sie endlich ins Freie trat; hinter ihr waren die Lichter und vor ihr die Nacht, in die sie nun mühsam und mit dem Sturmwinde kämpfend hinaustrat. Und um sie und in ihr waren viele Stimmen laut und ängstigten sie.

Es war beklemmend dunkel. Zwischen dem schwarzen Himmel, der schwarzen, frisch umbrochenen Erde, dann, da sie ins Ueberschwemmungsgebiet kam, den schwarzen Wassern, die murmelnd und ewig regsam wa-

ren, zog nur ein ungewisser, lichter Streifen dahin: die Straße, der sie folgen mußte. Nur einige Schritte weit konnten ihre Augen diese absehen, und wenn sie eine Krümmung machte, dann war ihr immer, als sei die Wegsamkeit zu Ende und müsse dort über ein Kurzes ein neues und entsetzliches Schrecknis ihrer harren. Es ging sich ihr schlecht; der Pfad war fast grundlos, und sie wurde bald müde. Sie aber eilte vorwärts und wußte nicht, wohin, und wenn sie eines klaren Gedanken überhaupt fähig war, dann sicher nur des einen: Wozu oder warum das alles?

Auch war die Straße ganz verödet. Sonst verkehren hier die Frachter, welche die Verbindung mit dem Oberlande vermitteln, und der Einsamen hätte eine Menschenstimme, ein Fluch, selbst ein Peitschenknallen Musik gedünkt neben der furchtbar eintönigen Weise, die der Sturm und die Wogen sangen. Sie vernahm nichts Aehnliches; nur ein rascher Wagen fuhr an ihr vorüber. Sie trat beiseite, damit ihr Staat nicht bespritzt werde, winkte dem Kutscher und schrie mit aller Macht, er solle sie mitnehmen. Er vernahm ihren Ruf nicht oder hatte es zu eilig, und ihr war das Weinen nahe, daß sie ihr Taschentuch vor die Augen pressen mußte. Zu ihrem Erstaunen kam ihr keine Träne, und sie wanderte weiter ins graue Endlose; das erste Dorf durch, am Wirtshause vorbei, durch dessen Fenster streifiges Licht auf die Gasse fiel. Ein Weilchen dachte sie an kurze Rast; aber sie verzog nicht.

Sie hatte Eile.

An eine Rückkehr aber dachte sie nicht einmal während dieses trostlosen Weges. Was die Tante von ihr

begehrte, begehren mußte, wie sie wohl verstand, das zu leisten fühlte sie sich unfähig. Sie hatte nie Kranke sehen, nie Klagen und Jammern hören können, fühlte sich nicht ernst genug, die Pflichten zu erfüllen, welche einer Pflegerin obliegen. Hundert grauenvolle Bilder des Siechtums und der Schmerzen sah sie vor sich, dachte sie nur daran. Fast war sie dann wieder froh, daß alles so gekommen: unschwer konnte sie sich es malen, wie ihr Rupert nunmehr begegnet wäre, und sie begriff kaum mehr, wie sie diesen Schritt überhaupt unternommen habe. Aber Geld, mehr Geld hätte ihr die reiche Tante doch geben dürfen; sie hätte sie nicht so hilflos wieder ins Elend stoßen müssen. Das war häßlich von der; aber endlich — was verschlug das jetzo? Und achselzuckend hastete sie weiter; bemüht, ihr Mäntelchen mit der einen Hand zusammenzuhalten, den Hut, den sie vom Kopfe nehmen gemußt, in der andern. Sie sah sonderbar genug aus in solchem Aufzuge: barhaupt und mit verwehten Haaren, in neumodiger Gewandung und mit geschminktem Gesichte.

Aber noch einen Rat hatte ihr die Tante gegeben: „Wasser wäscht rein, Wasser wäscht rein!“ Sie glaubte die unbarmherzigen Worte allenthalben zu hören, im Windesrufen, im Gurgeln der Fluten, und betraf sich dabei, wie sie sie selber vor sich hinsprach. War das nicht das Rechte? Nicht besser, als in hoffnungsloses Elend dahinschreiten und wissen, daß es kein Entrinnen daraus mehr gäbe? Aber davor schauderte ihr junges Leben doch noch zurück, und dann: Ertrunkene sind so häßlich! Schließlich gar so ohne jede Aussicht war sie nicht. Es konnte noch eine Rettung kommen, und für

die erste Zeit war sie doch geborgen. Sie ließ ihr Ober- kleid los, tastete in die Tasche und prüfte — sie hatte dazu noch nicht Zeit gefunden — was sie in der trug. Es waren ziemlich viel und größere Noten; das mußte, ihrem Ueberschlag nach, mehr machen, als sie selbst in einigen Wochen verbrauchte. Und was dann kam? Wo- zu da sorgen und warum sich härmen? „Es wird schon gehen, wird schon gehen," sang sie sich halbleise vor und hatte eine kürzeste Ermutigung dabei. Dann nahm sie die Noten vor, betastete sie, brachte sie ganz an die Augen, freute sich mit ihrem Besitze und hielt sie mit klammernden Fingern, während sie so stand.

Sie mußte weiter; die Besorgnis, sie könne den Zug versäumen, fiel ihr auf die Seele. Da tauchten die Hütten der zweiten Ortschaft schon aus dem Dunkel und grüßten gastlich. Die war kurz und rasch durch- schritten, und sie stand bald wieder dem Grollen der jäh- lings aus ihrem Schlummer geschreckten Natur gegen- über. Sie hatte nun doch nicht mehr so weit zu ihrem Ziele. „Eine Stunde noch," sprach sie sich selber sehr laut zu, damit sie doch einen Menschenlaut vernehme. Aber gerade nun fühlte sie sich sehr müde und erschöpft. Ihr Körper, dem sie in jeder Beziehung sehr viel zu- gemutet und noch nichts gegeben hatte an diesem Tage, machte seine Ansprüche geltend. Sie zwang sich, wollte nirgends mehr vorsprechen; denn ein sonderbarer Geiz war in ihr lebendig geworden. Jeder Heller schien ihr von Belang. So schleppte sie sich denn vorwärts, aber ganz maschinenmäßig, selbst ohne rechtes Bewußtsein, wie es nicht selten bei Menschen der Fall, die zum Tode ermattet sind, ohne ausrasten zu können. Die Glieder

gehorchen immer noch und willenlos einem übermächtigen Antriebe, den ihnen der Geist gegeben; er selber aber ist längst in halben Schlummer versunken. Mechanisch und gleichmäßig setzte Gabriele Fuß vor Fuß und fühlte sich gelähmt und wieder erregt vor dem Wehen des Lenzsturmes. Ihr war sehr heiß.

Da grüßte wieder ein Licht. Die Straße wurde belebter; Männer kamen an ihr vorüber und zogen verwundert an den Hüten. Sie steuerte achtlos dem Schimmer, der letzten Wegmarke vor der Haltestelle der Eisenbahn, zu. Es war ein Wirtshaus und nicht gar gut berufen. Es kamen Leute hierher, welche tagscheue Geschäfte abzuwickeln oder ein Anliegen an die hübsche kraushaarige Wirtstochter hatten. Besonders Gewitzte mochten beides vereinigen. Das wußte Gabriele nicht; aber sie konnte vor Ermattung nicht weiter und meinte, beim nächsten Schritt umsinken zu müssen. So trat sie ein, und hier hat man sie lebend zuletzt gesehen. Sie setzte sich auf die lange Holzbank und bestellte ein Glas Bier. Man brachte es ihr; dann leistete die Justin' wieder dem einzigen Gaste Gesellschaft, der neben Gabrielen noch in der öden Stube war. Sie war ungemütlich kahl; die Zinngefäße gleißten an der Wand; aus einem Schränkchen hervor lugten die Schnapsflaschen; in all dem und in dem Wasser des Kübels, bestimmt, die gebrauchten Gläser zu reinigen, leuchtete ein grelles Lampenlicht nach. Justin' und der späte Gast kicherten miteinander und warfen verstohlene Blicke auf die Einsame, die den Kopf in die Hand stützte und ihre Musterung mehr fühlte als gewahrte, während sie unverwandt auf die giftig grüne Tischplatte starrte.

Sie blieb nicht lange. Einen Augenblick, den sie sich unbeachtet glaubte, nützte sie, um ihr Geld zu überzählen und im Brustlatz zu verwahren. Es schien ihr nun wieder sehr wenig, und sie wurde betrübt darüber. Dann zahlte sie und ging. Kaum aber daß sich die Tür hinter ihr geschlossen, erhob sich der andere Gast. „Laufst ihr nach?" fragte die Justin'. — Er nahm den runden Hut: „Willst vielleicht eifern? Das hätten wir zwei miteinander doch nicht nötig." — „Ich mag's aber nicht, und ich bin's nicht, die dich braucht." — Die versteckte Drohung wirkte. „Ich will nichts von ihr. Sie kommt mir nur bekannt vor, und ich bin neugierig darauf, ob es wirklich die ist, welche ich meine. Ich hätte auch noch zu Hause zu tun. Halt derweil offen; es kann immer noch wer kommen, und ich bleibe auch nicht lange aus. Warte auf mich."

Es war etwas heller geworden, soferne der Vollmond hinter den Wolken lag und ein unbestimmtes Grauen die Welt durchfloß. Auch wehte es gelinder, und Gabi hätte besser vorwärts kommen mögen, wäre ihre Rast nur nicht zu kurz, um sie zu stärken, eben lang genug gewesen, daß ihr ihre Erschöpfung erst recht fühlbar wurde. Aber die reine Luft nach dem dumpfen und abscheulichen Qualm, den sie kaum geatmet, tat ihr dennoch wohl, ob sie gleich ihre Verstörtheit nicht scheuchen konnte. Die saß zu tief. Hinter ihr pfiff jemand; mit ängstlicher Erwartung horchte sie, wie der Ton näher und näher kam, und sah nicht auf vom Boden, auf den sie in stumpfsinniger Verdrossenheit die Augen geheftet hielt. Bis ihr der landesübliche Gruß zugerufen wurde. Sie erwiderte nichts; nur einen scheuen Blick warf sie

auf den Mann, der ihr nicht ganz fremd erschien und sich sichtlich bemühte, mit seinen langen, torkelnden Beinen gleichen Schritt mit ihr zu halten. „So spät noch auf der Straße, Fräulein?"

Keine Antwort. Ihr unheimlicher Begleiter lachte heiser und rauschig: „Das Fräulein fürchtet sich. Ich hab's ja gesehen, wie sie im Wirtshaus Geld gezählt hat. Aber ich tu' ihr nichts. Ich bin nur ein Lump; aber ein Räuber bin ich nicht — die ganze Welt kann's nicht anders sagen. Im Gegenteil; ich bin dem Fräulein nur nachgegangen, um es zu beschützen. Sie will doch zur Station?"

Keine Antwort. Der Trunkene fuchtelte mit offenen Händen in der Luft. „Da rennt das Fräulein vor mir und will mir davon und läuft ohne mich ins Unglück. Oder weiß sie vielleicht, daß die Fabriksarbeiter schlechte Schufte sind und sich wenig daraus machen möchten, jemand Einsamen ins Wasser zu schmeißen und vorher auszurauben? Aber ich werde sie beschützen, ich!" Er schlug sich hallend vor die Brust.

Keine Antwort. „Und was krieg' ich für meine Gutheit?"

Eine ungestüme Angst bemeisterte Gabi. Die Silbermünzen, die sie eben erhalten hatte, hielt sie ihm hin und rief in den schrillen Tönen eines geängstigten Kindes: „Da haben's! Aber jetzt lassen's mich. Ich schrei'!"

Der andere lachte häßlich. „Möchte Ihnen wenig helfen. Ist noch weit zur Fabrik, und fragt sich, zu wem sie stehen. Aber einen Kuß möchte ich haben!" Er legte seinen Arm um ihre Hüfte, und sie zuckte zusammen. Und jene Berührung wie diese Bewegung — sie währte

nicht das Teilchen einer Sekunde — war deutsam für beide. Denn ein anderes Bild erstand vor Gabi: grundverschieden und wieder dennoch ähnlich. Der gleiche graue Himmel damals wie heute; dieselbe Schwüle, dasselbe Wasserbrausen, der gleiche Druck an ihrer Hüfte, den sie ähnlich nie mehr empfunden zu haben sich erinnern konnte; selbst ein ähnliches, lähmendes Gefühl, wie vor Jahren. Sie wich zurück; er aber folgte ihr. Auch in seinem Auge glomm ein Strahl des Erkennens auf: „Ach ja — das ist ja — nicht wahr, Sie sind? Ja —“ und suchte nach dem Namen. Er beugte dabei sein Gesicht zu ihrem hernieder. Ein ungeheurer Ekel erfaßte sie: der häßliche Branntweindunst seines Mundes wehte sie an. Sie wendete sich rückwärts schreitend; dem Straßenrande zu floh sie vor ihm, der sie häßlich angrinste — so recht die Verkörperung jener Art von Neigung, die sie fast allein erweckt. Er hinterdrein. Ihre Hände waren wie zur Abwehr vorgestreckt; den Körper bog sie zurück, um ihm ferner zu sein, dem sie nicht zu entlaufen hoffen durfte, so unsicher er immer auf den Füßen war. Da trat sie ins Freie; sie taumelte — ein greller Aufschrei, ein Spritzen und Sprühen der Wasser. Ueber seine Stirne sprühte der Gischt; er sah, wie die Fluten eine leichte Gestalt aufhoben, die fortgetrieben war durch die Wucht des Falles, bis sie von der mächtigeren Strömung vertragen werden mußte. Sie mußte ohnmächtig sein. Kein Hilferuf, Totenstille.

Einen Augenblick stutzte der Franz. Dann, so ohne Besinnen, wie ein gut gelernter Hund, vor dessen Augen ein Gegenstand ins Wasser geworfen wird, sprang er

nach und arbeitete mit mächtigen Stößen. Er konnte nichts mehr erspähen, fühlte sich bald beschwert von der Last der Kleider, gelähmt durch Frost und Trunkenheit. Er richtete sich auf und wollte Auslug halten. Da traf ihn ein treibender Balken schwer ins Hinterhaupt; ihm sang es, die Welt war voll Lichter und Farben, und er versank ohne Schrei, ohne Versuch einer Rettung . . .

Sie ist ein tückisches Wasser, die Oder. Ein rechter Tieflandfluß: sachte strömend, aber fast unentrinnbar für den, den ihre geheimen Strudel und Wirbel erfassen, und nur schwer dazu zu bringen, ihren Raub wieder herauszugeben. So hielt sie es auch mit diesen; vorauf schwamm Gabi, hintennach der schwerere Mann, und immer größer ward die Entfernung zwischen beiden. Erst spät fand man sie; in getrennten Ortschaften wurden sie angeschwemmt, und als die letzten Opfer einer Hochflut, die deren nur zu viele gekostet, bestattete man diese beiden, die nur zweimal miteinander zu tun gehabt im Leben — das erstemal sich wie anderen zum Unheil, dann aber, damit der Mann dem Mädchen wiederum unbewußt das Beste bereite, was für sie von dieser Welt und allen ihren Losen noch aufbehalten sein konnte. Fast unentstellt war Gabriele, die sich vor der Häßlichkeit der Todesweihe so sehr gefürchtet; mit einer klaffenden Wunde im Hinterhaupt haben sie den andern ins Grab gesenkt. Bescheid über ihr Schicksal erhielt man erst spät. Spät erfuhr die Justin' das Ende ihres Liebhabers, Frau Salome das Gabrielens. Sie hat ehrlich getrauert. Wer aber heute durch die Kreisstadt geht, der sieht im Weberviertel verwundert ein vornehm und helläugig Haus, das in seine ärmliche Umgebung

gar nicht zu passen scheint. Im Garten dahinter jauchzen die Kinder, denen sonst wohl Weinen näher wäre, denn Jubeln. Es gehört einer Stiftung für die Aermsten, für verlassene und verwaiste Kinder, und ist laut Stiftbrief errichtet von Rupert und Salome Lohwag zum Angedenken an ihre Nichte Gabriele Wagner, die da im achtzehnten Jahre ihres Lebens verunglückt war im wilden Wasser der Oder vom März des Jahres 1878.

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt